

SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 2020

Zeitschrift für
Sächsische
Geschichte,
Landeskunde,
Natur und Umwelt
66. Jahrgang
Heft 2/2020
14,00 €



Industriegeschichte Sachsens



INDUSTRIE.
KULTUR.
SACHSEN.
2020
Jahr der Industriekultur

Lars-Arne Dannenberg, Matthias Donath und Martin Munke Editorial	79
<hr/>	
Walter Wenzel Der sächsische Erzbergbau im Spiegel der Namen	81
<hr/>	
Heino Neuber Kohle – Erbe – Wandel Zur Geschichte und Bedeutung des sächsischen Steinkohlenbergbaues	84
<hr/>	
Sönke Friedreich Städtische Industrialisierung in Sachsen	94
<hr/>	
Ivonne Reichmann Die Entwicklung chemischer Unternehmen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in Sachsen – mit besonderem Blick auf Chemnitz	101
<hr/>	
Sandra Gerbert Die frühe Industrialisierung in den vogtländischen Städten Reichenbach, Mylau und Netzschkau	106
<hr/>	
Günter Naumann Die Entwicklung der keramischen Industrie in Sachsen von ihren Anfängen bis zur Gegenwart	113
<hr/>	
Norbert Peschke Die Königin-Marienhütte Cainsdorf	129
<hr/>	
Wolfgang Uhlmann Chemnitz – die Industriestadt in Sachsen Ein Abriss zur Industrie- und Wirtschaftsgeschichte	144
<hr/>	
Holger Starke Lagerbier, Schokolade und Orientzigarette: Der Aufstieg Dresdens zur Genussmittelmetropole Sachsens	153
<hr/>	
Martin Munke Industrialisierung und höhere technische Bildung in Sachsen	160
<hr/>	
Jan-Peter Domschke und Hansgeorg Hofmann Der Beitrag des Technikums Mittweida zur Ausbildung von Ingenieuren für die aufstrebende Industrie	168
<hr/>	
Sven Brajer Aufstieg und Fall der Oberlausitzer Industriedörfer 1834 bis 2019 Ein Überblick mit Forschungsanregungen	173
<hr/>	
Konstantin Hermann Mehr als buntes Papier Die Sammlung digitalisierter historischer Briefköpfe sächsischer Unternehmen an der SLUB Dresden	177
<hr/>	
Maria Magdalena Verburg Die Reise des Bandoneons von Sachsen nach Buenos Aires und zurück Sächsische Musikinstrumente und der Argentinische Tango	181
<hr/>	
Martin Wittig Der Hortfund von Pratzschwitz Zur Auffindung frühlatènezeitlicher Fibeln im Vorfeld des Kiestagebaus bei Pirna	186
<hr/>	
Rezensionen	192
<hr/>	
Mitteilungen	194

Glückauf!

Mit dem bekannten Bergmannsgruß eröffnen wir ein Themenheft der „Sächsischen Heimatblätter“, das sich mit Industrialisierung, Industriekultur und Industriegeschichte Sachsens befasst. Dicht gefüllt mit aktuellen Forschungen, ist es unser Beitrag zum „Jahr der Industriekultur“, das der Freistaat Sachsen für 2020 ausgerufen hat. Mit diesem Jahresthema soll die Industriekultur gestärkt und einer breiteren Öffentlichkeit nahegebracht werden.

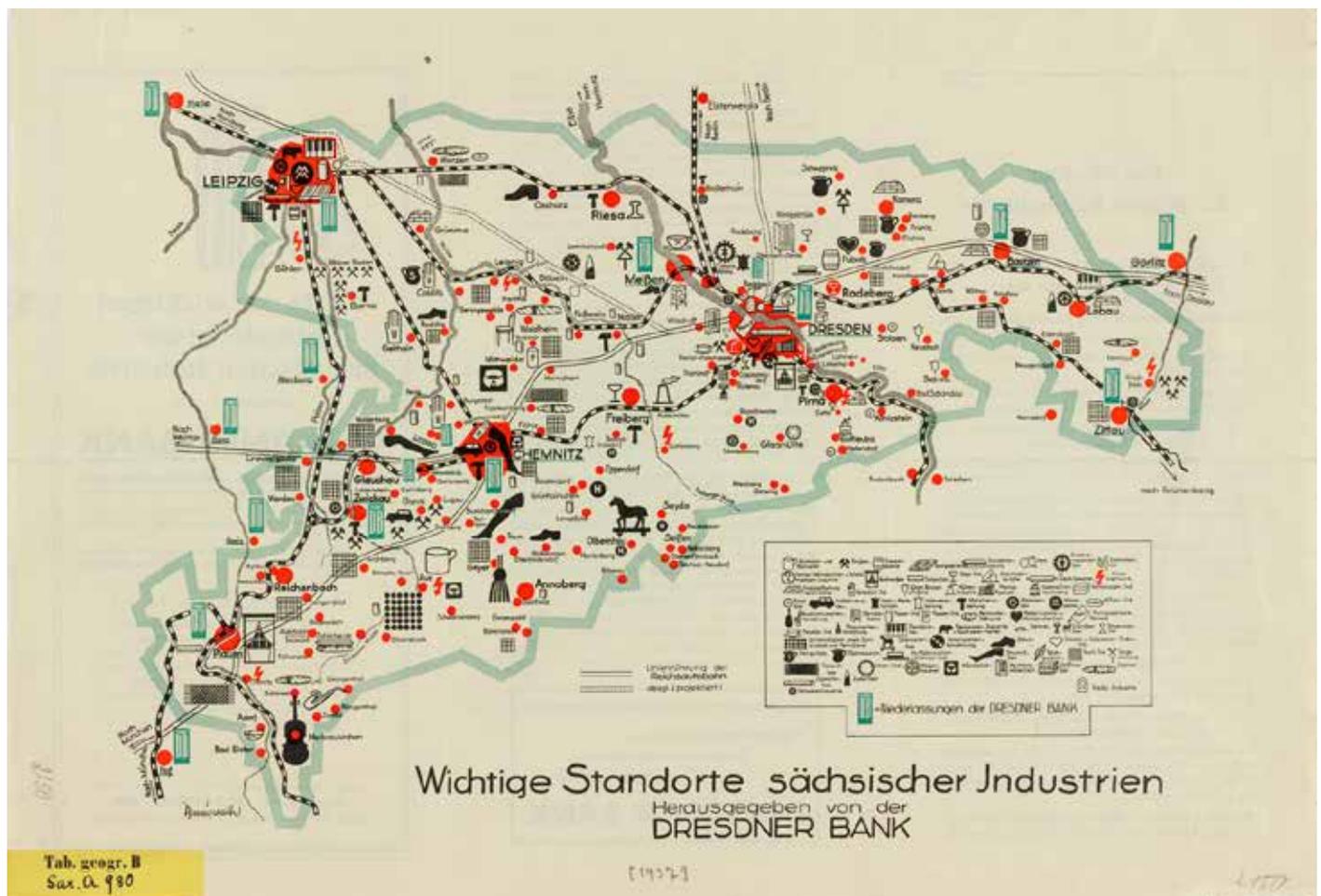
Doch was ist eigentlich „Industriekultur“? Der Begriff steht für die umfassende Beschäftigung mit der Kulturgeschichte des industriellen Zeitalters. Gemeint sind nicht nur Technik und Industrie im engeren Sinne, sondern auch die Entwicklung von Industrielandschaften, die Sozialgeschichte der Arbeit, die Architekturgeschichte von Produktionsstätten sowie Unternehmer- und Arbeiterwohnungen sowie alle Aspekte der Verkehrs- und Wirtschaftsgeschichte.

Sachsen war und ist ein Industrieland, trotz vieler Umbrüche gerade nach 1990. Die Industrialisierung war ein langer Prozess, dessen Anfänge bis ins Mittelalter zurückreichen. Denn die Gründung von Fabriken ab dem frühen 19. Jahrhundert war das Ergebnis einer längeren Vorgeschichte. Sie ist

eng mit dem Bergbau im Erzgebirge verbunden. Das Erzgebirge war eine der innovativsten Bergbauregionen in Europa – und deswegen gilt die Montanregion Erzgebirge seit 2019 als UNESCO-Welterbe. Mit dem Bergbau wurden Technologien entwickelt, die für die Industrialisierung von Bedeutung waren, etwa die Nutzung der Wasserkraft. Bis zur Einführung elektrischer Antriebe erhielten die Maschinen ihre Kraft durch das Wasser der Flüsse – was erklärt, warum so viele Fabrikstandorte in den Tälern des Erzgebirges und Erzgebirgsvorlandes entstanden sind. Der Auftaktbeitrag des Namenkundlers Prof. Dr. Walter Wenzel ruft die Bergbaugeschichte in Erinnerung, die ihren Niederschlag in Stadt-, Dorf- und Flurnamen gefunden hat.

Bergbau und Industrialisierung haben vor allem in Südwestsachsen prägende Spuren hinterlassen. Das war Anlass dafür, die 4. Sächsische Landesausstellung in Zwickau durchzuführen. Genau genommen handelt es sich aber nicht um die eine Ausstellung, sondern um mehrere Ausstellungen an verschiedenen Standorten, die unter dem Titel „Boom. 500 Jahre Industriekultur in Sachsen“ zusammengefasst sind. Zur Zentralausstellung im

Industriestandorte in Sachsen, Übersichtsplan mit Eintragung der Infrastruktur und der dominierenden Branchen, 1937 © SLUB, Deutsche Fotothek



Audi-Bau Zwickau und den sechs „Schauplätzen“ in Freiberg („SilberBoom“), Chemnitz („Maschinen-Boom“ und „EisenbahnBoom“), Oelsnitz/Erzgebirge („KohleBoom“), Crimmitschau („TextilBoom“) und wiederum Zwickau („AutoBoom“) gesellt sich später noch die Energiefabrik Knappenrode bei Hoyerswerda, die ihre Pforten am 3. Juli 2020 dann in neuen Räumen und in völlig neuem Gewand öffnet. Die Neueröffnung wurde von der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen, die das „Jahr der Industriekultur“ koordiniert, zu einem der Programmhöhepunkte des Themenjahres erklärt.

Der Obertitel „Boom“ weckt verschiedene Assoziationen. Das ist nach Aussage der Ausstellungsmacher gewollt. So sei „Boom“ nicht nur der englische Begriff für Konjunktur oder Wirtschaftswachstum, sondern nach ihrer Definition auch eine moderne Übertragung des mittelalterlichen deutschen Wortes „Berggeschrey“. Es bezeichnete eine schnell umlaufende Kunde reicher Erzfunde, wie zuerst im 12. Jahrhundert im Raum Freiberg, und die rasche Entwicklung eines Bergbaureviers. Die englische Fassung transportiere aber auch die rasante Ausbreitung der Industrie in Sachsen und die weltweite Bedeutung zahlreicher Unternehmen, vor allem in der Etappe der Hochindustrialisierung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Ein wichtiger Motor für Sachsens Wirtschaft war der relative Reichtum an Bodenschätzen. Die Steinkohlegruben um Zwickau, Oelsnitz-Lugau und Freital lieferten den Treibstoff für die Industrialisierung. Heino Neuber stellt diese Standorte vor und erklärt die sich wandelnden Abbau- und Fördertechnologien, die mit dem wachsenden Rohstoffhunger mithalten mussten. In einem Rundgang durchschreitet er zugleich das Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge. Es ist eines der Schauplätze der Landesausstellung. Die größte Eisenhütte Sachsens im 19. Jahrhundert war die Königin-Marienhütte in Cainsdorf, heute ein Ortsteil von Zwickau. Sie nutzte die Kohle aus dem Zwickauer Revier und lieferte Bauteile für Eisenbahnschienen und Brücken, wie Norbert Peschke zeigt.

Aber was nützten Rohstoffvorkommen ohne die Ingenieurskunst? Auch dafür war Sachsen berühmt. Die Betriebe brauchten Fachkräfte, und diese mussten jenseits traditioneller akademischer Strukturen ausgebildet werden. Martin Munke führt durch die Geschichte der Ingenieursausbildung in Sachsen und stellt die Orte dieser Technika und Hochschulen vor, während Prof. Dr. Jan-Peter Domschke und Prof. Dr. Hansgeorg Hofmann detaillierter auf das Technikum Mittweida eingehen.

Unser Themenheft liefert keinen vollständigen Abriss der Industriegeschichte Sachsens, enthält aber doch Überblicksartikel zu verschiedenen Branchen. Dr. Günter Naumann erläutert die Entwicklung der keramischen Industrie in Sachsen von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Ivonne Reichmann behandelt die Anfänge der chemischen Industrie. Und Dr. Holger Starke widmet sich der Nahrungs- und Genussmittelindustrie, die vor allem in Dresden einen Schwerpunkt hatte. Mit der

Industriegeschichte der Landeshauptstadt antwortet er auf einen vorausgehenden Aufsatz zur Wirtschaftsgeschichte von Chemnitz. Dr. Wolfgang Uhlmann umreißt kundig, warum und wie die Stadt zum „sächsischen Manchester“ wurde. Er geht dabei auch auf die Umbrüche des 20. Jahrhunderts und die Deindustrialisierung nach 1990 ein.

Das Heft ist eine gute Mischung aus Beiträgen, die eine landesweite Perspektive haben, und Artikeln, die besondere Orte, Branchen oder Industrielandschaften in den Blick nehmen. Dr. Sönke Friedreich widmet sich in einem Überblicksartikel der Industrialisierung der Städte. Auch er macht deutlich, wie sich Bevölkerung, Infrastruktur und vor allem die sozialen Netzwerke durch die Industrialisierung verändert haben. Andere Beiträge widmen sich eng umgrenzten Regionen. So behandelt Dr. Sandra Gerbert eine industrielle Verdichtungszone, welche sich recht früh im nördlichen Vogtland ausbildete und die Städte Reichenbach/Vogtland, Mylau und Netzschkau umfasste. Sven Brajer berichtet über die Industriedörfer in der südlichen Oberlausitz. Genau wie im Vogtland entwickelte sich hier ein bedeutender Standort der Textilindustrie. Diese war enormen wirtschaftlichen Schwankungen ausgesetzt, je nach Lage des Weltmarkts. Sven Brajer macht auf die Auswirkungen von Krisen aufmerksam, etwa die Weltwirtschaftskrise ab 1929, die zu einer unglaublichen Arbeitslosenquote von 91,9 Prozent in Neugersdorf führte, oder auf den Strukturwandel nach 1990, der eine massive Deindustrialisierung mit sich brachte.

Im Vogtland und im südwestlichen Erzgebirge entwickelte sich aus einer handwerklichen Instrumentenfertigung im 19. Jahrhundert eine weltweit bedeutsame Musikinstrumentenindustrie. Auf einen bemerkenswerten Kulturtransfer macht Dr. Maria Magdalena Verburg aufmerksam. Sie schildert die Reise des Bandoneons von Sachsen nach Argentinien und zurück.

Ihren Stolz auf die erreichte Lebensleistung und die erzeugten Produkte zeigten die Firmengründer und Unternehmer auf den Briefköpfen ihrer Firmen. Meist enthalten sie ein überdimensioniertes und idealisiertes Abbild der Fabrik. Sie sind ein beeindruckendes Zeugnis sowohl des Unternehmens als auch des grafischen Könnens und der künstlerischen Vorlieben der Zeit, wie Dr. Konstantin Hermann in der Vorstellung von durch die SLUB Dresden digitalisierten Sammlungen historischer Briefköpfe sächsischer Unternehmen zu erklären vermag.

Gewissermaßen außer der Reihe stellt Martin Wittig abschließend einen sensationellen archäologischen Fund vor, der ihm kürzlich „vor die Füße fiel“ – aber lesen Sie selbst!

Wir hoffen, dass Sie das Heft zu einer weiteren Beschäftigung mit dem Thema Industriekultur anzuregen vermag. In diesem Sinne wünschen spannende Erkenntnisse,

Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath und Martin Munke



Der sächsische Erzbergbau im Spiegel der Namen

Walter Wenzel

In der slawischen Frühzeit des späteren Freistaates Sachsen, von der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts, war die Erzgebirgsregion eine weithin unbewohnte Waldwildnis, denn die Slawen siedelten in der Regel nur bis zu einer Höhe von 300 m über NN und auf Böden mit einem Wert von über 50 Punkten (auf der Skala von 1–100). Erst seit dem 12. Jahrhundert kamen im Zuge der Ostsiedlung

Tausende deutscher Bauernfamilien ins Land. Mit Beil und Rodehacke rangen sie dem Urwald Ackerflächen und Wiesen ab. Sie mussten sich mit Böden zwischen 20 und 50 Punkten begnügen. Die von ihnen angelegten Siedlungen, oft langgezogene Waldhufendörfer, erhielten die für jene Zeit typischen Namen. Es waren meist Zusammensetzungen, bestehend aus einem Personennamen und dem Grundwort -dorf. So entstan-

Frohnauer Hammer in Frohnau
bei Annaberg
© Wikimedia (Harke)

den mehrere Hermannsdorf, Hermersdorf und Hermsdorf („Dorf des Herrmann“). Von dieser Namensschicht aus der agrarischen Epoche unterscheiden sich mehr oder weniger deutlich jene Ortsnamen, die auf den erzgebirgischen Bergbau Bezug nehmen.

Als Erstes ist der Landschaftsname **Erzgebirge** selbst zu nennen, der erst relativ spät aufkam. Im 12. Jahrhundert hieß das spätere Erzgebirge „der Béhaime walt“, der Wald, durch den der Weg zu den Bewohnern Böhmens führt. 1429 berichtet eine Urkunde, dass die Hussiten über „walt [...] in das Land gen Meichsen“ gezogen seien. Noch 1590 gebraucht Petrus Albinus aus Schneeberg in seiner „Meißnischen Land- und Bergchronika“ diesen Namen, spricht daneben aber auch von „den Erzgebirgen“ im montanistischen Sinne als von den „Stätten der Erzgewinnung, des Bergbaues“. Erstmals wird 1558 ein „Hauptmann der Erzgebirge“ erwähnt.

Die mit der erzgebirgischen Bergbaulandschaft und den dort entstandenen Siedlungen in Zusammenhang stehenden Ortsnamen lassen sich in mehrere Gruppen einteilen. Hier sind zuerst die Namen der erzgebirgischen Bergstädte zu nennen, die ihre Entstehung dem Bergbau verdanken. Es handelt sich bei ihnen vor allem um Zusammensetzungen mit dem Grundwort -berg. Die geographische Bedeutung „hoch ansteigende Geländeerhebung“ trat bei der Entstehung und dem Gebrauch dieser Namen in den Hintergrund, obgleich die so benannten Siedlungen in einer Gebirgslandschaft lagen, in den Vordergrund rückte die Bedeutung „bergbaulich nutzbares Gelände, erzführendes Gestein, Erz und Bergwerk überhaupt“. Allen voran stehe hier der Name der ältesten erzgebirgischen Bergstadt **Freiberg**, 1195 „Vriberge“, 1218 „Friberch“, 1466 „Freiberg“, „Freyberg“, ‚Siedlung am freien Berg‘, aus mittelhochdt. *vri* ‚frei‘ und *berc* ‚Berg‘. Das Wort „frei“ bezeichnet hier den vom Landesherrn mit der Bergfreiheit ausgestatteten Bergbauort, das Gebiet, in dem jeder unter Beachtung des geltenden Bergrechts frei nach Mineralien schürfen konnte, ohne dass der betreffende Grundherr den Abbau behindern durfte.

Ein beachtlicher Teil der Bergstadtnamen enthält als Bestimmungswort den Namen eines volkstümlichen Heiligen des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts. Damit sollten die Bergleute bei ihrer gefährlichen Arbeit unter den Schutz des Heiligen gestellt werden, der ihnen gleichzeitig reichliches Erzvorkommen und ergiebige Ausbeute sichern sollte. Oft erfolgte die Namensverleihung nach den Vorgaben des Landesherrn. Das geschah z. B. im Fall von **Annaberg**, heute Stadt Annaberg-Buchholz. Der Ort hieß 1492 „Schregkennpergk“, 1494 „Schreckenperg“, 1496 St. „Annabergk“, 1499/1500 „Schreckenperg“, zu der Nawenstadt oder sannt Annabergk“. Die reichen Silberfunde am Schreckenperg (aus mittelhochdeutsch *schrecken* ‚jäh aufspringen‘) führte zur massenhaften Zuwande-

lung von Menschen und zur Anlage einer Stadt. 1497 erfolgte die Verleihung von Stadt- und Bergrecht durch Herzog Georg von Sachsen. Der Ort hieß zunächst Neustadt am Schreckenperg und bekam dann 1501 auf Veranlassung des Herzogs, eines Verehrers der heiligen Anna, durch Kaiser Maximilian offiziell den Namen St. Annaberg. Der zweite Teil des Namens Annaberg-Buchholz, 1497 **Buchholz**, 1498 „Buchholtz bey dem Schreckenperge zu Sant Anna“, benannte ursprünglich eine eigene Siedlung, die nach Errichtung der St. Katharinen-Kirche noch bis ins 18. Jahrhundert auch „St. Katharinen-Berg im Buchholz“ hieß. Ähnlich wie mit Annaberg verhält es sich mit **Marienberg**, 1521 (neue Bergstadt) „zue Schletten“, 1523 „S. Marien Berg“, 1530 „Berg-Stadt Marienberg“. Die Stadt wurde als Bergbaugründung seit 1521 neben dem eingegangenen Dorf Wüstenschletta am nördlichen Hang des Schlettenbaches, dem Stadtberg, neu angelegt und unter den Schutz der Gottesmutter gestellt.

Die Namen der übrigen mit dem Bergbau in Zusammenhang stehenden Städte mit dem Grundwort -berg gehen oft auf ältere Flurnamen zurück, so z. B. **Schneeberg**, 1453 „Sneberge bie Zwickow“, 1477 „Sneberg mit den zechin doruff“, 1479 „die gewercken des Snebergs“, 1488 „den gewercken des Schneebergs vnd Nawestetels“. Es handelt sich um einen ursprünglichen Bergnamen, 1479 zu *Mons Nivis* latinisiert (lateinisch *nix*, *nivis* ‚Schnee‘), so benannt, „weil alle mal bey ausgange des winters der Schnee darauf am langsten blieben“. Die ältesten Belege beziehen sich zunächst auf den Berg, wo man um 1470 umfangreiche Silberlagerstätten entdeckte, später auf die an seinem Hang angelegte Siedlung. Ein bekannter Bergbauortsname aus dem Osterzgebirge ist **Altenberg**, 1451 „off dem Geuſingisberg“, 1465 „Bergk Gusingk“, 1485 „uff Gewsing“, 1489 „auf dem Aldenberge“, 1512 „die Nawe stad“, 1516/17 „vom Alden berge“. Benennungsanlass war der Zinnabbau am Geisingberg. Der Name beruht auf frühneuhochdeutsch *geußen* ‚gießen, übergießen‘, zu beziehen vielleicht auf ‚vom Wasser umflossener Berg‘ oder ‚Berg, bei dem gegossen wird‘, womit ‚Zinn gießen‘ gemeint ist. Auf den Geisingberg geht der Ortsname **Geising** zurück, 1449 „das Smedewerg im Gewsing“.

Seit dem 16. Jahrhundert fand in Bergbauortsnamen als Grundwort -tal weite Verbreitung. Mit der fortschreitenden technischen Verbesserung der Erzverhüttung und -verarbeitung wanderten die Poch- und Hammerwerke sowie Schmelzhütten in die Gebirgstäler ab, um dort die Kraft des fließenden Wassers auszunutzen. Als weitbekanntester Ort mit Silberbergbau sei allen voran **St. Joachimsthal** angeführt, heute tschechisch *Jáchymov* in Nordwestböhmen, 1520 „od Jochnstalu“, „na Joachimsthalu“, 1526 „Perkwerch Joachimsthal“, 1581 „im Joachimsthal“, in der deutschen Mundart kurz Thal genannt. Bei der Na-

mengebung wählte man als Bestimmungswort Joachim, den Namen des Mannes der heiligen Anna, der Mutter Marias. Die in Joachimsthal geprägten Münzen nannte man Taler, worauf der weltbekannte Dollar zurückgeht. Gegenüber auf sächsischer Seite liegen **Hammerunter-, Ober- und Unterwiesenthal**. Auf den Bergbau weisen ausdrücklich hin: 1590 „Hammer am Wiesenthaler Waßer“, 1751 „Unt. Wiesenthal [...] Bergflecken an der böhm. Grenze, mit 2 Hammerwerken [...] als der Schlosserhammer u. der Schmiedeberg-Hammer“. Als Grundwort erscheint -hammer z. B. in **Auerhammer** bei Aue, 1537 „Hammer an der Mulda“, 1699 „zum Auerhammer“. Das Grundwort -hammer fiel manchmal wieder aus, so bei **Erla**, eine Werksiedlung und ehemaliges Hammergut bei Schwarzenberg, 1551 „Erlehammer“. Gleiches geschah im Fall von **Bahra** südlich von Dresden, 1548 „der Hammer die Bahr“, 1561 „Barhammer“, ursprünglich altsorbisch *Bara, aus *bara ‚Sumpf‘. Außer dem hier genannten *Bara kommen slawische, auf den Bergbau hinweisende Ortsnamen bis auf eine Ausnahme nicht vor. Es handelt sich um **Klep-pisch**, Werksiedlung bei Pirna, 1445 „Cleplatzsch“, 1548 „Hamer der Klepitzsch“, altsorbisch *Klepač, aus urslawisch *klepati, dazu obersorbisch klepač = ‚pochen, klopfen, hämmern‘.

An die Hammernamen seien die Schmiedennamen angeschlossen, so **Nieder- und Oberschmiedeberg** bei Annaberg-Buchholz, 1539/40 „Zwei Schmiedewerck“, 1541 „Beide Schmidbergk“, und **Schmiedeberg** bei Dippoldiswalde, 1412 „in dem nuwin Smedewerg“, 1437 „mit dem Smydewercke“, 1492 „Smidberg“. Ursprünglich lautete nach Aussage der Belege das Grundwort -werk ‚Fabrik, Betriebsanlage‘, aus mittelhochdeutsch werc(h).

Eine Anzahl Bergbauortsnamen geht auf mittelhochdeutsch Hütte ‚Gebäude zum Schmelzen der Erze‘ zurück. Einer der ältesten von ihnen ist **Muldenhütten** bei Freiberg, 1363 „smelczhutten mit vier blasbalgen“, 1393 „eine hütte an der Mulda“, ferner **Hütten** bei Königsstein, 1445 „czwene hemmer adir czwey smedewerg [...] von der hutten“. Die Bezeichnung kommt als Bestimmungswort in dem Ortsnamen **Hüttengrund** bei Marienberg, vor, 1572 „Hutgrundt“, 1791 „Hüttengrund [...] mit 6 Wohn- u. Zechenhäusern“. Die Bergstadt **Glashütte** bei Dippoldiswalde, 1445 „Glaßehütte“, ist nach einer Schmelzhütte benannt, in der sogenanntes Glas- oder Glaskupfererz (Silberglanz) aufbereitet wurde. Mit der Glasproduktion hat der Name, wie manchmal angenommen, nichts zu tun.

Eine beträchtliche Anzahl von Namen nimmt auf die beim Bergbau gewonnenen Erze und Metalle Bezug. Selten sind Ortsnamen aus Bezeichnungen von Edelmetallen. Lediglich ein Dorf südöstlich von Zwickau heißt **Silberstraße**, 1551 „Silberstraes“, 1791 „Silberstaße [...] Ao. 1474 vom Bergbau und Durchfahrt des geschmolztten Silbers nach Zwickau entstanden“. Bei den niederen Metallen fand vor allem die Gewinnung von Zinn

und Eisen ihren Niederschlag in Namen. Weithin bekannt ist **Zinnwald**, auf böhmischer Seite heute Cínvald, dort bereits 1378 „de Zimewald“, 1466 „von des seyffens wegen uff dem Czinwalde“, auf sächsischer Seite 1555/56 „14 feuerstedt uffm Zinwalde“, 1791 Zinnwald. Der auf Zinnvorkommen hinweisende ursprüngliche Waldname wurde auf die Siedlungen übertragen. **Eisenberg**, seit 1934 Moritzburg, 1358 „Ysenberg“, verdankt seinen Namen dem Vorkommen von Raseneisenerz in dieser Gegend.

Vom Bergbau zeugen des Weiteren die Seifen-Namen. Sie beruhen auf mittelhochdeutsch sife ‚langsam fließender Bach und die von ihm durchzogene Bodenstelle, Sickerwasser‘, frühneuhochdeutsch seife ‚Sickerwasser‘, in bergmännischer Bedeutung ‚Ablagerung von Mineralien auf der Gebirgsoberfläche, welche aus der Zerstörung anstehender Gebirgsmassen und Lagerstätten, Ab- und Zusammenschwemmung entstanden ist‘, auch ‚Erzwäsche‘. Schon früh wird **Seifen** bei Dippoldiswalde, bezeugt, 1465 „in den Seiffen“. Seifhennersdorf bei Zittau, 1423 „Henrici villa Zeyff“, 1584 „Niederhennersdorf samt den Seiffen“. Relativ selten sind die aus mittelhochdeutsch zech(e) im Sinne von ‚Bergwerksgenossenschaft und deren Grube‘ hervorgegangenen Ortsnamen, so **Eisenzeche** östlich von Olbernhau, 1539/40 „Zeche“, 1840 Eisenzeche. In Ortsnähe kündigt noch die einstige Grube „Weißer Löwe“ von früherer Eisenerzgewinnung.

Viel häufiger als Ortsnamen spiegeln Flurnamen den Bergbau wider. Sie sind meist nur einem engen Benutzerkreis bekannt. Aus dem Bereich der oben angeführten Bedeutungsgruppen und darüber hinaus können nur einige von vielen hier genannt werden: Bergsteig, Bleiberg, Hammerberg, Goldberg, -bach, Silberberg, Zechenberg, Stollen, Häuersteig, Eisenstraße, Zechengrund, Zechenteich, mehrere Haldennamen, so Haldenfeld, Große Halle (= Halde) und andere. Hinzu kommen die vielen Gruben- oder Zechennamen, meist mit dem Namen eines Heiligen oder einer Heiligen, so St. Blasius, St. Barbara und weiteren. Ergiebiger Erzabbau wurde als Gnade Gottes angesehen, so entstand **Gottesgab**, bekannt auch als Ortsname, tschechisch Boží Dar, 1546 „die Perkhwerch Gotsgab“. Hoffnung und Erwartung bringen zum Ausdruck: Silberhoffnung, Unverhofft Glück, Besserung und viele andere. Aber auch Enttäuschung und das Ausbleiben erhofften Reichtums fanden ihren Niederschlag in den Grubennamen, so Verlorene Hoffnung, Irrgang, Wassersuppe usw.

Der Bergbau hat auch unter den Familiennamen, seine Spuren hinterlassen, so als Steiger, Wäscher, Schmelzer, Wasserzieher, Haustein, Schlegel, Feustel und dergleichen.

Obige Darstellung führt uns ein weiteres Mal das historische Namengut als ein getreues Spiegelbild der Gesellschaft und ihrer Vergangenheit vor Augen.

Literaturhinweis

Grundlage des Beitrages bildet die Abhandlung von Hans Walther: Bergbaunamen im sächsischen Erzgebirge, in: Hans Walther: Zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte Sachsens und Thüringens, Leipzig 1993, S. 463–499. Die angeführten Beispiele stammen fast ausschließlich aus dem dreibändigen Werk von Ernst Eichler/Hans Walther (Hrsg.): Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen, bearb. von Ernst Eichler, Volkmar Hellfritzsch, Hans Walther und Erika Weber, Berlin 2001. Die Beispiele aus Böhmen stehen bei Antonín Profous: Místní jména v Čechách, Bde. I–V, Bd. IV zusammen mit Jan Svoboda, Bd. V von Jan Svoboda und Vladimír Šmilauer, Prag 1947–1960.

Autor

Prof. Dr. Walter Wenzel
Leipzig



Kohle – Erbe – Wandel

Zur Geschichte und Bedeutung des sächsischen Steinkohlenbergbaues

Heino Neuber

Namhafte Persönlichkeiten des aufstrebenden Bergbauortes Lugau vor dem Hintergrund der Doppelschachanlage Gottes-Segen- und Glückauf-Schacht des Steinkohlenbauvereins Gottes Segen, 1868
© Heimatmuseum Lugau/Erzgeb.

Einführung

„Das Land Sachsen gehört zu den glücklichen Besitzern von Steinkohlenlagern, die nun schon seit langer, langer Zeit abgebaut werden und dem Lande die Möglichkeit gegeben haben, sich so stark wirtschaftlich zu entwickeln und einer dichten Bevölkerung Verdienstmöglichkeiten zu bieten.“ Diese im „Erzgebirgischen Haus- und Heimatkalender 1936“ getroffene Einschätzung gibt einen Kausalzusammenhang regionaler Rohstoffvorkommen mit überregionaler Industrialisierung und nachhaltiger Landesentwicklung. Sie darf für die wichtigen Steinkohlenreviere Sachsens in Anspruch genommen werden, waren doch die „schwarzen Diamanten“ entscheidender Wegbereiter der bedeutenden Wirtschaftsgebiete um Zwickau und Chemnitz so-

wie im Döhlener Becken. Denn wider manch weitverbreitetem Vorurteil wurde die sächsische Industrie jahrzehntelang vollständig mit dem begehrten Brennstoff versorgt, lange Zeit sogar ein Überschuss verzeichnet. Damit nehmen die Vorkommen eine wichtige Stellung bei der „Anschubfinanzierung“ für die Entwicklung dieser Gebiete und der gesamten sächsischen Wirtschaft ein. Wie weit hätten sich das „sächsische Manchester“ Chemnitz oder das „Tal der Arbeit“ um Freital entfalten können, wenn der wichtigste Rohstoff nicht in großen Mengen aus der Nähe herbeizuschaffen gewesen wäre? Es bleibt Spekulation, doch liefert die einst weltbekannte Königin-Marienhütte in Cainsdorf bei Zwickau wohl eines der besten Beispiele – ausschlaggebend für ihre Ansiedlung war die Steinkohle, nicht unmittelbar das Eisenerz. Doch nicht nur der längst

aufgebrauchte Wert bezeichnet ihr Erbe: Als prägender Träger landschaftlicher, kultureller und sozialer Entwicklung kommt dem Bodenschatz in seiner Gewinnung bis heute Bedeutung zu. Sichtbar denke man dabei nur an die entstandenen Haldenlandschaften, an landmarkierende Industrie-architektur und nicht zuletzt an die lebendige Traditionsarbeit.

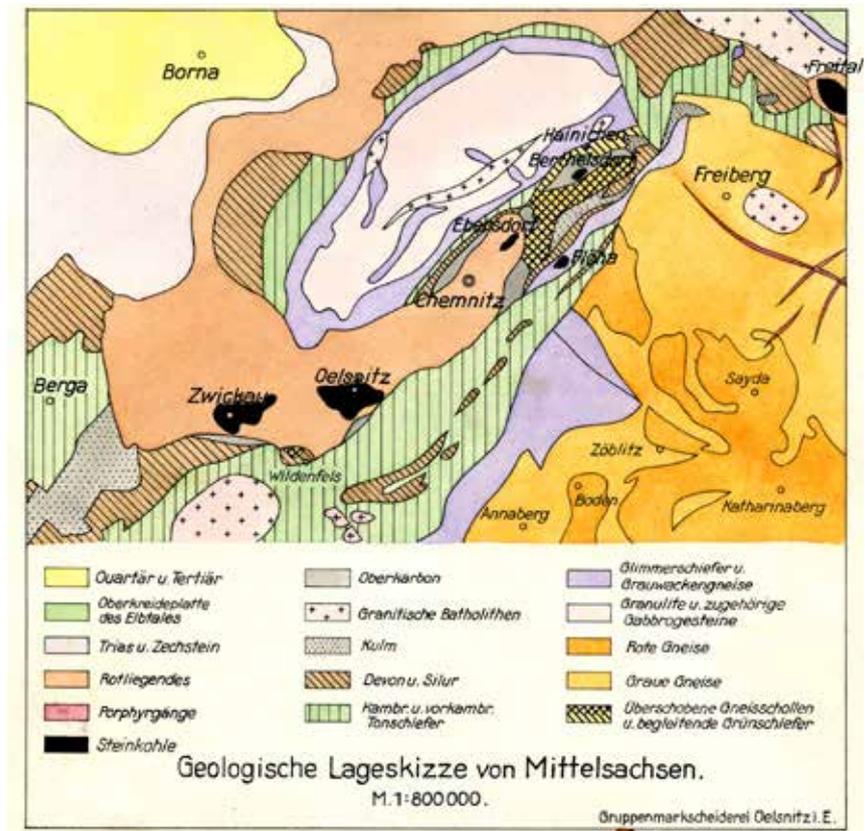
Ein wahrhafter „Schauplatz“ also, dieser sächsische Steinkohlenbergbau. Im Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge entfaltet sich sein mehrhundertjähriges „Werk“ aus dem Handlungsrahmen des wirkmächtigen Originalstandortes Kaiserin-Augusta-Schacht. Als gesellschaftliches Gedächtnis bündelt er die identitätsstiftenden Energien, die dem sächsischen Steinkohlenbergbau aus lebendiger Entfaltung menschlichen Gestaltungswillens innewohnen. Denn die Vielgestaltigkeit seiner Entwicklung war und ist durch einzelne Personen und Personenverbände bestimmt. Daher stehen jene im Mittelpunkt der Darstellung, die als Denkende, Handelnde und Schaffende mit ihren verschiedenen Beweggründen die Kohlegebiete voranbrachten: die Menschen. Bereits beim Einstieg in die damit wörtlich zu nehmend sehr persönliche Ausstellung empfangen sie die Besucher. Herausragende Zeugen ihrer Zeit, wie Karl Marx oder Karl May, die man wohl nicht mit diesem Bergbau in Verbindung bringt. Dazu Persönlichkeiten, die durch unmittelbares Wollen, Wirken und Werden untrennbar mit der Antriebskraft der Industrialisierung verbunden sind. Neben Entscheidungsträgern sind das gerade die „einfachen“ Bergleute. Jene zuerst, die sich mit Bild und Lebenslauf in die „Kumpelgalerie“ einschrieben und damit dem Aufruf nachkamen, den tausenden von Kumpeln ein Gesicht zu geben; das Museum als Identitätssort mit Leben zu erfüllen.

Dem lange voran aber schuf vor Jahrtausenden die gestaltende Kraft der Natur mit den Kohlenlagen im besten Wortsinne die Grundlagen, aus denen die Menschen Bodenschätze fördernd heben konnten.

Geologische Bedingungen

Zum Verständnis der Entwicklung und Bedeutung des Steinkohlenbergbaues in Sachsen erscheint es notwendig, einige Erläuterungen zur geologischen und tektonischen Situation der Reviere voranzustellen. Trotz ihrer Unterscheidungen lassen sich die Lagerstätten um Zwickau und Lugau-Oelsnitz zum erzgebirgischen Steinkohlenbecken zusammenfassen, dessen Senkung und Ausfüllung im Oberkarbon begannen. Das Döhlener Steinkohlenbecken entstand als erdgeschichtlich jüngere Ablagerung im Unterrotliegenden.

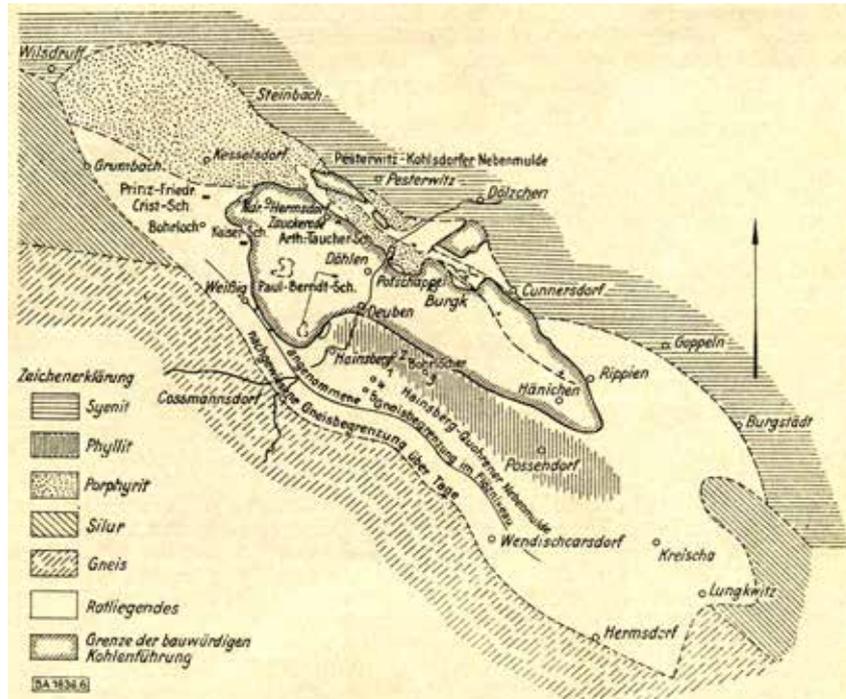
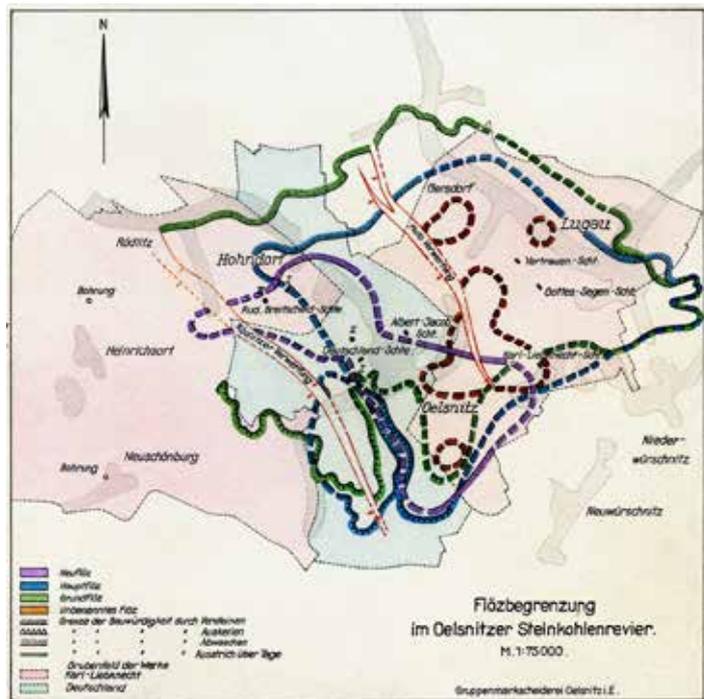
Während die bis zu 300 Meter mächtige Kohlenformation des Zwickauer Reviers auf Schiefen des Oberdevon und Obersilur lagert, erhebt sich das Karbon von Lugau-Oelsnitz rund 180 Meter über einer Gesteinsschicht aus Phyllit. Als Becken limnischer Entstehung besitzt es deren Merkmale in



ausgeprägter Weise. So sind ihm die verhältnismäßig geringe Ausdehnung, die auf kurze Entfernung stark schwankende Zusammensetzung der Flöze und Zwischenmittel sowie die tektonisch stark gestörten Ablagerungen eigen. Der westliche Beckenbereich um Zwickau erstreckt sich auf einer Fläche von etwa 24 Quadratkilometern, der östliche um Lugau-Oelsnitz auf reichlich 20 Quadratkilometern. Die Flöze selbst, von denen im Zwickauer Revier elf und im Lugau-Oelsnitzer Revier 14 festgestellt wurden, bildeten oft mehrere Abteilungen, die sich zu Bänken zerschlügen, wieder scharten, durch Einschieben von Zwischenmitteln trennten, auskeilten oder mit anderen Partien vereinigten. Während in der westlichen Mulde insgesamt 32 Meter bauwürdiger Flözpartien vorhanden waren, die sich bis zu 25 Meter scharten, lag die Gesamtmächtigkeit in der östlichen Senke bei mehr als 35 Meter mit Scharungen über 20 Meter. Beiden Lagern sind Verwerfungen mit mehr als 200 Meter Sprunghöhe eigen, die durch unzählige Sprünge der Kleintektonik weiteren Störungen unterliegen. Begrenzt werden die Ablagerungen durch Abwaschung der karbonischen Schichten im Norden sowie im Westen des Zwickauer Gebiets, durch Versteinerung im Süden sowie Osten des Lugau-Oelsnitzer Gebiets, durch Auskeilen im Südwesten des letzteren und durch den Ausstrich, der in beiden Revieren am Südrand auftritt. Das Einfallen der Flöze ist erheblich. In Zwickau sinken die Ablagerungen auf 4,5 Kilometern um 1.000 Meter nach Nord ab, während das Generaleinfallen um Lugau-Oelsnitz bei bis zu 15 Grad nach

Die geologische Übersicht Mittelsachsens zeigt neben den drei bedeutenden Steinkohlenrevieren um Zwickau, Lugau-Oelsnitz und Freiberg auch kleinere, zum Teil abgebaute Lagerstätten um Borna-Ebersdorf bei Chemnitz, Flöha und Hainichen-Berthelsdorf. Nicht eingezeichnet sind die Kleinreviere Olbernhau-Brandau und Schönfeld.

© Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge, Nachlass Mauersberger



oben links: Flözausdehnungen und -begrenzungen im Lugau-Oelsnitzer Steinkohlenbecken nach dem Kenntnisstand um 1950
 © Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge, Nachlass Mauersberger

oben rechts: Flözausdehnungen und -begrenzungen im Döhlener Steinkohlenbecken nach dem Kenntnisstand 1954
 Aus: Bergbautechnik 3 (1955), Heft 5

Nordwest liegt. Das noch bis in die 1950er Jahre hinsichtlich Kohlenführung und -mächtigkeit unbekanntes Zwischengebiet erschlossen Tiefbohrungen. Es besteht keine Verbindung der Reviere. Das Steinkohlenbecken des Plauenschen Grundes, auch als Döhlener Becken oder Freitaler Steinkohlenrevier bezeichnet, besitzt Kohlenablagerungen von durchschnittlich 30 Meter Mächtigkeit. Sie sind in Sandsteine und Schieferstone einer Rotliegendenmulde eingebettet, die in einer Störungszone im Elbtal-Bereich zwischen dem Gneis des Erzgebirges und dem Meißner Granit-Syenit-Massiv liegt. Den Grund bilden Asche- und Schmelzstufe vulkanischen Ursprungs sowie ein Lavaerguss von dunklem Hornblendeporphyr. Als limnische Ablagerung treten deren Eigenheiten deutlich hervor. Die kohlenführenden Schichten umfassen ein Areal von knapp 50 Quadratkilometern. Von den sieben nachgewiesenen Flözen sind nur wenige stellenweise bauwürdig, wobei ihre Mächtigkeit höchstens zwei Meter erreicht. Durchgängig wirtschaftlich konnte das Hauptflöz gewonnen werden, das bei einer Kohlenführung von vier bis sechs Metern maximal knapp zwölf Meter mächtig war. Es zerfällt in drei Bänke, deren unterste nicht bauwürdig war. Regellose Spalten mit Sandstein- und Lettenausfüllungen von erheblicher Stärke – die sogenannten „Kämme“ oder größeren „Rücken“ – sowie lokal auftretende Vertaubungszonen schufen beträchtliche flözleere Flächen. Vom Ausstrich der Lagerstätte im Norden senken sich die Schichten von 30 Grad auf 10 Grad nach Südwesten. Bedeutende Verwerfungen finden sich im Nordosten. Mit den Ablagerungsmaterialien gelangten mineralische Verbindungen in die entstehende Steinkohle, wodurch es zu Uraneinlagerungen kam. Eine eindruckliche Vorstellung der natürlichen Ressourcen, aus denen die Kohlenlager erwuch-

sen, bietet die Ausstellung bei einem Spaziergang durch den Steinkohlenwald. Versteinerungen von Pflanzen und Tieren sowie seltene Mineralien lassen das Werden der Erde nachempfinden.

Geschichtliche Entwicklung und Bedeutung

Die Anfänge des Steinkohlenabbaues in Sachsen sind nicht nachweisbar. Indessen zählt die Gewinnung am Ausstrich im Süden des Zwickauer Reviers zum ältesten Kohlenbergbau in Deutschland. Ein Verbot zur Verwendung des Brennmaterials in den Zwickauer Schmiedeartikeln von 1348 macht den Bergbau erstmals aktenkundig. Ausgehend vom Kohlberg in Planitz, auf dem bereits im 15. Jahrhundert nachweislich Bergbau umging, traten bis in das 16. Jahrhundert Gruben in den Kohlendörfern Bockwa, Oberhohndorf und Reinsdorf hinzu. Die eigentliche Flur Zwickau berührte der Bergbau erst im 19. Jahrhundert. Eine grundlegende Auseinandersetzung mit der Lagerstätte bildeten die Schriften Georgius Agricolas, der 1519 bis 1522 als Rektor an der Lateinschule Zwickau wirkte. In seinen „Bermannus sive de re metallica“ und „De natura fossilium“ ging er auf den Rohstoff, seine Gewinnung, besonders aber den berühmten „Planitzer Erdbrand“ ein. Entstanden höchstwahrscheinlich durch Selbstentzündung der schwefelkiesreichen Kohle, dürfte der erste Brand noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts andauert haben. Außerordentlich ungünstig für den Steinkohlenbergbau gestaltete sich ein zweiter Erdbrand, den im Dreißigjährigen Krieg plündernde Soldateska legte. Um ihnen die wertvollsten Besitztümer zu entziehen, hatten die Einwohner ihre Habe in die Schächte verbracht und sämtliche Zugänge verstürzt. Durch Anzünden der Schachtkauen und des hölzernen Ausbau-

es konnte das Feuer bis in die Flöze durchbrechen. Löschmaßnahmen leitete man zu spät ein – die Bekämpfung der Flözbrände endete erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch konsequente Erstickung. Allerdings fußte die Entstehung der 1838 gegründeten Geitner'schen Treibegärtnerei, in deren Gewächshäusern Ananas und Bananen sowie die berühmte Viktoria regia gediehen, auf der Erdwärme.

Dieser Epoche nimmt sich in der Exposition der Humanist Agricola selbst an – als eine der lebensgroßen Figurinen, die den Besucher mit Lese-, Hör- und Videobotschaften durch die Ausstellungsgebiete begleiten. Eine Inszenierung im Feuerschein der Ereignisse des großen Krieges führt zurück zu jener Begebenheit, deren flammende Gier nach Reichtümern auf Jahrhunderte hinaus Kohlenschätze verzehrte.

Die Entwicklung des Bergbaues bestimmte über Jahrhunderte eine selbst auferlegte Zwangswirtschaft. Zusammengeschlossen in einer Innung, der Kohलगewerkschaft, fasste man bis 1740 neun Kohlenordnungen, die den Kohlenverkauf, aber auch allgemeine Angelegenheiten, wie Stollenbauten, regelten. Bereits 1520 entstand die „Reiheladung“, die erst 1823 vorläufig ausgesetzt werden konnte. Sie regelte die Reihenfolge der Verladung und des Verkaufs der Kohlen durch die zumeist bäuerlichen Bergbautreibenden, die „Kohlenbauern“, die den Abbau des dem Grundeigentum zugehörigen Bodenschatzes vorrangig betrieben. Der 1554 eingeführte landesherrliche Zehnte stand in Zusammenhang mit dem ersten Unternehmen, das ab 1537 versuchte, den Bergbau in größerem Maßstab zu betreiben. Zur Finanzierung eines Entwässerungsstollens hatte sie dem Kurfürsten gegen freien Kohlenverkauf diesen Zehnten angeboten. Die damit außer Kraft gesetzte Reiheladung führte man schon 1556 wieder ein. Den Zehnten jedoch hatten nun alle Bergbautreibenden bis 1858 zu entrichten. Er bildete den ersten Eingriff des Staates in die freie Kohलगewinnung. Hinzu trat 1557 die Truhenladung (nach der Truhe, einem Hohlmaß). Sie stellte bis 1830 das Vorrecht der eisenverarbeitenden Handwerker umliegender Orte dar, Kohlen zu einem Vorzugspreis geliefert zu erhalten. Die Absatzgebiete dürften um 1600 einen Umkreis bis 30 Kilometer nicht überschritten haben. Um 1640 lieferte man bis Leipzig und Merseburg.

Bedeutendster Bergbautreibender war der jeweilige Besitzer des Rittergutes Planitz, da hier im Gegensatz zu den Nachbardörfern die Kohlenlager zum Gutsbesitz gehörten. 1623 ging das Rittergut an die Kurfürsten von Sachsen über, doch konnten sie sich infolge des Dreißigjährigen Krieges nur wenig daran erfreuen. Die Erträge des Bergbaues fielen insgesamt auf ein Zehntel des Vorkriegsstandes und erlangten erst Ende des 18. Jahrhunderts wieder Vorkriegsstand.

Wiederholt versuchten die Kurfürsten von Sachsen, eine Verstaatlichung des Kohlenbergbaues zu erreichen. Seit 1717 unterstand der Zwickauer Bergbau bergamtlicher Aufsicht. Mit dem Kohlenmandat von 1743 griff erstmals die Gesetzgebung ein. Seine

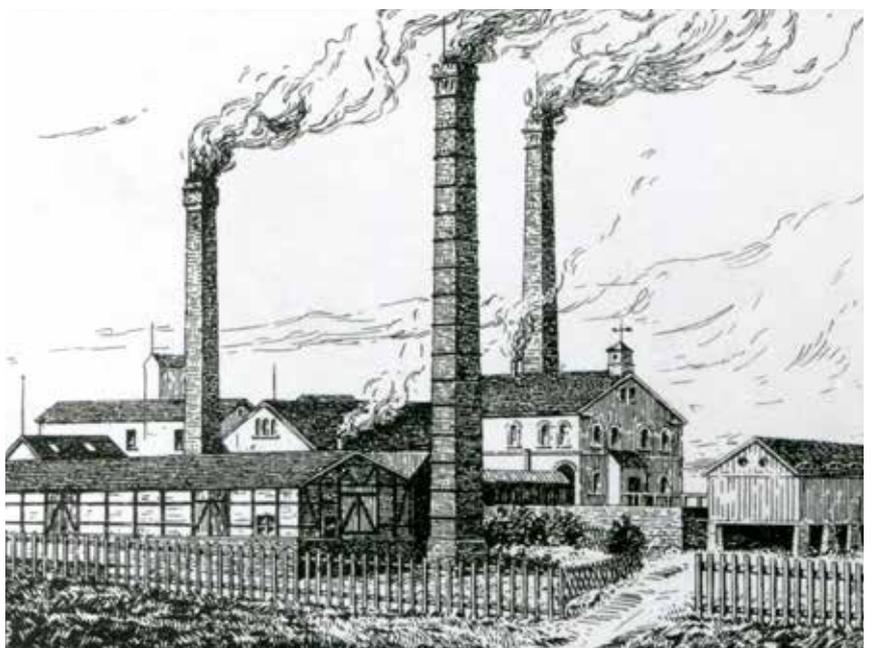


verstärkte Bedeutung erklärte sich aus der Holzknappeheit im Erzgebirge, verbunden mit steigendem Bedarf vor allem der Schmelzhütten. Das Mandat schränkte die Rechte der Grundbesitzer ein, ermöglichte den Bergbau durch Dritte nach Fristsetzung von einem Jahr, befreite von allen staatlichen Abgaben, sah eine Entschädigung des Eigentümers vor und verbot die Kohlenausfuhr außer Landes. Die für das Mandat maßgebliche, an der Universität Leipzig eingereichte Doktorarbeit wird im Original zu sehen sein.

Weiter ging das Mandat über die Gewinnung der Stein-, Braun- und Erdkohlen von 1822, dessen entscheidender Passus die Zahlung des Zehnten an den Grundeigentümer war. Es erschien in einer Zeit, die den Übergang von der handwerklichen Kohलगewinnung auf erste größere Gesellschaften im Zuge der einsetzenden Industrialisierung Sachsens markierte. Die Überwindung der Reiheladung entsprach dem steigenden Be-

Schloss Planitz mit dem Kohlberg, 1825. Eindrücklich wird der bescheidene Umfang des frühen Steinkohlenbergbaues im Zwickauer Gebiet deutlich. Kleine Haspelschächte prägten noch nach Jahrhunderten die „Wiege des sächsischen Steinkohlenbergbaues“. Aus: 75 Jahre Gemeinschaftsarbeit der sächsischen Steinkohlenbergwerke, Zwickau 1936

Vertrauen-Schacht des Erzgebirgischen Steinkohlen-Aktienvereins in Schedewitz bei Zwickau, um 1865. Aus: Erzgebirgischer Steinkohlen-Aktienverein Zwickau, 1924





Blick in das Döhlener Becken, 1835.
Im Mittelgrund die Schächte des
Unteren Reviers mit den Anlagen
zur Kohlenaufbereitung, Kokserzeu-
gung und Gasgewinnung.
© Städtische Sammlungen Freital

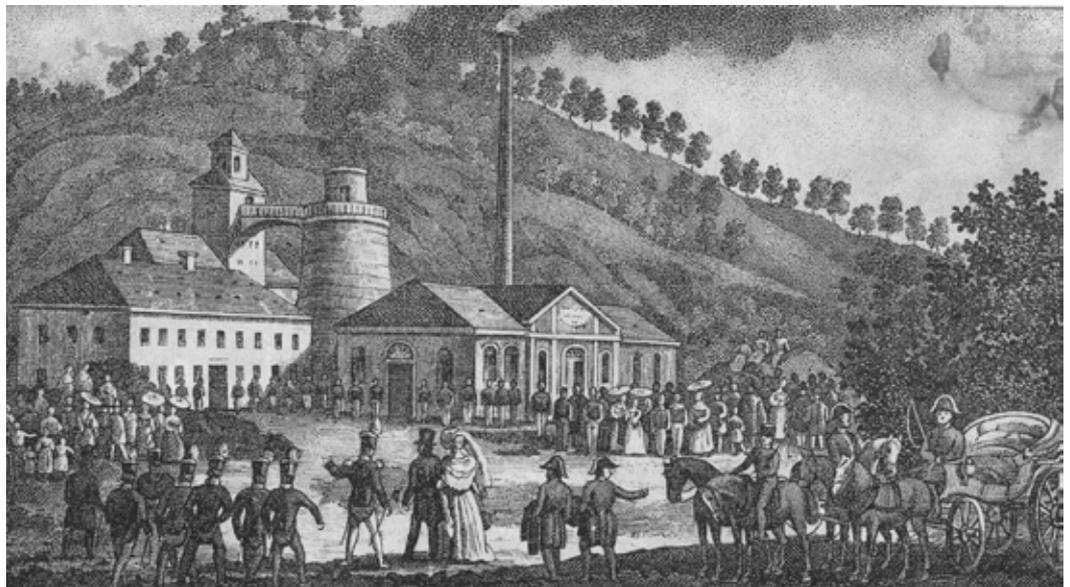
darf ebenso, wie die Verlagerung des Abbaues auf die Zwickauer Stadtflur. Das konnten durch die tieferen Lagerungsverhältnisse nur finanzkräftige Firmen leisten. Bereits 1837 kam es zur Bildung des Zwickauer Steinkohlenbauvereins, dem alsbald der Erzgebirgische Steinkohlen-Aktienverein, die Zwickauer Bürgergewerkschaft und am Ende dieser ersten großen Gründerzeit 1855 der Zwickauer Brückenberg-Steinkohlenbauverein folgten. Neben Unternehmern und Bankiers engagierten sich namhafte Wissenschaftler, wie der Leiter der geognostischen Landesuntersuchung, Bergrat Carl Amandus Kühn oder der Mineraloge August Breithaupt. Eine Ausnahme bildete die Altgemeinde Bockwa, ein Personenverband, der seit dem 16. Jahrhundert ausgehend von der dörflichen Allmende Bergbau treiben ließ und erst 1912 sein Werk veräußerte. Belebend war der 1845 erfolgte Anschluss an die Sächsisch-Bayerische Eisenbahn und folgend an weitere Hauptlinien, was dem Kohlenversand überhaupt des sächsischen Steinkohlenbergbaues bis um 1860 weite Absatzmöglichkeiten eröffnete. Mit der Errichtung der Königin-Marienhütte in Cainsdorf

entstand ab 1840 der bedeutendste Hüttenbetrieb in Sachsen.

Wenn auch in seinem urkundlichen Nachweis nicht so alt wie der Zwickauer Bergbau, so hatte die Kohlenförderung im Döhlener Becken bis dato bereits den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht.

1542 hatte Kurfürst Moritz von Sachsen dem Freiburger Münzmeister Hans Biener das Recht zum Steinkohlenbergbau im Gebiet erteilt – sicher als Versuch, diesen zum Regal heranzuziehen. Die Intention scheiterte aber am Widerstand der Grundbesitzer vor dem Bergschöppenstuhl in Freiberg nach 1577. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erlosch der Bergbau, obwohl man in einem Vitriolwerk die chemische Verarbeitung betrieb. Erst nach dem Mandat von 1743 kam es zu einer neuerlichen Inangriffnahme der Kohlenfelder. Der räumlich getrennt und regellos bauende Grundeigentümerbergbau erreichte bald seine Leistungsgrenzen, auch wenn er sich durch Unternehmerteilhaber von den bäuerlichen Kleinbetrieben im Zwickauer Revier absetzte. 1806 bildete der Staat durch Kauf der Rittergüter Döhlen und Zauckerode sowie den Erwerb umfangreicher Kohlenfelder das Königliche Steinkohlenwerk Zauckerode. Ab 1819 schuf nach Übernahme des Rittergutes Burgk Carl Friedrich August Kребß, der nachmalige Freiherr Dathe von Burgk, das Freiherrlich von Burgk'sche Steinkohlen- und Eisenhüttenwerk.

Die Vereinigung zu den beiden bedeutenden Werken brachte zugleich im Wettstreit einen Entwicklungsschub, der das Revier in technischer und organisatorischer Sicht bis um 1870 an die Spitze des deutschen Steinkohlenbergbaues stellte. Bereits 1810 war mit dem „nassen Siebsetzen“ die Kohlenaufbereitung entscheidend verbessert worden. 1819 kam die erste Dampfmaschine in Gang, 1823 begann die Verkokung, 1828 gefolgt von der Gaserzeugung. 1842 blies man bei den Burgker Werken den ersten Kokschofen in Sachsen an.



Besuch des sächsischen Königs-
paares bei der Friedrich-Au-
gust-Hütte der Freiherrlich von
Burgk'schen Steinkohlen-
und Eisenhüttenwerke 1846,
in der Bildmitte der Kokschofen
© Städtische Sammlungen Freital

Wenn auch 1882 die erste elektrische Grubenlokomotive der Welt in Zauckerode eine neue Ära der technischen und technologischen Ausrichtung im deutschen Bergbau einleitete, konnte das Gebiet bei stetig schwindender Rohstoffbasis der Entwicklung nicht mehr standhalten. Das Zwickauer Revier trat in den Vordergrund, in vergleichsweise kurzer Zeit vom völlig neu entstehenden Lugau-Oelsnitzer Steinkohlenrevier gefolgt.

1831 entdeckte man die Lagerstätte zufällig – erste Versuche endeten erfolglos. 1844 gelang es dem Bergfaktor Wolf, die Bauwürdigkeit der Flöze nachzuweisen. Während einer kurzen Zeit des Grundeigentümerbergbaues ging man mit dem Lugau-Niederwürschnitzer Steinkohlenbauverein 1845 zur großangelegten Kohlegewinnung auf ausreichender Kapitalbasis über. Eine erste Hauptgründerzeit in den 1850er Jahren brachte neben manchen Fehlinvestitionen durch Unkenntnis der Ablagerungs- und Ausdehnungsverhältnisse auch beständige Gesellschaften, wie die Oelsnitzer Bergbau-Gesellschaft oder den Steinkohlenbauverein Gottes Segen zu Lugau. 1858 erfolgte mit der Chemnitz-Würschnitzer Eisenbahn der Anschluss an ein wesentliches Verbrauchsgebiet, das sich aufgrund der Kohlevorkommen erstklassig entwickelte. „Lokomotivkönig“ Richard Hartmann wirkte führend.

Zu dieser Zeit zählte Sachsen zu den Kohlenausfuhrländern. Die Absatzgebiete erstreckten sich bis nach Berlin und Magdeburg, nach Thüringen und vor allem Nordbayern. Der Ausfuhrüberschuss betrug zu Anfang der 1860er Jahre bis zu 20 Prozent der Gesamtförderung. Sie lag 1863 bei rund zwei Millionen Tonnen.

Zwei schwere Grubenunglücke überschatteten die Epoche: Der Zusammenbruch der „Neuen Fund-

	Zwickauer Revier	Lugau-Oelsnitzer Revier	Döhlener Becken
1806	4.900 Tonnen	–	16.500 Tonnen
1840	62.400 Tonnen	–	180.526 Tonnen
1853	336.000 Tonnen	–	338.717 Tonnen
1870	1.843.276 Tonnen	197.600 Tonnen	492.890 Tonnen
1913	2.571.685 Tonnen	2.337.220 Tonnen	536.386 Tonnen

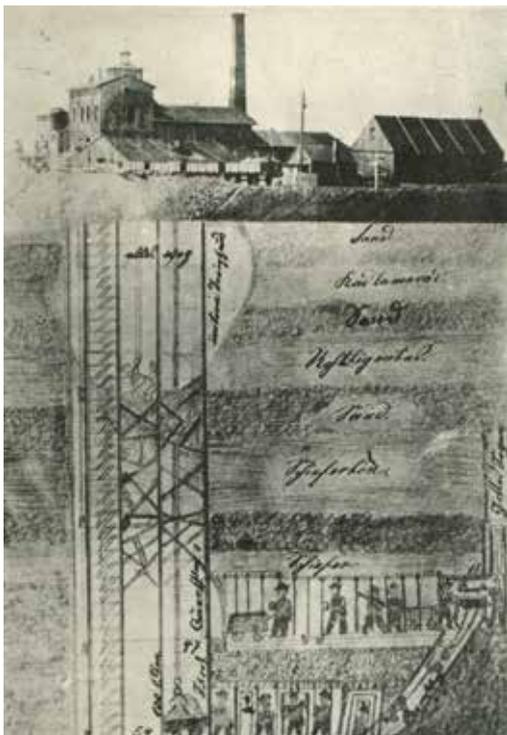
grube“ des Zwickau-Lugauer Steinkohlenbauvereins in Lugau forderte 101 Opfer, die Schlagwetterexplosion auf dem Neuhoffnungs- und Segen-Gottes-Schacht der Burgker Werke 276 Tote. Das Lugauer Unglück führte zu nachhaltigen Veränderungen in Sicherheits- und Versicherungswesen. Lugauer Bergarbeiter traten mit Karl Marx in Kontakt und gründeten 1869 die erste Bergarbeitergewerkschaft Deutschlands. An dieser Stelle werden Verknüpfungen sichtbar, durch die unsere „Ausstellungsbegleiter“ nicht nur erklärt werden, sondern darauf aufmerksam machen, welche Impulse der sächsische Steinkohlenbergbau beispielsweise hier für die gesellschaftliche Entwicklung überhaupt gab.

Neben den drei Revieren standen im heutigen Sachsen noch fünf kleine Abbaugelände teilweise seit dem 16. Jahrhundert in Förderung. Die vielfach minderwertige, wenig mächtige und industriell kaum zu gewinnende Kohle wies ihnen örtliche Bedeutung zu. Zumeist stellte man den Bergbau schon im 19. Jahrhundert ein. Auch sie aber finden ihre Würdigung in einem Bereich, der sich mit den Lagerstätten selbst und insbesondere ihrem Wandel durch den Bergbau auseinandersetzt. Erstaunliches klingt dabei an – nicht nur bei einem Blick auf die in Dresden gegossene Schichtglocke des Deutschland-Schachtes, die diese Abteilung einläutet.

Untereinander standen die Kohlenbezirke bis ins 20. Jahrhundert in stetiger Konkurrenz. Während das Döhlener Becken seinen Aufstieg um 1900 beendete, erreichten die westsächsischen Reviere erst 1913 den Höhepunkt ihrer Entfaltung. Dem ging in beiden zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges eine zweite große Gründerzeit voraus, die im Lugau-Oelsnitzer Gebiet bedeutende Gesellschaften von langer Lebensdauer entstehen ließ, zu denen die spätere Gewerkschaft Deutschland in Oelsnitz oder der Gersdorfer Steinkohlenbauverein zählten. In Reinsdorf bei Zwickau entstand 1867 das Steinkohlenwerk Morgenstern, das technisch und wirtschaftlich nach 1900 eine bestimmende Stellung einnehmen sollte.

Eine Kohlenausfuhr fand aufgrund des relativen Rückganges des sächsischen Anteils an der deutschen Steinkohlenförderung (zwischen 1885 und 1913 von sieben auf drei Prozent) und durch die starke Zunahme der Industrie im Land nicht mehr statt. Dies führte nach 1890 zur Einfuhr immer bedeutenderer Kohlenmengen zur Bedarfsdeckung. Deutlich wird die Bedeutung der sächsischen Steinkohle für die Industrie an den Fabrikgründungen zwischen 1851 und 1900: 67 Prozent der 1906 existierenden knapp 23.000 Betriebe entstanden in dieser Zeit.

Vergleich der Fördermengen



Fotografie der „Neuen Fundgrube“ des Zwickau-Lugauer Steinkohlenbauvereins um 1865 mit zeichnerischer Darstellung der Bruchsituation.

© Sammlung Neuber, Oelsnitz/Erzgeb.

Tagesanlagen des Vertrauens-Schachtes des Erzgebirgischen Steinkohlen-Aktienvereins in Zwickau mit den Einrichtungen zur Kohlenveredelung (Kokerei) und Nebenproduktengewinnung (Benzol, Ammoniak und Teer), um 1930
© Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge



Die Steinkohle fand Veredelung durch Herstellung von Koks und Steinkohlenbriketts, während man Benzol, Ammoniak, Teer und Gas aus den Prozessen gewann. Das durch Kokereigas gespeiste Gaswerk Zwickau bildete den Hauptlieferanten der Landesgasversorgung. Wesentlich war die Bereitstellung von Elektrizität. So versorgte das Kraftwerk des Erzgebirgischen Steinkohlen-Aktienvereins in Zwickau die gesamte Muldestadt mit Strom, während das Erzgebirgische Elektrizitätswerk in Oelsnitz die erste Überlandzentrale Sachsens bildete.

Um die Qualität der Kohlen im Konkurrenzkampf zu verbessern, die Selbstkosten durch Mechanisierung zu senken und dabei den Arbeitsschutz zu optimieren, schritt man in der technischen und technologischen Entwicklung voran, wie wegweisende Innovationen belegen:

1. Die Benzin-Sicherheitslampe durch den Zwickauer Feinmechaniker Carl Wolf 1881. Die

Firma Friemann & Wolf etablierte sich als größter Grubenlampenhersteller der Welt.

2. Die erste Turmfördermaschine (Dampfförderhaspel) der Welt auf dem Alten Heinrich-Schacht der v. Arnimschen Steinkohlenwerke in Planitz, 1883.
3. Das erste elektrische Kraftwerk im sächsischen Steinkohlenbergbau und Nutzung der elektrischen Wasserhaltung sowie Grubenlokomotivförderung beim Steinkohlenwerk Carl G. Falck in Bockwa, 1892.
4. Die schlagwettersichere Kapselung elektrischer Motore und Schalter für den Steinkohlenbergbau nach Vorschlag von Prof. Dr. Theodor Erhard in Freiberg, 1894.
5. Die Erfindung der Kettenrutscheln als Vorläufer der Rutschen- und Bandförderung bei der Gewerkschaft Morgenstern in Pöhlau, um 1895.
6. Das erste große Kraftwerk im deutschen Steinkohlenbergbau, der erstmalige Einsatz elektrisch betriebener Ventilatoren und Haspel untertage und die erste elektrisch betriebene Kohlenwäsche bei der Gewerkschaft Deutschland in Oelsnitz, 1895/96.
7. Die erste elektrische Hauptschacht-Turmfördermaschine der Welt auf dem Neuen Alexander-Schacht der v. Arnimschen Steinkohlenwerke in Planitz, 1902.
8. Die Erfindung des Zementierverfahrens zum Abteufen unter starken Wasserzuflüssen durch Bergrat Alfred Wiede, erstmals eingesetzt beim Morgenstern-Schacht III in Pöhlau, 1900.
9. Die Entwicklung des Windsichters Patent Wiede zur Ausscheidung des Kohlenstaubes vor der Aufbereitung und erfolgreicher Einsatz mit dem Feuerungssystem Patent Wiede als Vorläufer der Kohlenstaubfeuerung auf Morgenstern-Schacht II in Reinsdorf, 1905.

Im Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge befindet sich die wohl weltweit umfangreichste Sammlung von Geleuchten der Zwickauer Weltfirma Friemann & Wolf. Sie konnte durch die Ostdeutsche Sparkassenstiftung und die Knappschaft des Lugau-Oelsnitzer Steinkohlenreviers erworben werden, die als Förderverein des Museums wirkt.
© Ostdeutsche Sparkassenstiftung, Fotograf Uwe Tölle





In diesem Zusammenhang steht die betriebliche Konzentration, in deren Folge mit dem Ende der Epoche (1913) im Döhlener Becken von zehn Werken in 1880 noch zwei, insgesamt aber noch 20 von 61 bestanden. Zugleich bildeten sich in Westsachsen 1902 der Förder- und Verkaufsverband sowie 1909 der Bergbauliche Verein, die nach 1919 in das Sächsische Steinkohlen-Syndikat übergingen bzw. sich auf das Döhlener Revier ausdehnten.

Der Erste Weltkrieg und die Inflationszeit bedeuteten bei außerordentlichem Kohlenbedarf durch verstärkten Abbau der ergiebigen Stellen unter Einschränkung nötiger Aus- und Vorrichtung und äußerster Anspannung der Betriebsanlagen eine Zäsur der günstigen Entfaltung. Einzig das Gesetz über das staatliche Kohlenbergbaurecht von 1918 brachte für das Zwickauer Revier durch Zusammenlegung verstreuter Grubenfelder praktische Vorteile.

Ausgehend von den Notwendigkeiten straffster Betriebszusammenfassung unter starkem Investitionsdruck vollzog sich nach 1919 eine umfassende Konzernbildung. Neben den beiden Werken im Döhlener Revier entstanden im Zwickauer und Lugau-Oelsnitzer Bezirk jeweils zwei Unternehmen, sodass sich die Gesamtzahl von 20 auf neun reduzierte. Die folgenden Jahre standen im Zeichen durchgreifender Modernisierung, um dem starken Rentabilitätsverfall entgegen zu wirken und gleichzeitig die Arbeitsgelegenheit der Kohlenbezirke zu erhalten. Noch 1935 bildete der Steinkohlenbergbau die unmittelbare Lebensgrundlage für etwa 50.000 Menschen, mittelbar lebten die Reviere weitgehend von ihm. Zudem bildete er das Rückgrat der Güterbeförderung der Eisenbahn. Zwickau hatte durch die Kohlenverfrachtung langfristig das größte Güterverkehrsaufkommen in Sachsen; die Strecken des Lugau-Oelsnitzer Bezirks gehörten zu den rentabelsten des Landes. Nun verengten die veränderten Tarifsätze im Nahbereich und das immer stärkere Eindringen von Steinkohle aus Westfalen und Schlesien sowie Braunkohle aus Mitteldeutschland den Absatzraum.

Von der durchaus romantischen Dampfbahnepoche wird übrigens der schon genannte Richard Hartmann „selbst“ berichten – wie sollte es anders sein, findet sich die Ausstellungsabteilung in einem früheren Kohlenwagen, der den begehrten Rohstoff auf den eisernen Pfaden ins Land trug. Diese wiederum entstanden, nicht ohne selbst Meisterleistungen zu sein. Man denke nur an die

Windbergbahn im Döhlener Becken, die als erste deutsche Gebirgsbahn werktags den Kohlenzügen und sonntags den Dresdner Ausflüglern diene.

Doch folgen wir weiter der geschichtlichen Hauptstrecke: Vermehrt bedrängte das Zusammenspiel ungleich schwieriger geologischer Bedingungen, natürlicher Endschaft der Kohlenlager, veränderter Ausnutzung des Rohstoffes, starker Fluktuation unterworfenen Arbeitskräftesituation mit den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise die sächsischen Abbaugebiete.

Ungeachtet dessen sorgte man für Innovationen. So entstand 1922 als frühes Beispiel modernen Eisenbetonbaues der Förderturm des Vereinigtfeld-Schachtes I in Hohndorf im neuartigen Gleitschalungsverfahren nach Berechnungen von Prof. Dr. Franz Kögler in Freiberg. 1924 ging die erste Blasversatzmaschine der Welt bei der Gewerkschaft

Erste elektrische Hauptschacht-Turmfördermaschine der Welt auf dem Neuen Alexander-Schacht in Planitz, erbaut von der AEG, in Betrieb 1902

© Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge

Betriebszusammenfassung im sächsischen Steinkohlenbergbau am Beispiel der Gewerkschaft Gottes Segen in Oelsnitz zwischen 1913 und 1941

© Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge, Nachlass Mauersberger

Entwicklungsgang
im Bergwerksbetrieb der
Gewerkschaft Gottes Segen
Oelsnitz i. E.

Bild 19

	1913	1923	1928	1933	1938	1941
Förder-schächte	12	12	12	12	12	12
Aufbe-reitungs-anlagen	12	12	12	12	12	12
Messel-häuser	12	12	12	12	12	12
Gefolg-schaft	5763	9385	4582	3631	3481	3233
Aus-bringen	1171129 t	912694 t	858948 t	779835 t	1103639 t	1049780 t
Schichtfördereranteil in kg Kohle je Mann u. Schicht bei Gewerkschaft Gottes Segen	701	364	757	874	1202	1235
Schichtfördereranteil in kg Kohle je Mann u. Schicht beim übrigen sächs. Steinkohlenbergbau	710	371	643	742	731	745

Luftaufnahme des Kaiserin-Augusta-Schachts der Gewerkschaft Gottes Segen zu Lugau, Luftbildaufnahme, 1928
© Heimatmuseum Lugau/Erzgeb.



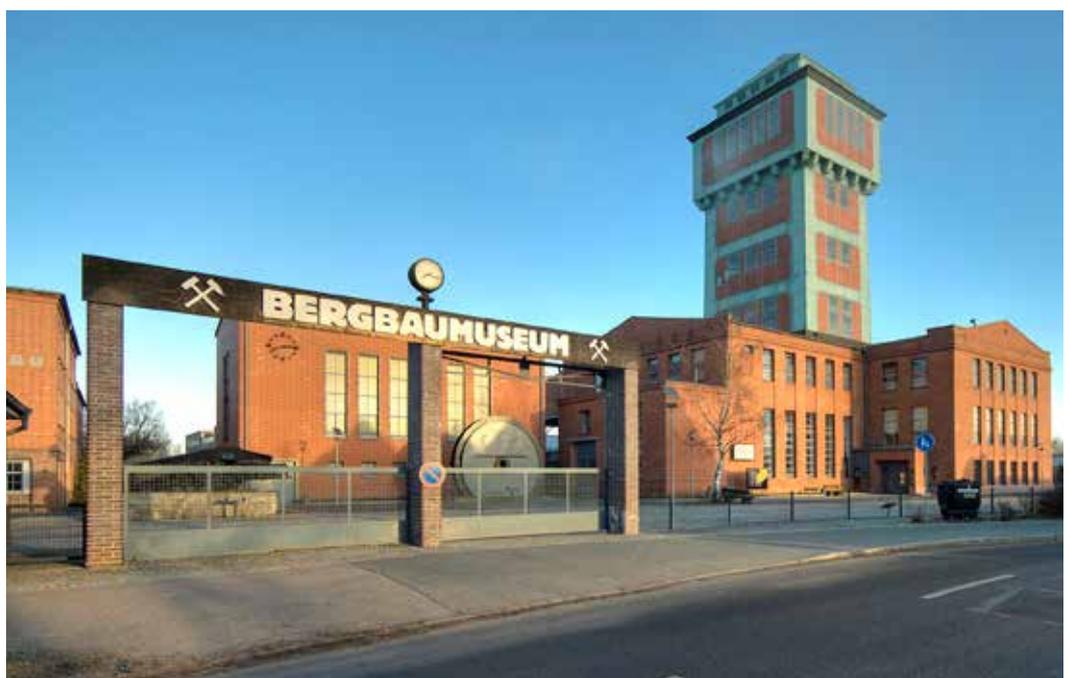
Deutschland in Oelsnitz in Betrieb. Die ersten Holzhängekästen als wesentliche Erleichterung und Rationalisierung des Materialtransportes kamen bei der Gewerkschaft Gottes Segen in Oelsnitz 1934 zum Einsatz.

Schon 1930 aber stellten die Freiherrlich von Burgker Werke den Grubenbetrieb ein. 1936 folgte der Zwickau-Oberhohndorfer Steinkohlenbauverein trotz weitgehender Mechanisierung. Andere Unternehmen schufen nach perspektivischen Vorratsberechnungen modernste Anlagen zur effektiven Ausnutzung der Kohlenfelder. So ließ die zu 92 Prozent im Besitz des Landes Sachsen befindliche Gewerkschaft Gottes Segen den Kaiserin-Augusta-Schacht in Oelsnitz zum modernsten Kohlenschacht Deutschlands ausbauen.

An diesem authentischen Standort präsentiert sich die Sonderschau, die weite Teile des früheren Schachtgeländes einbezieht. So wird die wechselvolle und dabei stets überraschende Historie der Anlage im Untergeschoss des Dampffördermaschinenhauses zu entdecken sein. Dort wird auch klar, was die Fürsten von Schönburg zu Kohlebaronen machte und warum man einmal meinte, dass ein Bergmann kein Maler sein könne – freilich, bis seine Bilder von den Kumpeln aus Sachsen in der Nationalgalerie hingen. Natürlich ist die Fördermaschine selbst in Aktion zu sehen und nicht min-

Heute ist der frühere Kaiserin-Augusta-Schacht als Museum des sächsischen Steinkohlenbergbaues ein authentischer Ort sächsischer Industriekultur. Mit der Schauplatzausstellung KohleBoom ist das Bergbaumuseum Teil der 4. Sächsischen Landesausstellung. Einzigartige, spannende und überraschende Geschichte(n) zu Entstehung, Gewinnung und Verarbeitung der Steinkohle werden lebendig.

Foto: Arndt Gaube



der zu spüren. Als größte noch vorführbare des Landes steht sie nicht nur für den einstigen Kaiserin-Augusta-Schacht selbst. Inmitten des darum sich spannenden Ausstellungsbereiches wird mehr noch die Bedeutung der Dampfkraft als Triebfeder der Industrialisierung deutlich. Nicht zuletzt das stetige Zusammenspiel mit dem Erzbergbau, dessen Maschinendirektor Brendel die erste Dampfmaschine Sachsens erbaute: für die Königlichen Steinkohlenwerke bei Dresden.

Das von ihr gehobene Wasser ist längst im Fluss jener Geschichte entströmt, deren letztes Kapitel nochmals zurück in die 1930er Jahre führt. Die unter den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen langsam spürbare Aufwärtsentwicklung machten die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges zunichte.

Dennoch sollte dem Industriezweig ein entscheidendes, letztes Kapitel vorbehalten bleiben, das sich aus der Teilung des Deutschen Reiches in Besatzungszonen und die nachfolgende Bildung zweier Staaten ergab. Bereits unmittelbar nach Kriegsende wurde deutlich, dass für die Versorgung des sowjetischen Gebiets allein die Steinkohlenvorkommen Sachsens herangezogen werden konnten. Bei einem Anteil von knapp drei Prozent des deutschen Gesamtausbringens fast eine Unmöglichkeit. Alle verbliebenen Vorräte mussten nutzbar gemacht werden. Während man im Lugau-Oelsnitzer Revier bereits seit 1937 an der Erschließung der westlichen Kohlenlager in Richtung Zwickau arbeitete, begann man dort die Ausrichtung des wertvollen Ostfeldes der Gewerkschaft Morgenstern (ab 1949 VEB Steinkohlenwerk Martin Hoop) mit dem Ausbau des Schachtes IV zur neuen Zentralanlage des Reviers ab 1946. Unter Anspannung aller Kräfte erreichten das östliche 1951 mit knapp 1,9 Millionen Tonnen und das westliche erzgebirgische Becken 1958 mit rund 1,3 Millionen Tonnen die höchsten Nachkriegsleistungen. Die Förderung endete nach dem Beschluss des Ministerrates zur planmäßigen schrittweisen Einstellung des Steinkohlenbergbaues in der DDR

vom Dezember 1967 mit dem letzten Hunt Kohle aus dem Karl-Liebknecht-Schacht in Oelsnitz 1971 bzw. dem Martin-Hoop-Schacht IVa in Zwickau 1978.

Der Bergbau um Freital stützte sich weitgehend auf Restpfeiler, die von der Aktiengesellschaft Sächsische Werke in Nachfolge des Königlichen Steinkohlenwerkes bebaut wurden. Nach Feststellung der Urananreicherung bestimmter Flözpartien förderte die SAG Wismut diese „Aktivkohle“. Ab 1950 schloss man das Grubenfeld Dresden-Gittersee auf, das 1955 in Förderung ging. Seit 1968 zur SDAG Wismut gehörig, gewann man dort bis 1989 Uranerz. Die Gehalte lagen im Mittel bei 1.000 Gramm Uran pro Tonne Fördergut. Rund 3.700 Tonnen Uran brachte man zwischen 1949 und 1989 aus.

Diesen vielgestaltigen Aspekten der Geschichte einerseits und der Förderung, Aufbereitung und Veredelung der „schwarzen Diamanten“ andererseits widmet sich ein Bereich, der die Besucher der Landesausstellung in der „Alten Schmiede“ empfängt. Die wuchtigen Hammerschläge sind es nicht mehr, die von der formenden Kraft des sächsischen Steinkohlenbergbaues durch seine Menschen zeugen – es sind Bilder, Filme, Interviews und Dokumente, die in einer ganz eigenen, bergbaulichen Gestaltung etwas ganz Wesentliches für die jüngere Landesgeschichte herausarbeiten: Der sächsische Steinkohlenbergbau hat „die außerordentlich hohe industrielle Entwicklung Sachsens [...] zu einem der größten Industriegebiete Deutschlands grundlegend gefördert und begleitet: das Land Sachsen verdankt nicht zuletzt ihm einen guten Teil des Wohlstandes“. Als entscheidender Faktor der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, kulturellen und landschaftlichen Entwicklung besitzt er noch gegenwärtig seine Berechtigung im Hinblick auf das Leistungsvermögen Sachsens, insbesondere aber das Selbstverständnis und die Wahrnehmung der umgebenden Arbeits- und Lebensräume als bedeutende Impulsgeber sächsischer Landesentwicklung.

Literatur

Bezirksgruppe Sachsen der Fachgruppe Steinkohlenbergbau Zwickau (Hrsg.): 75 Jahre Gemeinschaftsarbeit der sächsischen Steinkohlenbergwerke, Zwickau 1936.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der sächsischen Steinkohle, in: Erzgebirgischer Haus- und Heimatkalender 1936.

Eberhard und Klaus Gürtler: Der Steinkohlenbergbau im Döhlener Becken. Teil 1 – Schächte rechts der Weißeritz, Freital 1983.

Landeshauptstadt Dresden, Umweltamt (Hrsg.): Glück auf Dresden – Von der Kohle zum modernen Gewerbe in Coschütz/Gittersee, Dresden 2015.

Karl Neubert: Geologie und Tektonik der sächsischen Steinkohlenvorkommen unter besonderer Berücksichtigung ihres Einflusses auf Ausrichtung

und Gewinnung, in: Bergbautechnik 3 (1955), Heft 5.

Hans Papst: Entwicklung und Absatzverhältnisse des sächsischen Steinkohlenbergbaus unter besonderer Berücksichtigung der Gegenwart, Diss. Würzburg 1928.

Juliane Puls/Wolfgang Vogel: Der Bergbau im Döhlener Becken von 1945 bis 1989, Freital o. J.

Johannes Richter: Allerlei zur Heimatgeschichte des Lugau-Oelsnitzer Kohlenbezirks, Lugau 1936.

Sächsische Landesstelle für Museumswesen (Hrsg.): Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge (Sächsische Museen, Bd. 12), München/Berlin 2001.

Steinkohlenbergbauverein Zwickau e.V. (Hrsg.): Der Steinkohlenbergbau im Zwickauer Revier, Zwickau 2000.

Autor

Heino Neuber
Bergbaumuseum
Oelsnitz/Erzgebirge,
Pflockenstraße,
09376 Oelsnitz/Erzgeb.,
info@bergbaumuseum-
oelsnitz.de



Städtische Industrialisierung in Sachsen

Sönke Friedreich

Selfaktor-Montagesaal der
Sächsischen Maschinenfabrik
vorm. Richard Hartmann AG,
um 1900/1910

© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

Industrialisierung und Urbanisierung sind in der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts eng miteinander verknüpft. Der Wandel von der überwiegend ländlichen zur städtischen Gesellschaft und die Revolutionierung von Technologie, Produktion und Konsumtion bedingten sich gegenseitig. Die urbane Zivilisation, wie wir sie heute kennen und für selbstverständlich halten, entstand mitsamt ihren lebensweltlichen und alltagskulturellen Ausprägungen auf der Grundlage industrieller Produktions- und Arbeitsweisen. Dieser grundlegende Zusammenhang ist besonders deutlich an der neueren sächsischen Geschichte ablesbar, in deren Verlauf sich Sachsen als ein Pionierland der Industrialisierung etablierte. Obwohl Industriekultur kein rein städtisches Phänomen ist, verwirklichte sie sich doch historisch in den urbanen Zentren in verdichteter und beschleunigter Form: in den Fabriken, den Massen-

quartieren der Arbeiterbevölkerung, den modernen Verkehrsnetzen, der vereinfachten Kommunikation, den Konsumteilen und den ausdifferenzierten Lebenswelten.

Voraussetzungen

Dass Sachsen eine Vorreiterrolle in der industriellen Entwicklung in Deutschland einnehmen konnte, beruhte auf strukturellen Voraussetzungen, die sich bereits während der Frühen Neuzeit ausgeprägt hatten. Nicht nur hatte der Bergbau im Erzgebirge seit dem Mittelalter frühgewerbliche Zentren entstehen lassen, auch das Manufakturwesen differenzierte sich frühzeitig aus, basierend auf dem ländlichen Textilgewerbe, den günstigen Handelsbeziehungen der Region sowie nicht zuletzt der Nachfrage der höfischen Gesellschaft in Dresden. In diesem Zusammenhang erfuhr auch

die Entwicklung der Städte einen deutlichen Aufschwung. In der Mitte des 16. Jahrhunderts gab es bereits etwa 150 Städte in Sachsen, eine Zahl, die schon nahe an den heute gezählten 170 Städten lag. Bereits vor 1800 wuchsen vor allem jene Städte überdurchschnittlich, die später zu Industriestandorten werden sollten, wie zum Beispiel Chemnitz, Reichenbach, Glauchau, Mittweida und Frankenberg. Zahlreiche Orte blieben zwar im 19. Jahrhundert eher unbedeutend, doch entstanden in ihnen kleinere und mittlere Betriebe, durch die Industrie auch in die Kleinstadt geholt wurde. Zudem ist die Existenz urbaner Strukturen und Verkehrsknotenpunkte für die spätere Ansiedlung von Unternehmen nicht zu unterschätzen. Daneben bestand am Vorabend der industriellen Revolution eine Bevölkerungsverteilung, die für die nachfolgenden städtischen Wachstumsprozesse günstige Voraussetzungen schuf: Der Anteil der in der Landwirtschaft berufstätigen Bevölkerung lag um 1830 bei nur 20 Prozent, während beinahe die Hälfte der Bevölkerung unter die besitzlosen oder -armen Landbewohner zählte. Etwa ein Drittel aller in Sachsen lebenden Menschen wohnten bereits in Städten, abgesehen von Dresden und Leipzig insbesondere im Erzgebirge, in Südwestsachsen und in der südlichen Oberlausitz. Damit waren gute Bedingungen für die Mobilisierung der Bevölkerung und die im Zuge der Industrieentwicklung einsetzenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse gegeben.

Beispielloses Wachstum

Während der Hochphase der ersten Industrialisierungswelle erlebte das Königreich Sachsen ein beispielloses Bevölkerungswachstum. Im Zeitraum zwischen 1834 und 1910 vermehrte sich die Bevölkerung im Schnitt um 14,6 Promille im Jahr, während es in Deutschland 9,8 Promille und europaweit sogar nur 8,2 Promille waren. Allein zwischen 1834 und 1890 wuchs die Bevölkerung in absoluten Zahlen von etwa 1,6 Millionen auf etwa 3,5 Millionen Menschen, wobei hierfür nicht alleine die hohen Geburtenraten verantwortlich waren: Im gleichen Zeitraum wanderten etwa 250.000 Menschen mehr nach Sachsen ein als auswanderten. Im letzten Drittel des 19. und dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts war Sachsen das deutsche Flächenland mit der größten Bevölkerungsdichte. In keinem anderen Land war der Anteil der in der Industrie beschäftigten Erwerbstätigen so hoch wie hier. Dieser Wachstumsprozess belegt, welche Zugkraft die sächsische Industrie entwickelte, die – abgesehen von Zeiten konjunktureller Einbrüche – für eine ständig wachsende Nachfrage nach Arbeitskräften sorgte.

Ein Großteil dieser Arbeitskräfte zog in die Städte, wobei dieser Zuzug keineswegs nur den bevölkerungsreichsten Städten Dresden und Leipzig zugutekam. Die Bevölkerung von Zittau etwa wuchs zwischen 1834 und 1910 von etwa 8.500 auf etwa 37.000, Annaberg hatte einen Zuwachs von 6.700



auf 17.000 zu verzeichnen und Döbeln von 5.700 auf 19.600. Am deutlichsten zeigte sich der quantitative Sprung im südwestlichen Landesteil im Dreieck Chemnitz – Crimmitschau – Plauen. Die sich dort rasch entfaltende Textilindustrie und der Maschinenbau sorgten für eine stetig wachsende Nachfrage nach Arbeitskräften. So wuchs Chemnitz zwischen 1843 und 1910 von 21.137 auf 287.807 Einwohner, Crimmitschau von 3.809 auf 28.818 Einwohner, Glauchau von 6.296 auf 25.155 Einwohner, Meerane von 4.339 auf 25.470 Einwohner, Plauen von 9.029 auf 121.272 Einwohner und Zwickau von 6.701 auf 73.542 Einwohner. In den einhundert Jahren vor 1910 erhöhte sich die Zahl der sächsischen Städte mit über 20.000 Einwohnern von zwei auf 14, die Zahl der Städte mit 5.000 bis 20.000 Einwohnern von neun auf 59. Dass bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 Leipzig und Dresden unter die fünf größten Städte des Deutschen Reiches fielen, ist ein weiterer Indikator für die überregionale Bedeutung des sächsischen Städtewesens.

Das außerordentliche Wachstum stellte die Städte vor große Herausforderungen. Die Bereitstellung von Wohnraum, die Erweiterung des Verkehrsnetzes und der Ausbau von Wasser- und Energieversorgung waren Mammutaufgaben, die nicht nur planerisch, sondern auch finanziell die Städte bis an die Grenzen der Belastbarkeit führten. Da eine einheitliche Baugesetzgebung erst durch das sächsische Baugesetz von 1900 eingeführt wurde, verlief das Stadtwachstum lokal höchst unterschiedlich; urbaner Wildwuchs und unregulierte Bautätigkeit waren nicht selten. Dennoch konnten sich die sächsischen Städte auf der deutschen Städteausstellung in Dresden 1903 selbstbewusst als zentrale Orte des gesellschaftlichen Wandels präsentieren. Der Expansionsprozess ergriff im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auch zahlreiche Vororte sowie Landgemeinden, die stadtähnliche Strukturen und Größen aufwiesen, obgleich sie

Gruppenbild der weiblichen Belegschaft (Saal II, Flügel A) der Blechspielwarenfabrik L. Georg Bierling & Co. AG, Heidenau-Müggeln, 1903
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

rechtlich nicht als Städte galten. Die so entstehenden „Industriedörfer“ von teilweise mehreren Tausend Einwohnern, in denen gelegentlich nur ein einzelner Unternehmer für die Infrastruktur und die Ausgestaltung industrieller Lebenswelten verantwortlich zeichnete, stellten ein Charakteristikum der sächsischen Industrielandschaft dar.

Innovation und Produktion

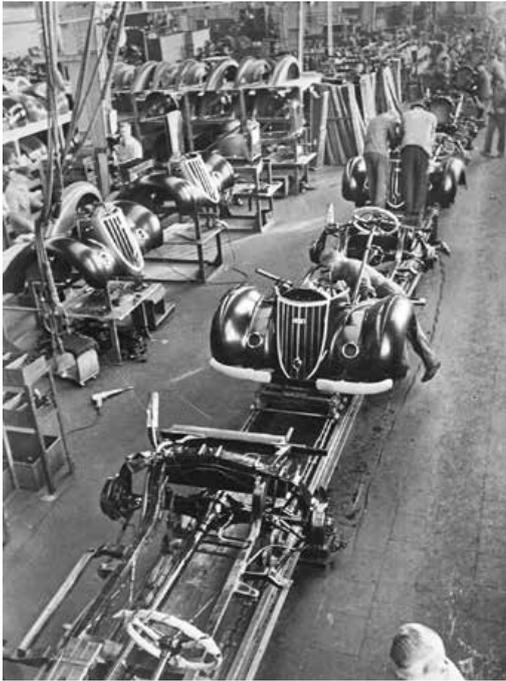
Die wachsenden Städte Sachsens bildeten im 19. Jahrhundert einen idealen Nährboden für die industrielle Entwicklung. Die Verdichtung der Bevölkerung, die seit den späten 1830er Jahren ausgebauten Eisenbahnverbindungen und die Entwicklung eines differenzierten Schulwesens, durch das das Qualifikationsniveau der Beschäftigten erhöht wurde, machten auch dort die Ansiedlung von Betrieben attraktiv, wo keine Rohstofflager oder billige Energiequellen in unmittelbarer Nähe vorhanden waren. In den Industriebetrieben wurden neue Technologien eingeführt, die sich rasch sowohl innerhalb der Städte wie in der gesamten Region verbreiteten. Beispiele hierfür bietet die Textilindustrie, die einen entscheidenden Motor der Wirtschaftsgeschichte darstellte: 1847 wurde in Zittau die erste mechanische Weberei Sachsens eröffnet, 1857 eine erste Maschinenstickmaschine in Plauen aufgestellt, nach 1861 der in England erfundene Paget-Wirkstuhl in der Strumpfwirkerei in Chemnitz, Limbach und Stollberg eingeführt – um nur einige Beispiele für die Rolle von Innovationen zu nennen. Die von der Textilindustrie ausgehenden Nachfrageeffekte sorgten dafür, dass auch der Maschinenbau kräftige Impulse erhielt. Waren zunächst die notwendigen Spezialmaschinen als handwerkliche Einzelstücke gefertigt worden, so ging seit den 1860er Jahren die Maschinenherstellung in Serie. In den so entstehenden Fabriken arbeiteten nicht nur mehr Beschäftigte als in den Handwerksbetrieben, die Produktion griff auch in zunehmendem Maß auf die zuverlässige, einen kontinuierlichen Betriebsablauf gewährleistende Bereitstellung von Dampfkraft zurück. 1895 wurden sachsenweit in einer Gewerbestatistik insgesamt etwa 42.000 Beschäftigte im Maschinen- und Apparatebau gezählt; 748 Betriebe dieses Zweiges hatten mehr als fünf Beschäftigte, davon ein Viertel mehr als 50 Arbeiter. Kleine und mittlere Betriebe, die auch die Textilindustrie charakterisierten, waren im Maschinenbau die Regel, während Großbetriebe wie die Sächsische Maschinenfabrik vorm. Richard Hartmann AG in Chemnitz oder die Vogtländische Maschinenfabrik AG (VOMAG) in Plauen mit jeweils mehreren Tausend Beschäftigten die Ausnahme bildeten. Anders als etwa im rheinisch-westfälischen Industrieviertel, in dem die Schwerindustrie mit ihren riesigen Betrieben dominierte, wurden die sächsischen Städte daher nicht zu Anhängseln der Industrie. Zwar gehörten Fabrikbauten und Schornsteine zu den prägenden Elementen der Stadtsilhouetten, doch überformten sie die Städte nicht

in ähnlich grundlegender Weise wie in den außersächsischen Industrievierteln. Allerdings verweist das Etikett des „sächsischen Manchester“ für Chemnitz sehr deutlich auf die identitätsprägende Kraft der städtischen Industrialisierung.

Die Herstellung von Anlagen und Maschinen beschränkte sich jedoch nicht auf die Region Südwestsachsen. In zahlreichen Städten entstanden Spezialunternehmen, die die örtliche Nachfrage bedienten, so etwa im polygraphischen Gewerbe: Die Maschinenbau AG Golzern-Grimma etwa belieferte Papierfabriken, und in Leipzig und Coswig wurden Buchdruckmaschinen hergestellt. Die enorme Akkumulation technischen Wissens und die Professionalisierung der Ausbildung von Ingenieuren und Handwerkern ermöglichte – in Verbindung mit der 1861 eingeführten Gewerbefreiheit, durch die der Zunftzwang aufgehoben wurde – die differenzierte Ausprägung lokaler Industriebetriebe, von der Orgelherstellung in Dresden und Zittau über den Buchdruck in Leipzig bis hin zur Papiererzeugung in zahlreichen erzgebirgischen Orten. Der dezentrale, kleinteilige Charakter der sächsischen Industrialisierung zeigte sich darin, dass in beinahe jeder Stadt mehrere kleine und mittlere Unternehmen ansässig waren, sodass sich neben den Industriestädten wie Chemnitz und Zwickau eine Vielzahl mehr oder weniger industrialisierter Städte fand. Demgegenüber entwickelte sich eine rohstoffgestützte Schwerindustrie nur in vergleichsweise geringem Umfang, vor allem durch die Zwickauer und Lugau-Oelsnitzer Steinkohlebergwerke sowie seit der Wende zum 20. Jahrhundert im Braunkohleabbau in der Oberlausitz sowie im Raum Borna. Weder die Eisenverhüttung noch die Stahlerzeugung konnten jedoch, trotz eines zeitweiligen Aufschwungs in den 1860er und 1870er Jahren, dauerhaft in Sachsen Fuß fassen. Bereits im Kaiserreich bewirkten Globalisierungseffekte eine regionale bzw. nationale



Ernemann-Werke in Dresden-Striesen, Foto von Walter Möbius, 1930
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



Spezialisierung auf bestimmte Industriezweige. In Sachsen entfaltete sich bis um 1900 somit eine kleinteilige, mittelständische Wirtschaftsstruktur, die auf einem engmaschigen Städtennetz basierte, vergleichsweise kapitalschwach und arbeitsintensiv war und die zunehmend vom Exportgeschäft lebte.

Hochindustrialisierung in der Stadt

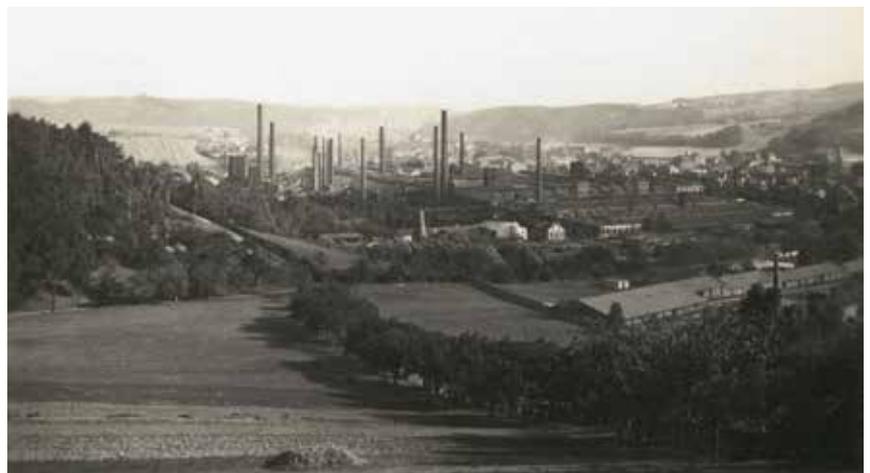
An der Wende zum 20. Jahrhundert hatte Sachsen einen umfassenden ökonomischen und gesellschaftlichen Transformationsprozess durchlaufen, dessen Spuren sich bis heute in der Industriekultur innerwie außerhalb der Städte finden lassen. Noch vor dem Ersten Weltkrieg entstanden in einer weiteren Industrialisierungswelle neue Branchen in der Region, die sich vor allem im Einzugsbereich der großen Städte ansiedelten. Dazu zählte die Herstellung von medizinischen und pharmazeutischen Produkten und Arzneiwaren in Dresden, eine elektrotechnische Industrie in Chemnitz, Leipzig und Niedersiedlitz bei Dresden sowie die Betriebe der optischen und feinmechanischen Industrie, für die Dresden und sein Umland berühmt wurden. Während diese Branchen in der Gesamtwirtschaft Sachsens jedoch von vergleichsweise geringem Gewicht blieben, entwickelte sich der Maschinenbau zu überragender, international anerkannter Bedeutung. Die Maschinenbauunternehmen profitierten von der im 19. Jahrhundert etablierten industriellen Infrastruktur sowie dem Fachkräftereservoir der Städte. Beispielhaft hierfür steht der Erfolg der 1885 gegründeten Wanderer-Werke in Chemnitz, die zunächst Fahrräder herstellten, schon 1896 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurden und in den folgenden Jahren ihre Produktpalette erfolgreich diversifizierten: Schreib- und Rechenmaschinen gehörten bald ebenso zu den hergestellten Waren wie Motorräder und – noch vor dem Ersten Weltkrieg – Automobile. Der Auto-

bilbau zählte überhaupt zu den unternehmerischen Erfolgsgeschichten des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts. Nachdem der zunächst in Köln tätige Ingenieur August Horch in Reichenbach/Vogtland eine Werkstatt für Automobilbau etabliert hatte, zog er 1904 nach Zwickau um, wo er mit den Horch-Werken und seit 1909 dem Audi-Werk zwei überregional bedeutende Automobilfabriken gründete. Für Zwickau waren diese Betriebsgründungen von nachhaltiger Bedeutung, da sie die Wirtschafts- und Erwerbsstruktur der Stadt dauerhaft prägen sollten. So erfolgte nach 1949 der Aufbau einer eigenen DDR-Pkw-Fertigung unter anderem an den alten, nunmehr fusionierten Standorten der Horch- und Audi-Werke in Zwickau, in denen bis 1991 der „Trabant“ als eines der bekanntesten Symbole der DDR-Warenwelt hergestellt wurde. Nach dem Systemumbruch von 1989/90 nahm der VW-Konzern die Gelegenheit wahr, in Zwickau-Mosel eine Pkw-Fertigung zu etablieren, die auf die Traditionen der lokalen Industriegeschichte und ein breites Arbeitskrätereservoir zurückgreifen konnte.

Trotz dieser Erfolgsgeschichten und der Tatsache, dass in den Jahren zwischen 1895 und 1914 sowohl die Pro-Kopf-Einkommen wie auch die unternehmerischen Gewinne im Königreich Sachsen überdurchschnittlich wuchsen und die Städte prosperierten, wiesen die Wirtschaftsdaten auch Schattenseiten auf. Problematisch war etwa die – trotz aller Diversifizierung – weiterhin bestehende regionale Abhängigkeit von der Textilindustrie, die stärker als andere Branchen konjunkturellen Einbrüche unterworfen war. Zahlreiche Kleinbetriebe hatten zwar den Vorteil, dass sie oft flexibel auf Nachfrageschwankungen reagieren konnten, besaßen aber eine derart dünne Kapitaldecke, dass länger anhaltende Abschwünge in den Konkurs führten. Auch beruhte der wirtschaftliche Erfolg in vielen Fällen auf einer wachsenden Abhängigkeit vom Export, sodass dessen Einschränkung durch internationale Krisen und Spannungen wie ein drohender Schatten über der Geschäftswelt hing. Schließlich nahm in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg die Konkurrenz in vielen Branchen deutlich zu, wodurch die Produktpreise unter Druck gerieten, während die Arbeitskosten stiegen.

Montageband in den Wanderer-Werken in Chemnitz, um 1935
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

Stadtansicht von Freital, 1926
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



Die Stadt als Schauplatz der industriellen Moderne

Mit einigem Recht lässt sich davon sprechen, dass die sächsischen Städte in den Jahren zwischen 1871 und 1914 ihre Blütezeit erlebten. Diese Entwicklung hängt ganz wesentlich, wenn auch nicht ausschließlich, mit den Industrialisierungsprozessen der Zeit zusammen. In Sachsen unterstanden die Städte traditionell dem landesherrlichen Regiment; freie Reichsstädte gab es nicht. Durch die Liberalisierung der Gewerbegesetzgebung, den Abbau von Zollgrenzen und den Zugewinn politischer Autonomie durch die revidierte Städteordnung wurden in den 1860er und 1870er Jahren wichtige Voraussetzungen dafür geschaffen, die Städte als Orte der Freiheit zu definieren. Diese Freiheit hatte zahlreiche Facetten und umfasste nicht nur die unternehmerische Freiheit, die die Industrialisierung erst ermöglichte. Daneben konnten auch kommunalpolitische Gestaltungsspielräume durch eine sich professionalisierende Gemeindeverwaltung zunehmend selbstbewusster genutzt werden. Lebensweltlich bedeutend waren schließlich nicht zuletzt die Chancen auf materiellen Wohlstand, Bewegungsfreiheit und individuelle Selbstverwirklichung, die die Städte für zahlreiche Zuwanderer so attraktiv machten. Der Eintritt in die moderne Massengesellschaft lässt sich daher in den urbanen Zentren besonders gut nachvollziehen.

Die von den Städten gebotenen Freiräume stellten indes die gesellschaftlichen Machtstrukturen nicht infrage und milderten auch nicht die ausgeprägte soziale Ungleichheit. Zum einen blieben die weitreichenden politischen Entscheidungen in Sachsen in den Händen des Staates und der ihn tragenden, kon-

servativ bis reaktionär geprägten Funktionsebenen. Zum anderen bildete das städtische Bürgertum, darunter der zum politischen Liberalismus tendierende und selbstbewusst agierende wirtschaftsbürgerliche Teil, eigene Exklusionsansprüche aus. So blieben in den Gemeinwesen die Vertreter der organisierten Arbeiterschaft von der lokalen politischen Mitbestimmung ausgeschlossen. Auch die freien Gewerkschaften hatten es schwer, dauerhaft Fuß zu fassen. Die Organisation der Belegschaften in den kleinen, familiär geführten Unternehmen lag oft nicht im unmittelbaren Interesse der Beschäftigten und stieß zudem auf den Widerstand der Unternehmer, die für sich in Anspruch nahmen, schon zu wissen, was für „ihre“ Arbeiter „am besten“ war. In der Wohnungsbaupolitik wie auch der Gestaltung des öffentlichen Raumes gingen die herrschenden bürgerlichen Gruppen von der Annahme aus, stellvertretend für das Gemeinwohl zu handeln, das in der Regel vor allem mit den eigenen Interessen in Deckung gebracht wurde. In kleinen und mittleren Städten konnten einzelne Unternehmer, wie z. B. der Metallwarenfabrikant Robert Tümmeler in Döbeln, nachhaltige Spuren als Fabrikanten, Bauherren und Mäzene hinterlassen.

Sachsen ist um die Wende zum 20. Jahrhundert als das „rote Königreich“ und als Wiege der Arbeiterbewegung bekannt geworden. Insbesondere im Raum Leipzig und in Südwestsachsen entwickelte sich früh ein Schwerpunkt sozialdemokratischer Organisation und Agitation. Allerdings war das „rote Königreich“ eher ein auf den Moment gemünztes Schlagwort, das nach dem überwältigenden Sieg der Sozialdemokraten bei den Reichstagswahlen 1903 die Runde machte, und weniger eine qualifizierte



Plauen, Blick in die Bahnhofstraße, 1935

© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

Einschätzung der politischen Situation in Sachsen. Weite Teile der Arbeiterschaft verbanden mit der Industrialisierung und der notwendigen Auseinandersetzung mit dem Unternehmertum vor allem die Chance auf sozialen Aufstieg, Verbesserung der materiellen Lebensumstände und das Zugeständnis von Respektabilität; um diese Ziele kämpften sie innerhalb wie außerhalb der Arbeiterbewegung, kollektiv wie auch individuell. Neben den Streikbewegungen und dem Kampf um eine Wahlrechtsreform, die nach 1900 an Intensität zunahm, richtete sich die Energie vor allem auf die zahlreichen Bildungs- und Kulturinstitutionen von und für Arbeiter. Wenn man zum Beispiel das auch überregional wahrgenommene Ereignis des Crimmitschauer Textilarbeiterinnenstreiks von 1903/04 als Zeichen der Radikalisierung interpretiert, so ist andererseits nicht zu übersehen, dass eine große Zahl Beschäftigter in den Arbeiterbildungs-, -kultur- und -sportvereinen tätig waren, wo das Streben um Reformierung der Gesellschaft mit den Bemühungen um Selbstverbesserung Hand in Hand ging.

Die Städte boten für die Aspirationen der Menschen ein ideales Umfeld. Hier konnten aufgrund der kurzen Wege und der direkten Ansprache viele Menschen in kurzer Zeit mobilisiert werden; hier bestanden die Möglichkeiten, sich in Vereinen regelmäßig zu treffen; hier konnte man sich rasch und in großer Vielfalt über Neuigkeiten inner- wie außerhalb der lokalen Grenzen informieren; hier hielten technische Innovationen früh Einzug; hier erweiterte sich beständig das Angebot an Konsummöglichkeiten und Freizeitbeschäftigungen. Zugleich war es ein prägendes Kennzeichen gerade der sächsischen Städte, dass sie trotz ihres starken Wachstums meist überschaubar blieben, dass soziale Netzwerke und Kommunikationswege sich vielfach überschneiden und dass die Stadt im Alltag nicht als anonymes, fremdes Gebilde, sondern als ein vertrautes Nahumfeld wahrgenommen wurde. Die Stadt als Moderne war ein Ort wachsenden Selbstvertrauens, dessen Dynamik auf der Vielfalt der Partizipations- und Wahlmöglichkeiten beruhte. Einen durchaus typischen Blick auf die Stadt warf etwa der Journalist Otto Schulze im Jahr 1910 bei einem Besuch in Plauen: „Wir [...] wandeln die breite Avenue [der Bahnhofstraße] entlang, die ganz Geschäftsstraße ist und Auslagen aufweist, deren sich auch weit bedeutendere Städte nicht zu schämen brauchten. Von imposanter Wirkung ist der große, von hohen Monumentalbauten umgebene Albertplatz, den geschmackvolle Blumenbeete und drei Denkmäler, das Kriegerdenkmal von 1870/71 und die Standbilder von Bismarck und Moltke zieren. Lebhaft ist das Gewühl hier zu jeder Tageszeit, und bis hinab zur Hauptpost wird die Straße nicht leer von Wagen- und Fußgängerkehr. [...] Das gesellige Leben in Plauen ist angenehm. Wird auch mit Hochdruck gearbeitet, so ist doch der Plauer nach vollbrachtem Tagewerk dem Vergnügen nicht abhold, ja es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß er die vielen ihm gebotenen Veranstaltungen, mögen es Vorträge, Theater- und Zirkusvorstellungen oder Tanzunterhaltungen



sein, mit Freuden und Nachdruck wahrnimmt.“¹ Wie diese Beschreibung deutlich macht, zog die gesellschaftliche Transformation der Stadt auch kulturelle Umformungen nach sich: Lebensgewohnheiten, Zeitrhythmen und Wahrnehmungsweisen veränderten sich, wurden ‚moderner‘ und gingen mit neuen geschmacklichen Vorlieben einher. Im Zeitalter der Industrialisierung veränderten sich somit weit mehr als nur die ökonomischen Strukturen.

Krise der Industrie – Krise der Stadt

Die städtische Industrialisierung mit ihren spezifischen strukturellen Ausformungen hatte bereits vor dem Ersten Weltkrieg in Zeiten internationaler Konjunkturerinbrüche eine nicht geringe Krisenanfälligkeit gezeigt. Die Bezeichnung Sachsens als „Wetterwinkel der Konjunktur“, d. h. als eine Region, in der wirtschaftliche Schwankungen besonders heftige und unmittelbare Auswirkungen hatten, spiegelte eine ökonomische Realität, die nach 1914 gravierende Folgen für die Bevölkerung haben sollte. Obwohl der Kriegsausbruch, die Umstellung auf die Kriegswirtschaft sowie die Wirtschaftsblockade die industrielle Entwicklung teils unterbrachen, teils wie z. B. bei kriegswichtigen Gütern auch be-

Vorführung von Jugendlichen auf einem Arbeitersportfest, Sportplatz im Müglitztal bei Dohna, Foto von Kurt Otto Burghardt, 1932

© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

1 Otto Schulze: Das Vogtland und seine Kreisstadt Plauen, in: Salonblatt 5 (1910), Nr. 18 vom 30. April 1910, S. 512-518, hier S. 517 f.

Neue Arbeitersiedlung in Schmieberg im Weißeritztal, um 1915

© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



Literatur

Karlheinz Blaschke: Industrialisierung und Bevölkerung in Sachsen im Zeitraum von 1830 bis 1890, in: Forschungsausschuß „Historische Raumforschung“ (Hrsg.): Raumordnung im 19. Jahrhundert, Teil 1, Hannover 1965, S. 69-95.
 Karlheinz Blaschke: Bevölkerungsgeschichte von Sachsen bis zur Industriellen Revolution, Weimar 1967.
 Rainer Karlsch/Michael Schäfer: Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter, Leipzig 2006.
 Jürgen Reulecke: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, 3. Auflage Frankfurt am Main 1992.
 Michael Schäfer: Eine andere Industrialisierung, Stuttgart 2016.
 Michael C. Schneider: Die Wirtschaftsentwicklung von der Wirtschaftskrise bis zum Kriegsende, in: Clemens Vollnhals (Hrsg.): Sachsen in der NS-Zeit, Leipzig 2002, S. 72-84.

schleunigten, lagen die Ursachen für den damit eingeläuteten dauerhaften Krisenzustand tiefer. Das überdurchschnittliche Gewicht der Textil-, Leicht- und Genussmittelindustrie hatte in Zeiten wachsenden Volkseinkommens und liberaler Handelspolitik für Wohlstandeffekte gesorgt, die während des Krieges und in der Zwischenkriegszeit weitgehend verschwanden. Das rasche Bevölkerungswachstum auf fast fünf Millionen Einwohner im Jahr 1914 kehrte sich nun um: nicht nur die Bevölkerungsver-schiebungen und die Gefallenenzahlen des Ersten Weltkrieges sorgten für eine Schrumpfung, auch die Abwanderung aus Sachsen verstärkte sich. Die vor 1914 am stärksten gewachsenen Städte stagnierten oder verloren sogar Einwohner, so z. B. Plauen, dessen Bevölkerung bis 1918 um fast 20 Prozent zurückging und danach auf niedrigem Niveau verharrte.

Die wirtschaftliche Entwicklung verlief während der Weimarer Republik regional sehr unterschiedlich. Zu wahren Notstandsgebieten wurden die Gebiete mit vorwiegender Textilindustrie, d. h. Südwestsachsen, Teile des Erzgebirges sowie die südliche Oberlausitz. Hier schnellten die Arbeitslosenzahlen in enorme Höhen, Betriebe schlossen ihre Tore und die städtischen Finanzen erlebten einen wahren Einbruch, durch den einzelne Kommunen an den Rand der Zahlungsunfähigkeit gebracht wurden. Zwar hatte die Weimarer Verfassung die kommunale Selbstverwaltung im Artikel 127 garantiert, doch Arbeitslosigkeit und soziale Unruhen untergruben das Selbstbewusstsein der modernen Stadt. Hinzu kam, dass die städtischen Einnahmen zunehmend von staatlichen Zuwendungen abhängig waren. Immerhin erfolgte zwischen 1924 und 1929 eine wirtschaftliche Stabilisierung, die allerdings sehr ungleich ausgeprägt war. Während in einzelnen Städten Unternehmen des Fahrzeug- und Maschinenbaus, der polygrafischen Industrie und der Feinmechanik durch Innovationen und den Zufluss von Kapital eine neue Blüte erlebten und Leipzig als Messestadt gleichfalls eine Stabilisierung erfuhr, standen Orte mit textilindustriellem Schwerpunkt, Spielzeugherstellung oder Spezialbranchen wie dem Musikinstrumentenbau vor unlösbaren wirtschaftlichen und finanziellen Problemen. Von dem Einbruch der Weltwirtschaftskrise ab 1929 mit dem damit einhergehenden Rückgang des Exportes und der Verengung des Kreditmarktes waren die Unternehmen in den sächsischen Städten besonders stark betroffen.

Auch nach 1933 änderte sich das Bild nicht grundlegend, da unter der nationalsozialistischen Herrschaft der Strukturwandel mit unverminderter Stärke weiterging und lediglich durch subventionierte Arbeitsbeschaffungsprogramme lokal abgemildert wurde. Im Zeitraum zwischen 1925 und 1936 verlor Sachsen mehr als zwei Drittel seiner Betriebe, die Zahl der Beschäftigten sank um über 350.000 Menschen. Dass im Rahmen der NS-Herrschaft und der auf allen gesellschaftlichen Gebieten erfolgten „Gleichschaltung“ die Städte wichtige Bereiche ihrer Autonomie einbüßten, bedarf keiner näheren Erläuterung. Die Kriegsvorbereitungen seit

Mitte der 1930er Jahre richteten dann die gesamte regionale Wirtschaft und das Städtewesen auf die Macht- und Eroberungspolitik der Nazis aus. Insbesondere die Abhängigkeit zahlreicher Unternehmen vom Export stand den stärker werdenden Autarkiebestrebungen entgegen. Nicht zuletzt durch die Verfolgung und Enteignung jüdischer Unternehmer wurden Geschäftsbeziehungen inner- wie außerhalb Deutschlands unterbrochen, wodurch den sächsischen Unternehmen zusätzlicher Schaden erwuchs.

Mit dem Übergang in die sowjetische Einfluss-sphäre und der schrittweisen Einführung planwirtschaftlicher Strukturen nach 1945 trat die sächsische Wirtschaft in eine grundlegend neue Phase ein. Zwar waren weite Teile der Fabriken und Industrieanlagen den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges entkommen. Doch die Abwanderung von Fachpersonal und technischem Know-how, die massiven Reparationsleistungen an die Sowjetunion und die Abschottung gegenüber den kapitalistisch organisierten Staaten erschwerten den Neustart. In der SBZ/DDR behielt Sachsen seine Rolle als Industrieregion, sodass der Pfad der Industrialisierung nicht verlassen wurde – eine Entwicklung, die sich trotz des scharfen Einbruchs der Industrieproduktion nach 1990 bis in die Gegenwart fortsetzt. Auch nach dem vorübergehenden Ende Sachsens als eigenständiges staatliches Gebilde 1952 blieben die Traditionen der sächsischen Industriestandorte erhalten, wie der Automobilbau in Zwickau, die Feinmechanik in Dresden oder die Textilindustrie in den vogtländischen Städten zeigt. Neue Industriebranchen wie etwa die Mikroelektronik bauten auf den vorhandenen Strukturen auf und bestimmen bis heute das Bild.

Sachsen als Musterland ambivalenter Industriegeschichte

Wie die vergangenen 200 Jahre Industrie- und Stadtgeschichte zeigen, vereinte Sachsen die Widersprüche und Ambivalenzen der Industrialisierung in exemplarischer Weise. Technischer Fortschritt, Innovation und der viel beschworene Erfindergeist standen neben kleinteiligen, von überkommenen Arbeits- und Sozialstrukturen bestimmten gewerblichen Verhältnissen; eine stark diversifizierte Industrielandschaft kam in vielen Gebieten ohne die „klassischen“ Symbole des rauchenden Schornsteins und der Fabriksiedlungen aus; das reiche Städtewesen spiegelte zugleich moderne Lebenswelten und den Rückgriff auf nicht-urbane Alltagswirklichkeiten und Sinnhorizonte. Die hohe Flüchtigkeit und Flexibilität der wirtschaftlichen Strukturen kontrastierten zum Teil scharf mit der Beharrung auf überkommenen Denkweisen und einem ausgeprägten Eigenbewusstsein. Heute entdeckt Sachsen die Fülle seiner industriekulturellen Zeugnisse wieder – die Mehrdeutigkeit und Vielschichtigkeit der sächsischen Industriegeschichte sollten dabei immer mitgedacht werden.

Autor

Dr. Sönke Friedreich
 Institut für Sächsische
 Geschichte und Volkskunde
 Zellescher Weg 17,
 01069 Dresden
 s.friedreich@isgv.de



Die Entwicklung chemischer Unternehmen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in Sachsen – mit besonderem Blick auf Chemnitz

Ivonne Reichmann

Chemie ist aus dem Alltag kaum noch wegzudenken. Ob in der Kleidung, als Reinigungsmittel oder in Kunststoffform hält sie in verschiedensten Varianten Einzug in unser Leben. Auch in Sachsen wurden und werden diverse Produkte der Chemischen Industrie hergestellt. Wie sich die Branche bis zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte, wird hier kurz skizziert.

Die früh ausgebildete Textilindustrie und der Reichtum an Erzen förderten in Sachsen zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Herstellung chemischer Produkte umfänglich. Um 1840 bestanden neben kleineren Laboratorien bereits 16 Fabriken für

chemische Produkte, welche Farben, Salzsäuren, Bleizucker, Bleiweiß, Kartoffelsyrup oder Stärke herstellten.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte und etablierte sich die Chemische Industrie immer weiter. Chemiefirmen entwarfen nicht nur eigenständige Produktpaletten wie Pharmaka, Kosmetika und Waschmittel, sie entwickelten sich zeitgleich auch zu Partnern verschiedener Branchen. Dazu zählte der Maschinenbau, der Kraftfahrzeugbau, die Verarbeitungstechnik, die Elektrotechnik und die bereits erwähnte Textilindustrie, für welche neben Farben, Lacken und Schmier-

Chemische Fabrik für Orseille, Persio, Indigocarmin etc. von Duvernay, Peters & Co. in Chemnitz, 1856

stoffen u. a. auch Kunststoffe und Papier hergestellt wurden.

Der Grundstein für die Chemische Industrie in Sachsen kann allerdings schon weit früher mit der Seifensiederei gesetzt werden. Die ersten schriftlichen Erwähnungen der Seifensiederei in Chemnitz gehen auf das Jahr 1611 zurück. Das Gewerbe war noch in weiteren sächsischen Städten wie Freiberg, Torgau und Zwickau verbreitet. Die Seifensiederei war eng mit der Kerzenzieherei verbunden, wodurch beide Fertigkeiten in Sachsen als ein gemeinsames Handwerk galten. Zur selben Zeit etablierte sich das Handwerk auch in Leipzig. 1713 gab es bereits acht Seifensiedereien in dieser Stadt. Bis 1852 war die Anzahl auf 17 angestiegen. Mit neuen Rohstoffen und den damit sich verändernden Produktionsprozessen ging das Handwerk jedoch allmählich zurück und Fabriken etablierten sich. Die erste Seifenfabrik in Sachsen entstand 1778 in Dresden. Sie wurde von einem Franzosen errichtet. Neben der Marseiller Seife, die vielseitig im Hausgebrauch einsetzbar war, stellte das Unternehmen vor allem Seife für das Textilgewerbe her.

Eine ebenfalls bedeutende Branche in der Chemischen Industrie war die Farbenherstellung. In Sachsen war die Textilindustrie ausschlaggebend für die Aufnahme der Farbenherstellung. Anilinfabriken konnten in Chemnitz, Leipzig, Glauchau und in Pölnitz bei Zwickau nachgewiesen werden. Sachsen war in Bezug auf die Brenn- und Rohmaterialien wie etwa Kobalt günstig gelegen, was zunächst zu einem Aufschwung führte. Bis in die 1920er Jahren existierten die Blaufarbenwerke zwar noch immer, sie bezogen ihre Rohstoffe aber nicht mehr aus der näheren Umgebung, sondern aus den USA. Um die Produktion weiterhin aufrechtzuerhalten zu können, hatten sich mehrere Blaufarbenwerke zusammengeschlossen.

Auch die Herstellung von medizinisch-pharmazeutischen Präparaten fand in Sachsen Einzug und bildete sich vor allem in Dresden heraus. Einer der ersten sächsischen Unternehmer, der sich ausgiebig mit der Pharmazie beschäftigte, war Ludwig Gehe (1810–1882). Er gründete 1834 in Dresden ein Geschäft, in welchem es ihm gelang, durch maschinelle Verarbeitung von Pflanzen eine längere Haltbarkeit, eine qualitative Verbesserung und

nicht zuletzt eine Verbilligung von Arzneimitteln zu erreichen. Ein weiteres Unternehmen gründete Friedrich von Heyden (1838–1926) in Radebeul. In diesem produzierte er Desinfektionsmittel. Bis in die 1890er Jahre hatte sich Dresden zu einem bedeutsamen Standort der chemisch-pharmazeutischen Industrie entwickelt und bis zum Ersten Weltkrieg dehnte sich dieser Sektor weiter aus. Hatte von Heydens Unternehmen 1895 noch 200 Mitarbeiter, waren es 1914 bereits 1.500. In Dresden wurde auch das Chemische Laboratorium Linger gegründet, das chemische Präparate für hygienische Zwecke herstellte. Dazu gehörte auch das Mundwasser Odol.

Es existierten in Sachsen um 1875 knapp 600 chemische Unternehmen. Die Seifensiedereien hielten dabei mit 218 Gewerbeunternehmen den größten Anteil. Die Verarbeitung von Harzen, Firnissen und Farbmaterialien und die pharmazeutische Industrie waren ebenfalls weit verbreitet. Die folgende Tabelle zeigt die Anzahl der sächsischen Chemieunternehmen im Jahr 1875.

Die meisten Fabriken hatten ihren Standort in den größeren Städten wie Dresden, Leipzig und Chemnitz. Allein in Leipzig waren 1895 101 chemische Fabriken und Handlungen sowie 18 Seifenhandlungen und Seifenfabriken verzeichnet. Vier Jahre später hatte sich die Anzahl weiter erhöht, mittlerweile gab es 72 chemische Fabriken und 112 chemische Handlungen. Dazu zählten eine Anilinfabrik, chemische und pharmazeutische Präparatfabriken sowie Fabriken für chemisch-technische Produkte. Einen Rückgang hatten lediglich die Seifenfabriken zu verzeichnen. So gab es 1899 nur noch eine Fabrik.

Als wichtige Firmengründungen in Sachsen im 19. Jahrhundert nennt Friedrich-Wilhelm Kirchoff in seiner Veröffentlichung von 1992 acht in der Tabelle Seite 102 aufgeführte Unternehmen, darunter befand sich auch die H. Th. Böhme AG. Die älteste der genannten Fabriken wurde 1810 errichtet, während die anderen sieben erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Die H. Th. Böhme AG ist die einzige Chemnitz-Firma, die in der Tabelle Seite 103 aufführt, obwohl es zahlreiche weitere Firmen gab, wie noch gezeigt wird. In der Tabelle verweist er freilich nur auf wichtige Firmengründungen in ganz Mitteldeutschland.

Bei der Standortwahl setzten die sächsischen Unternehmen vor allem auf die Nähe der Absatzmärkte. Anders als im Rhein-Main-Gebiet lassen sich in Sachsen keine Konglomeratsbildungen, also Mischkonzerne aus verschiedenen Branchen, finden. Vor allem die Haushalts- und Textilchemie sowie die pharmazeutische Chemie etablierten sich. 1907 waren in Sachsen 0,7 Prozent aller in der Industrie, im Handel und im Gewerbe Beschäftigten in der chemischen Branche tätig. Insgesamt waren es etwas mehr als 10.000 Personen. Im Vergleich dazu waren in der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik-Aktiengesellschaft um 1900 bereits mehr als 6.500 Beschäftigte tätig. Sie war damals die weltweit größte chemische Fabrik.

Übersicht der in Sachsen am 1. Dezember 1875 gezählten, der chemischen Industrie angehörigen Gewerbebetriebe
Erstellt aus: Kirchoff 1992, S. 18

Betriebe in Sachsen	Anzahl
Chemische Großindustrie	5
Technische Pharmazie und Fotochemie	63
Färbematerialien	53
Kohlenteer und Kohlenteer-Derivate	1
Explosivstoffe	8
Zündstoffe	21
Betriebsstätten für künstliche Düngestoffe, Knochenmehl etc.	52
Gasbeleuchtungsanstalten	45
Fabriken ätherischer Öle und Parfums	37
Seifensiedereien	218
Harze und Firnisse	87
Gesamt	590

Hieraus wird deutlich, dass die Beschäftigungszahl in Sachsen in der Chemiebranche im Vergleich mit dem Rheinland als nicht überragend angesehen werden kann.

Mit der allmählichen Erschließung der großen Braunkohlelagerstätten in Nordwestsachsen wurde die Grundlage für eine gänzlich andere Entwicklung des chemischen Sektors in Mitteldeutschland gelegt. Diese wird hier allerdings keine weitere Erwähnung finden. Sie überlagerte in der späteren Wahrnehmung des Industrialisierungsprozesses die Vielseitigkeit der Chemischen Industrie in Sachsen.

Die Entwicklung der chemischen Industrie in Chemnitz

Bereits in der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde in Chemnitz Leinen gebleicht. Die Rasenbleiche dauerte damals mehrere Wochen und war vom Wetter abhängig. Durch ein Bleichprivileg entstand die Textiltradition in der Stadt, und die Baumwollverarbeitende Industrie etablierte sich stärker als andersorts. Zunächst wurden die Stoffe noch familiär und in kleinen handwerklichen Betrieben hergestellt. Mit Beginn der Industrialisierung stieg der Bedarf chemischer Erzeugnisse in der Textilindustrie und im Maschinenbau stark an. Da in Chemnitz diese beiden Industriezweige beheimatet waren, konnte sich die Chemieindustrie hier in ihrer eigenen Form etablieren. Einige Firmengründungen werden hier kurz skizziert.

Bereits ab dem Ende des 18. Jahrhunderts entstand in Chemnitz eine Vielzahl von Kattundruckereien. Die bedruckten Stoffe erfreuten sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts großer Beliebtheit. Modische und zugleich preiswerte Kleidung konnte nun hergestellt werden. So stiegen der Bedarf und das Verlangen nach modischen Stoffen stark an, was zu erhöhtem Bedarf an Farben und Chemikalien führte. Zahlreiche Textilbetriebe etablierten sich im Laufe der Jahre bis in das Erzgebirge und in das Vogtland hinein. Für ihre Produktion waren sie auf chemische Hilfsmittel wie Appreturmittel, Textilöle und Farben angewiesen.

1849 gründeten die Franzosen Georg und Ullrich Dollfus eine chemische Fabrik in Schloßchemnitz.¹ Für die Brüder dürfte vor allem die Nähe zum Maschinenbau und der Textilindustrie von Interesse gewesen sein, um dort ihre Produkte absetzen zu können.

Drei „Chemische Productenfabrikanten“ waren bereits 1850 im Chemnitzer Adressbuch verzeichnet. Sie stellten für die Textilproduktion Hilfsmittel und Farbstoffe her. Durch die Nähe zu den Textilfabrikanten war es ihnen möglich, Netzwerke zu bilden und somit ihre Produkte besser zu vermarkten.

Wie bereits erwähnt, waren auch in Chemnitz Seifensiedereien vertreten. Den Seifensiedern stand zu Beginn der alleinige Verkauf ihrer Produkte zu, was bei ihnen zu einem bescheidenen Wohlstand führte. 1825 gab es in Chemnitz zehn Seifensiede-

Jahr	Firma	Ort
1810	J. H. Devrient Chemische Fabrik	Zwickau
1865	Dr. Theodor Schuchardt	Muskau bei Görlitz
1866	J. Bernhardt	Leipzig
1866	Dr. Willmar Schwabe	Leipzig
1869	Gehe & Co.	Dresden
1869	Helfenberg AG, vorm. Eugen Dietrich	Helfenberg bei Dresden
1874	Chemische Fabrik von Heyden AG	Radebeul
1881	H. Th. Böhme AG	Chemnitz

meister. Es war schwierig, an Pottasche und Soda für die Herstellung zu gelangen. Erst mit der Erfindung des künstlichen Sodas erreichte die Seifenherstellung eine weite Verbreitung. 1831 errichtete Robert Höfler in der Klosterstraße eine Seifensiederei mit angeschlossenen Geschäft. Neben Seife und Seifenpulver erfolgten die Produktion und der Verkauf von Kerzen sowie Bleich- und Scheuermitteln.

Auch Eduard Brandt gründete 1833 eine über drei Generationen im Familienbesitz gebliebene Seifensiederei in der Johannisgasse. Nachdem die Produktion der Seife erfolgreich war, übernahm der Firmengründer selbst den Verkauf seiner Ware. 1880 erhielt die Firma auf der Leipziger Messe ein Anerkennungsdiplom „wegen Güte seiner Seife“.

1850 entstand ein weiteres Unternehmen in der Stadt, die Schellhorn-Seifenfabrik. Sie war bekannt für die Produktion von „Schello-Seife“. Weitere Produkte und die Herstellungsverfahren der Firma sind bisher unbekannt.

Mehr Informationen gibt es hingegen über das Unternehmen Günther & Haussner. 1862 gründete der gebürtige Chemnitzer und Seifensiedermeister Friedrich August Günther ein Seifengeschäft in der Johannisstraße. Als Eigentümer des Hauses wollte er eine eigene Seifensiederei einrichten. Eine Konzession wurde ihm allerdings nicht erteilt, da sich die Nachbarschaft dagegen sträubte. Diese befürchtete eine zu große Geruchsbelästigung. Seife zum Verkauf erhielt er dadurch zunächst von seinem ehemaligem Meister Eduard Brandt. Von Albin Reichel erhielt er zudem die Genehmigung, in dessen Unternehmen Seife herzustellen. Unerlaubt stellte Günther außerdem daheim in Waschkesseln Seife her, die er dann in seinem Geschäft verkaufte. Ebenfalls in seinem Geschäft erhältlich waren Kerzen, Petroleum und verschiedene Öle. 1871 trat Gustav Adolph Haussner als Teilhaber dem Geschäft bei. Als Reisender einer Ölfabrik in Leipzig hatte er bereits Erfahrungen im Umgang mit Kundschaft gesammelt. Zur gleichen Zeit erfolgte ein Umzug zum Johannisplatz. Dort hatten die Unternehmer eine Kerzen- und Seifensiederei gepachtet., wo sie ihre Seife selbst herstellen konnten. Zum Verkauf der Waren nutzte Haussner seine alten Kontakte zur Kundschaft, außerdem gelang es ihm, zahlreiche neue Verbindungen in der Umgebung zu knüpfen. Erste größere Erfolge wurden mit der Herstellung von Elfenbeinseife unter dem Schutznamen „Elefant“

Entstehung wichtiger Firmen der chemisch-pharmazeutischen Industrie in Sachsen im 19. Jahrhundert
Erstellt aus: Kirchhoff 1992, S. 15 f.

¹ Vgl. Stadtarchiv Chemnitz, HR A 309 Dollfus

- 2 Vgl. 1862-1912 Günther & Haussner Chemnitz-Kappel, Chemnitz 1912, o. S.
- 3 Vgl. 1881-1941 – Sechzig-jähriges Bestehen der Firma H. Th. Böhme Aktiengesellschaft, Chemnitz 1941.
- 4 Vgl. Stadtarchiv Chemnitz, 32674 Werkschronik.
- 5 Vgl. Stadtarchiv Chemnitz, 32674 Rolf Kaltofen: Vorgeschichte des VEB Fettchemie
- 6 Vgl. Frank Bremser: Zschimmer & Schwarz Chemische Fabrik und Gerbstoffwerk Oberlahnstein AG.
- 7 Vgl. Polizeiamt der Stadt Chemnitz (Hrsg.): Adreßbuch der Fabrik- und Handelsstadt Chemnitz für das Jahr 1890, 1900.

erzielt. Dadurch wurde ein Ausbau des Unternehmens möglich. 1891 setzte sich der Firmengründer Günther zur Ruhe und seine Söhne Friedrich Theodor und Karl August Günther traten an seine Stelle und führten das Unternehmen fort.

1894 erfolgte ein Umzug nach Chemnitz-Kappel. Der dortige Gleisanschluss ermöglichte den zügigen Transport von Rohstoffen und Produkten. Auch für die Arbeiter brachte der Umzug entscheidende Vorteile. So bot der Neubau vor allem bessere Licht- und Luftverhältnisse. Die neuen Räume waren zudem modern mit Dampfkesseln, Dampfmaschine und elektrischem Licht ausgestattet. Von Vorteil war, dass die Unternehmensleitung immer die Konkurrenz im Blick behielt und auf Neuerungen in der Seifenbranche achtete, so konnte sie ihre Produktion bei Bedarf rasch umstellen. In den Jahren 1903 bzw. 1907 starben die Firmengründer, was dazu führte, dass das Unternehmen von den beiden Söhnen Günthers allein weitergeführt wurde. In den folgenden Jahren wurde die Produktionspalette erweitert, Kernseife, Seifenpulver und „Holländer Seife“ kamen hinzu.² Die Verpackung für die „Holländer Seife“ hatte Theodor Günther selbst entworfen. Diese Buttermilchseife verkaufte sich erfolgreich im In- und Ausland.

Am 1. Dezember 1881 gründete Hermann Theodor Böhme (1850–1908) die Drogerie-, Farben und technische Produktehandlung H. Th. Böhme am Neumarkt 7 in Chemnitz.³ Das Geschäft befand sich direkt in der Innenstadt zwischen Rotem Turm und dem Rathaus und somit in bester Lage.⁴ Nachdem zunächst nur Waren verkauft wurden, begann zu Beginn des 20. Jahrhunderts die eigenständige Produktion. Zur Produktionspalette gehörten Chemikalien wie Anstrichfarbe, Kitte oder Wasserstoffsperoxyd. Zudem wurden Gewürze und Essenzen vermarktet. Aus der Vegetabilien-Abteilung entwickelte sich eine Gewürzmüllerei.⁵ So wurden in Böhmes Produktehandlung alle Produkte verkauft, die ein Drogist benötigte. Die Produktionspalette der selbst hergestellten Produkte und die vertriebenen Handelswaren wurden zunächst sehr weit gefasst. Dies lässt darauf schließen, dass das Unternehmen zunächst flexibel sein wollte und sein musste.

Eine Drogen-, Farben- und Chemikaliengroßhandlung gründete 1891 Otto Zschimmer, in die 1894 Max Schwarz eintrat. Beide Firmeninhaber hatten sich im Unternehmen von H. Th. Böhme kennengelernt.⁶ Sie belieferten Drogenhandlungen, Gerbereien, Färbereien, textile Ausrüstungsbetriebe und Papiermühlen in Chemnitz und Umgebung.

Somit hatten sich bis ans Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche Chemiefirmen in Chemnitz gegründet. Sie stellten neben Seife, Säuren und Salze her, welche Einzug in die Textilindustrie hielten. Ein weiteres Hilfsmittel darf jedoch nicht unerwähnt bleiben. Damit sind Farbstoffe gemeint, welche nach und nach produziert wurden. Noch in den 1880er Jahren wurden die von der Textilindustrie benötigten Farbstoffe nach Chemnitz importiert. Den wenigen Chemnitzer Firmen gelang es nicht, den großen Markt der Textilindustrie selbst zu versorgen. Eine dieser Fir-

men gründete 1809 Gotthelf August Peters. Er stellte als erster Säuren und Salze her, die die Beständigkeit der Druckfarben für die Kattune ermöglichten. Die sächsische Regierung erkannte die Notwendigkeit solcher Produkte, dadurch wurde er mit einer Zuwendung von 50 Talern unterstützt. 1811 erwarb er ein größeres Grundstück in der Niclasgasse. Dort eröffnete er eine chemische Fabrik, in der er weitere chemische Verfahren erprobte. Nach einem Studium der Chemie und Pharmazie übernahm sein Sohn nach 40 Jahren das Unternehmen und begann mit der Herstellung von Anilinfarben. Zudem entstand eine neue Produktionspalette. In dieser befanden sich Farbextrakte wie Orseille, Indigokarmin und Persino, die vorher immer nur aus Frankreich bezogen werden konnten.

Ebenfalls eng mit der Chemiebranche verbunden war das Apothekerwesen, welches bereits im 16. Jahrhundert in Chemnitz an Bedeutung gewann. Erstmals fand eine Apotheke 1545 in der Stadt Erwähnung. Neben Arzneien, Papieren, Tinte und Siegelwachs standen Räucherkerzen und Baumöle zum Verkauf. Bereits in jenen Jahren hatten Apotheker einen ständigen Bereitschaftsdienst zu leisten, die Abgabe der Arzneien erfolgte nach festgesetzten Preisen. Außerdem galt seit 1671 laut der Apothekergesetzgebung eine verordnete Schweigepflicht. Die Zubereitung und Abgabe von Arzneien sowie die Einstellung von Lehrlingen und Gesellen wurde ebenfalls in der Apothekerordnung geregelt. Die erste Chemnitzer Apotheke verfügte über einen Kräuterboden, eine Vorratskammer und den Verkaufsraum. In den Vorratsschränken wurden neben Extrakten und Spirituosen Arzneistoffe und Präparate aufbewahrt. Gifte mussten separat von anderen Produkten und Rohstoffen gelagert werden. Bis 1813 existierte nur diese Apotheke in Chemnitz. Mit dem ständigen Bevölkerungswachstum der Stadt entstanden nach und nach weitere Apotheken zur besseren Versorgung der Einwohner mit Arzneien. Neben den bereits erwähnten Artikeln erweiterte sich die Produktpalette im Laufe der Jahre. Es kam der Verkauf von Weinen, Kindernahrung, Parfüm und Kosmetika hinzu. Apotheken und Drogerien ähnelten sich in jenen Jahren stark und beide stellten füreinander eine große Konkurrenz dar. Dies war seit 1862 der Fall, nachdem die Gewerbefreiheit in Sachsen eingeführt worden war. In Drogerien konnten ebenfalls Kräuter, chemische Heilmittel und einfache Arzneimittel erworben werden, ohne dass der Geschäftsinhaber eine pharmazeutische Ausbildung benötigte. Lediglich die eigene Zubereitung von Arzneien war einem Drogisten untersagt. 1890 gab es bereits 19 Drogeriehandlungen in der Stadt und bis zur Jahrhundertwende nahm die Anzahl weiter zu, sodass sich 46 Handlungen in der Stadt befanden. Bis zum Jahr 1910 stieg die Zahl der Drogerien auf 148 an. Zwar hatte sich auch die Stadtbevölkerung enorm erhöht, die Anzahl der Drogerien war dennoch erstaunlich hoch. Vor allem im Vergleich zur Anzahl an Apotheken, die sich nur gering erhöht hatte.⁷

Jahr	1850	1860	1870	1880	1890	1900	1910	1920	1930	1940	1944
Seifenfabriken	14	13	10	10	8	9	8	7	5	5	4
Chemische Produktfabriken	3	4	9		15	15	35				
Seifenhandlungen			6	18	57	56	69				
Chemisch-analytische Laboratorien					3	4	6	5	8		
Chemische Fabriken								10	9	12	12
Chemische Erzeugnisse								54	7	19	28
Chemisch-pharm., kosm. und techn. Präparate								2	13	7	8
Apotheken	3	3	5	8	10	12	20	23	28	36	36
Drogeriehandlungen	2	0	6	8	19	46	148				

Chemnitzer Chemieindustrie im Zeitraum von 1850 bis 1944
 Erstellt aus: Uhlmann/Woltmann: Zur Geschichte der chemischen Produktion; Knorr/Stingl/Zintl: Zur Entwicklung des Karl-Marx-Städter Apothekenwesens; Polizeiamt der Stadt Chemnitz (Hrsg.): Adreßbuch der Fabrik- und Handelsstadt Chemnitz für das Jahr 1850, 1860, 1870, 1880, 1890, 1900, 1910, 1920, 1930, 1940, 1944

In Chemnitz wurden jedoch nicht nur Arzneien, Drogeriewaren und Produkte für die Textilindustrie hergestellt. Eine zur damaligen Zeit weit bekannte Firma war die Tintenfabrik von Eduard Beyer. Er hatte neben einem Chemiestudium auch eine Ausbildung in der Apotheke abgeschlossen. 1825 geboren, gelang ihm mit Anfang dreißig erstmals die Herstellung von brauchbarer Kopiertinte auf Blauholzbasis. Die sogenannte „Chemnitzer veilchenblauschwarze Copirtinte“ gehörte 50 Jahre lang zu den beliebtesten deutschen Schreibtinten. Beyers Sortiment wuchs in den folgenden Jahren auf 80 verschiedene Sorten Tinte an und wurde in alle Welt verkauft. Für das Chemnitzer Unternehmen war vor allem die aufkommende Teerstoffindustrie von großer Bedeutung. Es nutzte die bunten Farben allerdings nicht zum Bedrucken von Stoffen, sondern zur Herstellung verschiedenfarbiger Tinte. Die Produktpalette reichte von Stempelfarben, Buchdruckerfarben, Dauerstempelkissen, wasserfester Tusche bis hin zu Öl- und Aquarellfarben. Der

Überblick und die obenstehende Tabelle über die Chemische Industrie in Chemnitz zeigen auf, wie sich diese im Laufe eines knappen Jahrhunderts entwickelt hatte. Um 1900 gab es 14 chemische Fabriken. Deren Anzahl erhöhte sich bis 1910 zwar auf 34, was im Vergleich zu den Drogeriehandlungen jedoch nur einen sehr geringen Anstieg bedeutete. In den chemischen Fabriken wurden neben den bereits genannten Artikeln auch Schmiermittel, Mineralwasser und sogar Fruchtsäfte hergestellt. Die Produktionspalette konnte in den einzelnen Firmen eine durchaus große Spannweite haben.

Mit dem Aufsatz sollte ein kleiner Einblick in die Entstehung und Entwicklung der Chemischen Industrie in Sachsen und speziell in Chemnitz gezeigt werden. So ist zu erkennen, dass sich diese aus verschiedenen Bereichen und durch unterschiedliche Standortvoraussetzungen entwickelte. Vor allem die Einflüsse der industriellen Branchen spielten dabei eine zentrale Rolle.

Zur besseren Lesbarkeit wurde größtenteils auf Fußnoten verzichtet. Lediglich genutzte Archivalien und Festschriften werden in den Fußnoten aufgeführt. Die verwendete Literatur ist im Anhang aufgeführt. Ausführlich nachzulesen ist der Text ebenfalls in der demnächst veröffentlichten Dissertation zur H. Th. Böhme AG Chemnitz.

Literatur

Jörg Feldkamp (Hrsg.): Die Chemnitzer Fettchemie – von der Seifensiederei und Drogenhandlung zum Chemiebetrieb. Begleitschrift zur Ausstellung vom 28. September bis zum 16. November 1997, Chemnitz 1997.
 Walter Gellendien: Forschen und Finden. Eine Festschrift zum Gründungstag der Böhme Fettchemie GmbH vor 25 Jahren. Zugleich ein Rückblick auf ihre Vorgeschichte, Düsseldorf 1960.
 Rainer Karlsch/Michael Schäfer: Wirtschafts-geschichte Sachsens im Industriezeitalter, Dresden/Leipzig 2006.
 Hermann Kind: Die Seifensiederei in Leipzig, in: Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland. Königreich Sachsen, Bd. 3, Leipzig 1897, S.647-698.
 Friedrich-Wilhelm Kirchoff: Impulse aus Mitteldeutschland 1800-1945, Halle 1992.
 Friedrich Schreiber-Weigand: Günther & Haussner KG Chemnitz 75 Jahre Fabrik für Seifen und Parfümerien, Chemnitz 1937.
 Sophie Knorr/Brigitte Stingl/Gisela Zintl: Zur Entwicklung des Karl-Marx-Städter Apotheken-

wesens von den Anfängen bis zur Gegenwart, in: Stadtarchiv Karl-Marx-Stadt (Hrsg.): Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt, Karl-Marx-Stadt 1978, S. 57-84.

Günther Schmutzler: 110 Jahre Zschimmer & Schwarz, in: Chemnitzer Roland 11 (2004), Heft 2, S. 32-36.

Werner Schwarz: Die Chemische Industrie in Sachsen und den angrenzenden Gebieten unter besonderer Berücksichtigung des Standortes, Diss. o. O. 1924.
 Hans-Werner Schütt: Zum Berufsbild des Chemikers im Wilhelminischen Zeitalter, in: Eberhard Schmauderer (Hrsg.): Der Chemiker im Wandel der Zeiten. Skizzen zur geschichtlichen Entwicklung des Berufsbildes, Weinheim/Bergstraße 1973, S. 285-310.

Wolfgang Uhlmann: Chemnitzer Unternehmen während der Hochindustrialisierung 1871-1914, Markleeberg 2018.

Walter Wetzel: Naturwissenschaften und Chemische Industrie in Deutschland. Voraussetzungen und Mechanismen ihres Aufstiegs im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1991.

Autorin

Ivonne Reichmann
 Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule Merseburg, TransInno_LSA, Teilprojekt „Erlebniswelt Chemie“



Ansicht von Reichenbach, um 1860
© Museum Burg Mylau

Die frühe Industrialisierung in den vogtländischen Städten Reichenbach, Mylau und Netzschkau

Sandra Gerbert

Der Aufsatz beruht auf der Dissertation von Sandra Gerbert an der BTU Cottbus: Die frühe Industrialisierung und die daraus resultierende Bautätigkeit des entstehenden Fabrikantentums in den vogtländischen Städten Reichenbach – Mylau – Netzschkau, 2012. Kostenfreier Download über folgende Internetadresse: <https://opus4.kobv.de/opus4-btu/frontdoor/index/index/docId/2358>

- 1 Statistisches Landesamt Sachsen, Stand 30. September 2019.
- 2 Hugo von Bose: Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Sachsen, Dresden 1847, S. 393.

Die Städte Reichenbach im Vogtland, Mylau und Netzschkau befinden sich im Vogtlandkreis im Südwesten des Freistaats Sachsen und sind im Verlauf ihrer Geschichte zu einem Ballungszentrum zusammengewachsen. Die Einwohnerzahl der drei Städte liegt gegenwärtig bei ca. 24.500¹, wobei Reichenbach die größte der drei Städte war und ist. Laut Hugo von Boses „Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Sachsen“ von 1847 gehörte Reichenbach „zu den wichtigsten Fabrikorten“² im Land. Auch Louis Oeser legte 1856 im „Album der sächsischen Industrie“ dar, dass Reichenbach „unstreitig zu den wichtigsten Fabrikstädten Sachsens“ und „schon früher zu den wichtigsten Fabrikstädten unseres Vaterlandes [zählte] und seine Erzeugnisse [...] allbekannt, zum Theil selbst berühmt“³ waren. In dem vom Kunstverlag Eckert & Pflug herausgegebenen Sammelband „Die Großindustrie des Königreichs Sachsen in Wort und Bild“ von 1893 wird die her-

ausragende Entwicklung der Stadt Reichenbach, deren „schnelles Emporwachsen unter den sächsischen Städten geradezu beispiellos“⁴ sei, hervorgehoben.

Die frühe Industrialisierung

Für die frühe Industrialisierung der Städte Reichenbach, Mylau und zeitverzögert Netzschkau waren nicht ein Einzelereignis oder eine Einzelperson ausschlaggebend, sondern das Zusammenwirken von überregionalem Technologietransfer zwischen England, dem Ursprungsland der Industriellen Revolution, und Sachsen sowie regionalen geografischen Voraussetzungen, der wirtschaftlichen Ausrichtung auf das traditionelle Textilgewerbe und dessen Branchenvielfalt, der guten verkehrstechnischen Anbindung an die Handelsstraßen und an das Eisenbahnnetz, der Bevölkerungsdichte und -mentalität und den wirtschaftlichen Fördermaßnahmen der sächsischen Regierung.

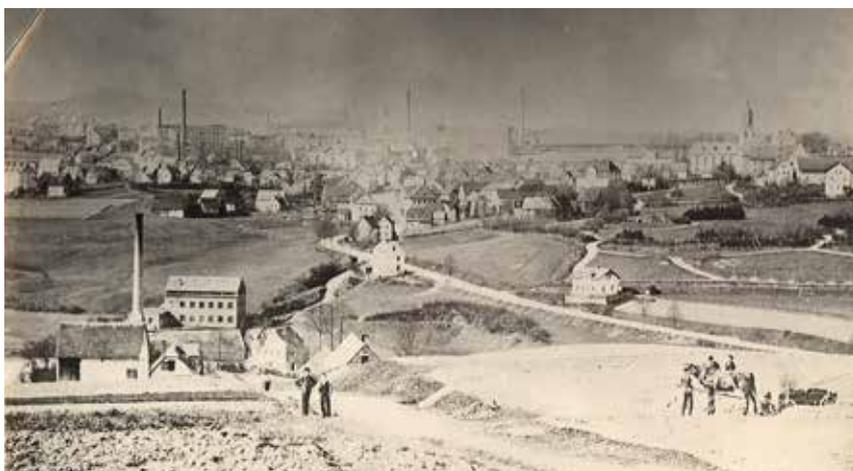
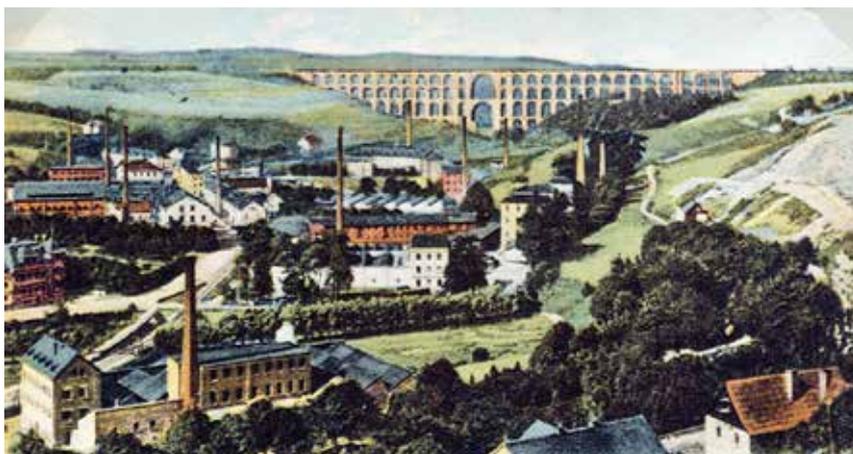
Reichenbach liegt am Seifen- bzw. Oberreichenbacher Bach und Raumbach. Die Talauen sind im Gegensatz zum sich anschließenden Göltzschtal breiter und die Hänge flacher ausgeformt. Diese geografischen Voraussetzungen ermöglichten schon frühzeitig die Etablierung von wasserabhängigen Industrien beidseitig der Bäche. Besonders das Raumbachtal bot zwischen Anger und Altstadt ausreichend Platz für großflächige Fabrikanlagen.

Mylau entstand im Mündungsbereich zwischen Raumbach, Limbacher Wasser und der Göltzsch. Das schmale Göltzschtal gestattete an den meisten Abschnitten nur eine Ansiedlung auf einer Seite des Flusses. Erweiterungsflächen standen durch die steilen unbebaubaren Hänge nur begrenzt zur Verfügung. Die größte Fläche für die industrielle Nutzung befand sich im Mündungsbereich der Wasserläufe, da hier das Tal am breitesten ausgebildet war.

Netzschkau entwickelte sich hauptsächlich auf der linken Seite des Limbacher Wassers am langgezogenen Hang. Eine ausgeprägte Talau gab es auf dieser Stadtseite nicht, sodass eine Durchdringung von Wohn- und Fabrikgebäuden unumgänglich wurde. Im nördlich gelegenen, etwas breiteren Göltzschtal wuchs zwischen Mylau und Netzschkauer Flur bis nach Greiz ein durchgängiges Industrieband.

Die Einwohner in der Reichenbacher Region spezialisierten sich seit dem Mittelalter auf die Schafzucht und die damit verbundene Wollverarbeitung, weil die steilen Hänge und kargen humusarmen Böden zur agrarischen Nutzung als Haupterwerbszweig ebenso ungeeignet waren wie der Abbau von mäßig vorhandenen Bodenschätzen.

Auch die hohe Bevölkerungsdichte und der Charakter der Einwohner zeichneten für die Herausbildung des traditionellen Textilgewerbes und dessen regionalen und überregionalen wirtschaftlichen Erfolg verantwortlich. Die aus Einwanderern bestehende Bevölkerung galt als besonders eigenständig und unternehmungsfreudig.⁵ Hauptsächlich die Reichenbacher Tuchmacher und Färber erlangten durch die Vielfältigkeit und Qualität ihrer Produkte sowie ihrer Handelsmechanismen auf den überregionalen Märkten einen hohen Bekanntheitsgrad. Dieser Fortschritt lag auch im engmaschigen vogtländischen Verkehrsnetz und der optimalen Position an den europäischen Handelsrouten begründet.⁶ Als sich Mitte des 18. Jahrhunderts in England die Industrialisierung des Textilgewerbes und der damit verbundenen Übergang von der Heimarbeit zur fabrikatorischen Massenproduktion vollzog, folgte die Neustrukturierung der weltweiten Absatzmärkte. Auch die Textilunternehmer der Reichenbacher Region sahen sich nun mit einem bisher nicht gekannten Konkurrenzkampf konfrontiert, der nur über die Mechanisierung der eigenen Unternehmen nach englischem Vorbild gewonnen werden konnte. Begünstigt durch die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre und unterstützt von Wirtschaftsfördermaßnahmen der sächsischen Regierung, setzte bereits im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in der Reichenbacher Region der Industriali-



sierungsprozess auf der Basis des traditionellen Textilgewerbes ein.

Wesentlich bestimmt wurde dieser Prozess durch die beiden Industriepioniere Christian Gotthelf Brückner (1769–1834) in Mylau und Christian Samuel Petzoldt in Reichenbach. 1809 richtete Brückner im Hauptgebäude der Burg Mylau acht Jenny-Spinnmaschinen ein. Bereits 1811 folgte die Errichtung einer Baumwollmaschinenspinnerei an der Göltzsch.⁷ Von dem erwirtschafteten Geld, das er nicht in den Grundbesitz oder den Ausbau der Spinnerei investieren konnte, kaufte er Wechsel, diskontierte sie und legte so im Jahr 1820 den Grundstein zum ersten Bankgeschäft des Vogtlandes, das bis 1945 existierte.⁸ Zu Ostern 1812 nahm Brückner erstmals die Führungsposition dieser Branche im Vogtland ein.⁹ Zu Michaelis 1812 war die Firma bereits das größte Spinnereunternehmen in Sachsen. Es folgten die Bernhard'sche Spinnerei in Harthau und die Thomas'sche Spinnerei in Lengenfeld.¹⁰ Albert Schiffner vermerkte 1840, dass Mylau „durch den verdienten Kaufmann Brückner seit 1830 ein Stammort der sächs. Bobbinet-Fabrication“¹¹ ist. Seine beiden Baumwollspinnereien seien „abgesehen von der Scharfensteinchen [...] das größte Werk dieser Art in Deutschland“¹².

Der zweite Industriepionier, Christian Samuel Petzoldt, etablierte um 1811 in Reichenbach die erste Baumwollmaschinenspinnerei, die sich unterhalb

oben: Ansicht von Mylau, im Hintergrund die Göltzschtalbrücke, um 1900

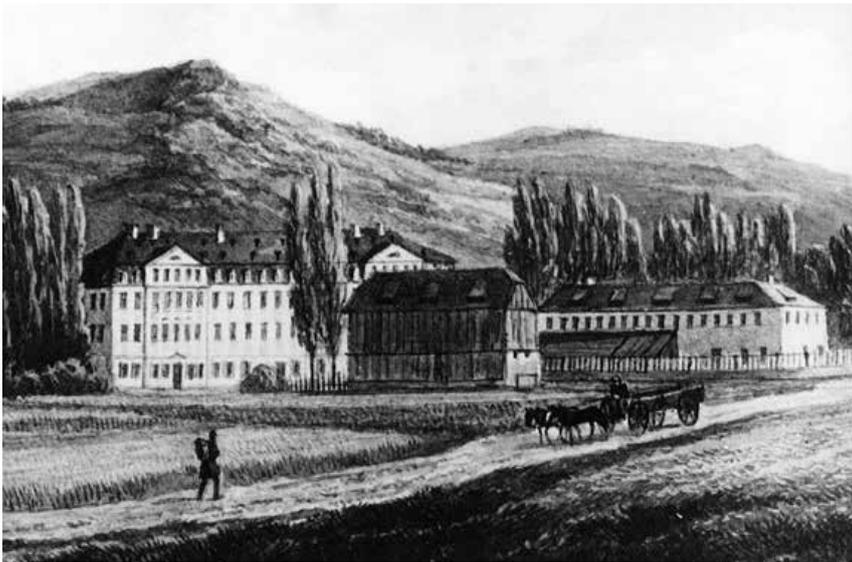
Aus: Ortschronik Netzschkau

unten: Ansicht von Netzschkau, um 1880

Aus: Ortschronik Netzschkau



Christian Gotthelf Brückner, Büste, um 1830



Baumwollmaschinenspinnerei
C. G. Brückner in Mylau, um 1820
© Museum Burg Mylau

- 3 Louis Oeser: Album der sächsischen Industrie: oder: Sachsens grösste und ausgezeichnetste Fabriken, Manufakturen, Maschinen- und andere wichtige gewerbliche Etablissements in vorzüglichen naturgetreuen Abbildungen mit statistisch-topographischem, historischem und gewerblichem Texte, Bd 1, Neusalza 1856, S. 166.
- 4 Eckart & Pflug (Hrsg.): Die Groß-Industrie des Königreichs Sachsen in Wort und Bild, Bd. 2, Leipzig 1893, S. 84.

der Peter-Paul Kirche am Seifenbach befand.¹³ „Auf die schon seit 1811 von meinem Schwager Herrn C. G. Becker an mich ergangene Mahnung, ich solle eine Baumwollgarn-Spinnerei etablieren, kam ich derselben, so viel ich auch Abneigung davor hatte, der englischen Garnverlust-Periode halber, doch nach, was ich jedoch, als ich die Schwierigkeiten einer solchen Einrichtung hier an einem Ort [Reichenbach], wo noch gar keine Fabrik, und deren nothwendige regelmäßige Ordnung erkannt, um so mehr bedauerte, weil mir die baaren Geldmittel durch Erbauung an Gebäuden und Herbeischaffung theurer Maschinen und Utensilien, zum Fortbetrieb des englischen Garnhandels entzogen worden waren, und mit den Spinnereien schon deshalb Schaden machte, weil alle Classen Arbeiter erst gelernt und eingerichtet werden mußten“, schrieb Petzoldt 1850 rückblickend auf sein Leben.¹⁴ 1812 war die Fabrik die fünftgrößte im Vogtland.¹⁵ 1830/1831 zählten seine Fabriken zu den drei größten Spinnereien in Sachsen¹⁶. Der wirtschaftliche Aufstieg beider Unternehmen gelang auch deshalb so schnell, weil die sächsische Baumwollspinnerei keiner Zunft angehörte, die den Wettbewerb behinderte und 1767 ein Mandat

Baumwollmaschinenspinnerei
C. S. Petzoldt in Reichenbach
© Museum Burg Mylau



von der sächsischen Regierung verabschiedet wurde, nach dem die Anlage von Produktionsbetrieben durch eine staatliche Konzession dem Zuständigkeitsbereich der Innungen und ihren Verbotsrechten entzogen werden konnte.¹⁷

Nach 1814 überließ die sächsische Regierung die Maschinenspinnereien weitestgehend ihrem Schicksal, da für die Unterstützung der Baumwollspinnerei durch die Kriegsfolgen keine finanziellen Mittel mehr zur Verfügung standen. Zudem kam die sächsische Beamenschaft zu der Auffassung, dass die Wirtschaft besser gedeihe, wenn der Staat sich aktiver Interventionen enthalte. Um die Importabhängigkeit, vor allem bei der Baumwolle, zu verringern, zeigte sich die Kommerzien-Deputation eher bereit, die heimische Wollindustrie zu fördern.¹⁸ In diesem Zusammenhang wurde 1817 in Reichenbach die erste sächsische Maschinestreichgarnspinnerei eingeführt.¹⁹ 1825 folgte die Errichtung einer Maschinenkammgarnspinnerei. Im November 1831 begann mit „allerhöchster Unterstützung“²⁰ die Handwollkämmerei in Reichenbach in einem geschlossenem Etablissement zu produzieren, worauf sich in den folgenden Jahren noch mehrere Unternehmen dieser Branche ansiedelten.²¹ 1837 existierten in Reichenbach bereits fünf maschinelle Streichgarn- und zwei Kammgarnspinnereien.²² Bis 1856 stieg die Zahl auf 22 Kammgarn- und neun Streichgarnspinnereien an.²³ 1861 wurde die Kunstwollfabrikation als erstes in Reichenbach eingeführt.²⁴ Ein Grund für den erneuten wirtschaftlichen Erfolg ist im „Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Königreiches Sachsen“ von 1847 beschrieben. Die Reichenbacher Textilprodukte überzeugten demnach durch ihre Qualität und Vielfältigkeit: „Die sächsischen Thibets u. Merinos von daher sind so ausgezeichnet, daß sie sich auch auf ausländischen, vornehmlich überseeischen Märkten, wohin man sie in großen Massen ausführt, den französischen und englischen vorgezogen werden.“²⁵

Auch die Aufstellung der ersten Dampfmaschinen 1836 durch C. G. Brückner²⁶ und 1841 durch C. S. Petzoldt²⁷ wirkte sich besonders positiv auf den industriellen Fortschritt aus. Eine Auflistung der 1846 und 1856 betriebenen Dampfmaschinen zeigt, dass sich 1846 die zwei einzigen Dampfmaschinen des Vogtlandes in Mylau und Reichenbach befanden und Reichenbach als Zentrum der Spinnereien und Färberei- und Appreturanstalten 1856 mit zwölf von insgesamt 28 Maschinen die Führungsrolle einnahm.²⁸

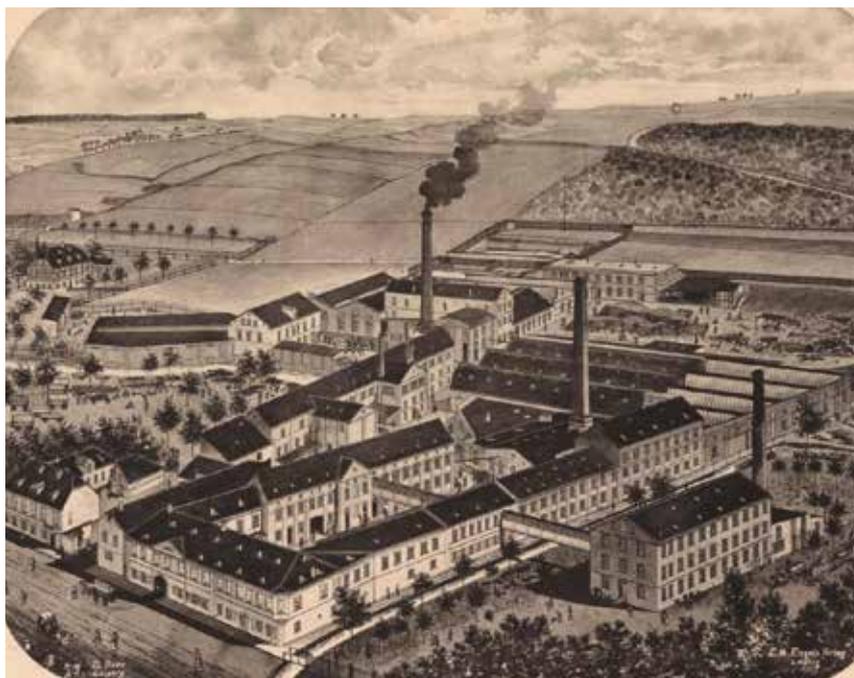
Wie schon in früheren Zeiten erfolgte bis 1871 innerhalb des Wirtschaftsraumes eine Spezialisierung auf bestimmte Gewerbe. Reichenbach konzentrierte sich auf die Wollspinnerei sowie die Färberei und Appretur. Wie erfolgreich die Reichenbacher Färberei und Appretur war, zeigt ein Bericht über den Absatzmarkt von 1866: „Hier sei nur noch erwähnt, [...] daß die eine größere Färberei und Appretur in Reichenbach sich mehr und mehr für die Färberei von halbwollenen Waaren

aus Barmen eingerichtet hat und daß von beiden großen Färbereien und Appreturen in Reichenbach schon seit dem Jahre 1866 bedeutende Quantitäten von Kammgarnwaare für Böhmen – Asch, Graßlitz, Reichenberg – gefärbt und appretiert und viel ordinäre buntgewebte Flanelle für Baiern und Böhmen appretiert worden sind.“²⁹ Die Färbereien und Appreturanstalten Georg Schleber AG nahm dabei eine Führungsposition ein. In „Die Groß-Industrie des Königreichs Sachsen in Wort und Bild“ wird die Firma „als das größte und bedeutendste Etablissement seiner Art im Königreich Sachsen“³⁰ beschrieben.

In Mylau und Netzschkau entwickelte sich die Weberei zum wirtschaftlichen Rückgrat. 1849 arbeiteten 65 Prozent der Netzschkauer und 72 Prozent der Mylauer Einwohner in der Weberei. Im Verhältnis zu anderen vogtländischen Städten hatte Mylau den prozentual höchsten Anteil von Handwerkern an der Gesamtbevölkerung.³¹ Begünstigt wurde die Entwicklung durch die Aufstellung des ersten mechanischen Webstuhls des Vogtlandes 1857 in der Firma Zimmermann & Co. in Netzschkau.³² Fünf Jahre später vollzogen Reichenbach und 1865 Mylau den Schritt zur Mechanisierung der Weberei.³³

Um den wirtschaftlichen und finanziellen Schwankungen nicht ausgesetzt zu sein und eine zusammenhängende Fertigung von der Rohwolle bis zum fertigen Tuch zu ermöglichen, erweiterten einige Unternehmen die Produktion, indem sie der Spinnerei eine Weberei und/oder Färberei anschlossen. Welche Stellung die Reichenbacher Region innerhalb der sächsischen Wirtschaft hatte, wird durch die Etablierung einer eigenen Zollabfertigungsstelle offensichtlich. Dazu konstatierte die Handels- und Gewerbekammer 1866: „Wesentlich anders liegen die Verhältnisse für die Stadt Reichenbach, die wie bereits im vorigen Jahresbericht erwähnt wurde, schon seit längerer Zeit um die Errichtung eine Zollabfertigungsstelle, und zwar mit der Befugnis zur Erledigung nicht bloß von Begleitscheinen Nr. II, sondern auch von Begleitscheinen Nr. I beim Königl. Finanzministerium nachgesucht und dieses Gesuch unter Bezugnahme auf die Langwierigkeit und Kostspieligkeit des gegenwärtig nothwendigen Zollabfertigungsverfahrens, welches namentlich beim Bezuge von Maschinen und Baumöl empfindlich hervortrete, neuerdings wiederholt und dabei zugleich die Eventualität der Errichtung eines Hauptsteueramtes zu Reichenbach in Aussicht genommen hat. Die Kammer hat sich, als sie dieses Gesuch im vorigen Jahr befürwortete, auf die großen Ausdehnung der geschäftlichen Beziehungen der Stadt Reichenbach gestützt.“³⁴ Dieses Gesuch wurde 1867 zunächst mit der Beschränkung auf Wolle, Baumwolle, Garne, Baumöl und Maschinen genehmigt.³⁵

Die Umschichtungen in der wirtschaftlichen und sozialen Struktur in der Reichenbacher Region waren ungefähr bis zur Reichsgründung 1871 abgeschlossen.³⁶ Durch seine Verflechtung von Spinnerei, Weberei, Färberei und Appretur sowie den



Färbereien und Appreturanstalten Georg Schleber AG in Reichenbach/Vogtland, Ansicht, 1893

dazugehörigen Folgegewerben wie dem Maschinenbau und der Papierindustrie blieb die Reichenbacher Region von der Protoindustrialisierung bis zur Hochindustrialisierungsperiode wettbewerbsfähig und kontinuierlich wirtschaftlich stabil und entwickelte sich so zu einem der bedeutendsten Textilstandorte in Sachsen.³⁷

Entstehung des Fabrikantentums und dessen Bautätigkeit

Die Industrialisierung der Reichenbacher Region wäre aber nie so frühzeitig erfolgt, wenn es nicht weitsichtige und risikobereite Unternehmer gegeben hätte, die die Chancen der Zeit erkannten und zu nutzen wussten.

Die typischen Handwerksmeister der Reichenbacher Region waren Tuchmacher und arbeiteten bis

5 Richard Arno Meinel: Die Industrie im sächsischen Vogtland und ihr Einfluß auf Landschaft und Siedlung, Bad Liebenwerda/Halle 1928, S. 13 f.

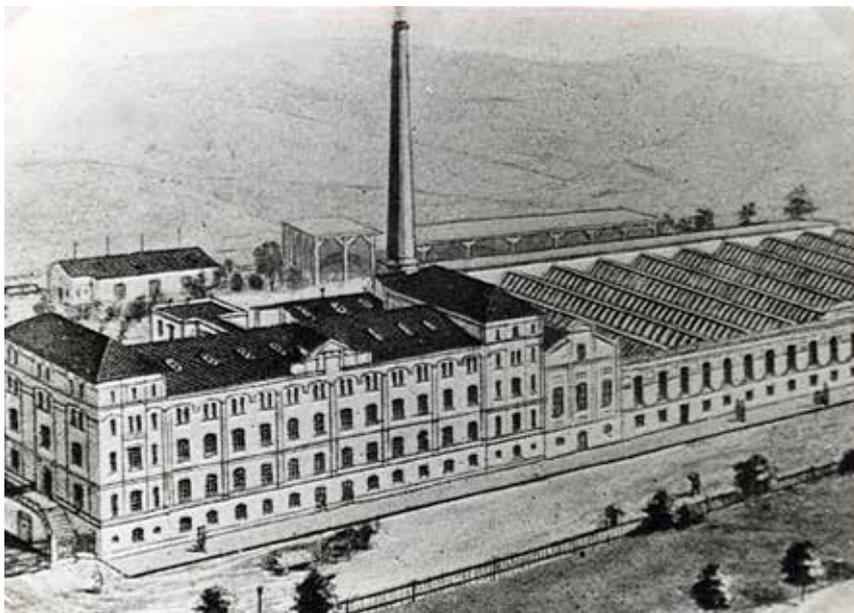
6 August Simon: Geographische Bedingungen für die Industrie des Vogtlandes, in: Hans Helmut (Hrsg.): Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis, Leipzig 1904, S. 366 f.

Mechanische Weberei Zimmermann & Co. in Netzschkau, Ansicht, 1856



- 7 Johannes Leiboldt: Mylau. Geschichte einer kleinen Stadt in sechs Jahrhunderten, o. O. o. J., S. 51.
- 8 Rudolf Falk: 1789-1939, Christian Gotthelf Brückner Mylau im Vogtland, Reichenbach 1939, S. 10; Ursula und Rudolf Forberger: Die industrielle Revolution in Sachsen 1800-1861. Revolution der Produktivkräfte in Sachsen 1831-1861. Übersichten zur Fabrikentwicklung. Bd. 2, 2. Halbbd., Stuttgart 2003, S. 138.
- 9 Falk 1939 (wie Anm. 8), Tabelle S. 33.
- 10 Albin König: Sächsische Baumwollenindustrie am Ende des vorigen Jahrhunderts und während der Kontinental Sperre, Leipzig 1899, S. 324 f.
- 11 Zitiert nach Falk 1939 (wie Anm. 8), S. 41.
- 12 Ebenda, S. 41.
- 13 Museum Burg Mylau, V 7696 S, S. 1-21.
- 14 Ebenda, S. 21.
- 15 Falk 1939 (wie Anm. 8), Tabelle S. 33.
- 16 König 1899 (wie Anm. 10), S. 324 f.
- 17 Rainer Karlsch/Michael Schäfer: Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter, Leipzig 2006, S. 59, 61; Hubert Kiesewetter: Die Industrialisierung Sachsens. Ein regionalvergleichendes Erklärungsmodell, Stuttgart 2007, S. 349.

**Baumwollspinnerei und Weberei
Gebr. Uebel in Netzschkau,
Ansicht, um 1890**
aus: Ortschronik Netzschkau



ins erste Drittel des 19. Jahrhunderts allein oder beschäftigten eine geringe Zahl von Lehrlingen und Gesellen. Sie produzierten ohne hohen Mechanisierungsgrad und wenig arbeitsteilig. Die Rohstoffe besorgten sie sich selbst, die fertigen Produkte verkauften sie auf dem regionalen Markt an Endverbraucher oder Verleger.³⁸ Daher fehlten ihnen oft die Markt- und Profitorientierung. Mit detaillierten Kapitalrechnungen waren sie ebenso wenig konfrontiert worden wie mit dem Management eines kapitalintensiven, arbeitsteiligen Unternehmens. Zur Berufsausübung bedurfte es der Zunftangehörigkeit. Die Zünfte wirkten sich aber aufgrund ihrer Kontrollmechanismen und Wettbewerbsunterdrückung hinderlich auf die fortschreitende Mechanisierung des Textilgewerbes aus.³⁹ Oft waren die Handwerker gezwungen, an der Fortsetzung überlieferter Produktions- und Verkaufsmethoden festzuhalten. Außerdem fielen die Gewinne der Handwerksmeister selten so hoch aus, dass sie Investitionen in einen Fabrikneubau und dessen technische Ausstattung erlaubten.⁴⁰ Die kaufmännisch geprägten Unternehmer wie Christian Gotthelf Brückner und Christian Samuel Petzoldt befanden sich im Hinblick auf die Errichtung einer Fabrik im Vorteil. In ihrer Ausbildung bzw. ihrem beruflichen Werdegang wurden sie mit kaufmännischen Prozessen konfrontiert. Sie waren im Groß- und Fernhandel tätig, beschäftigten Lohnarbeiter und besaßen eine ausgeprägte Markterfahrung und -orientierung. Dadurch konnten sie bei wirtschaftlichen Schwankungen die Produktion synchronisieren und den differenzierten Marktbedingungen anpassen. Da sie mehr als die zunftabhängigen Handwerksmeister profitorientiert und dem Konkurrenzdruck ausgesetzt waren, mussten sie stetig in neue Technologien investieren.⁴¹ Somit findet sich hier für die Entwicklungslinie des Fabrikantentums der Reichenbacher Region eine Erklärung, warum die ersten zwei Fabriken von Kaufleuten errichtet wurden und sich nicht

aus einem bestehenden Handwerksbetrieb heraus entwickelt hatten.

Erst als die regionale und überregionale Konkurrenz zu übermächtig wurde und die durch die sächsische Regierung veranlasste Wiedereinführung der krisenunabhängigeren, zukunftsorientierten Schafwollspinnerei kontinuierliche Erfolge verzeichnete, entschlossen sich eine Vielzahl weiterer Unternehmer, den Schritt vom Kaufmann, Tuchmacher, Weber oder Färber zum Fabrikanten durch die Umnutzung ehemaliger Mühlen oder den Bau oder die Pacht einer Fabrik zu vollziehen. Im Gegensatz zu Brückner und Petzoldt spezialisierten sie sich auf die Kamm- und Streichgarnindustrie, wodurch sich die Reichenbacher Region schon sehr früh im beginnenden Industrialisierungsprozess zum Zentrum der sächsischen Wollspinnerei entwickelte.

Die Bautätigkeit des Fabrikantentums war in der Reichenbacher Region zum einen wesentlich davon bestimmt, inwieweit die Unternehmensgründer die Unternehmenssicherung durch die gezielte berufliche Ausbildung und Einarbeitung der Familienmitglieder in das väterliche Geschäft forcierten und das gemeinsam erwirtschaftete, familiär gebundene Kapital in den Ausbau des Unternehmens reinvestierten. Zum anderen war die Bautätigkeit von der Branche abhängig. Während in der Spinnerei und Kämmerei der gesamte Produktionsprozess in einem mehrgeschossigen Fabrikgebäude unterbracht werden konnte, benötigte man bei den Färberei- und Appreturanstalten für die meisten Arbeitsschritte ein einzelnes Produktionsgebäude, weil die Rohstoffverarbeitung vorrangig nur in einer Gebäudeebene erfolgte. Somit erforderte eine Färberei- und Appreturanstalt ein viel größeres Baugrundstück und damit verbunden einen höheren Kapitalaufwand. Dieses unterschiedliche Flächenverhältnis verringerte sich erst, als mit der Umstellung der Energiequelle vom Wasserantrieb auf die Dampfmaschine viele Fabrikanten wie beispielsweise die Gebr. Uebel ihrer Spinnerei oder Kämmerei großflächige shedbedachte Webereien anschlossen.

Inwieweit das vorhandene Kapital die architektonische Gestaltung der Fabrikbauten beeinflusste, zeigt der Vergleich der Brücknerschen mit den in den folgenden Jahrzehnten errichteten Produktionsstätten. C. G. Brückners eingesetztes Kapital, resultierend aus dem wirtschaftlichen Erfolg seiner 1809/1811 eingerichteten Spinnereien und der damit zugestandenen Spindelprämie, war wahrscheinlich höher als das Finanzbudget nachfolgender Firmen. Der Baustil seiner Fabrik (ca. 63,4 x 13,6 Meter) entsprach dem repräsentativen „Palasttyp“, der vorrangig im Erzgebirge und Chemnitzer Raum umgesetzt wurde. Alle nachfolgenden Fabrikgebäude wie zum Beispiel die Spinnerei und Kämmerei Gebr. Schilbach, die Mechanische Weberei von Zimmermann & Co. oder die Färberei- und Appreturanstalten G. Schleber AG orientierten sich an der traditionellen schlichten Bauweise und wurden als schmucklose, zweckent-



Spinnerei und Kämmerei
Gebr. Schilbach in Mylau,
Ansicht, 1856

sprechende Bauten errichtet. Vermutlich war der einfache Bautyp hauptsächlich ein Produkt mangelnden Kapitals. Er dürfte aber auch wesentlich von den Bestimmungen der zwischen 1833 und 1853 neu eingeführten Lokalbauordnungen beeinflusst worden sein, da diese eine einfache, nüchterne architektonische Gestaltung forcierten. Erst mit zunehmendem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Erfolg sowie steigendem Konkurrenzdruck setzte bei den Fabrikanten ein Repräsentationsbedürfnis ein, das sich besonders im Deutschen Kaiserreich über eine kostspieligere Fassadengestaltung artikulierte.

Die Art des Wohnens hatte für die Fabrikanten der ersten Generation eine untergeordnete Bedeutung. Entweder befand sich das Wohnhaus auf dem eigenen Fabrikgrundstück oder sie wohnten in geerbten oder käuflich erworbenen Häusern in den Städten. Ihre Fabrikgebäude oder gepachteten Fabriksäle lagen innerhalb des Reichenbacher Wirtschaftsraums oder in umliegenden Orten. Zur Repräsentation dienende Fabrikantenvillen gab es bis 1871 nicht. Zum einen fehlte den meisten Fabrikanten aufgrund ihres bis dato noch niedrigen Standes das Geld und die gesellschaftliche Anerkennung, die den Bau einer anspruchsvollen Villa rechtfertigte. Zum anderen war der Anspruch an eine hohe Wohnqualität und das Bedürfnis, Erfolg und Reichtum über das Wohnhaus zu kommunizieren, aufgrund der notwendigen Prioritätensetzung auf den Fabrikbau noch nicht ausgeprägt. Diese Prioritätensetzung war deshalb so existenziell, weil die frühen Fabrikanten am sich ständig verändernden Markt nur bestehen konnten, wenn sie ihr gesamtes erwirtschaftetes Finanzvolumen in die Errichtung, Erweiterung und Modernisierung der Produktionsstätten investierten.

Die Fabrikanten sorgten aber nicht allein durch den Bau von Fabriken für den industriellen Fortschritt der Reichenbacher Region. So engagierten sich Textilunternehmer wie K. Gerber oder C. H. Müller ideell und finanziell in der von Carl Bruno Weinhold (1816–1871) 1848 gegründeten Reichenbacher Webschule, der ersten Textilausbildungsstätte in Sachsen.⁴² Den Unterricht erteilten Volksschullehrer, technische Lehrer und ortsansässige Fabrikanten, der Ausschuss der Webschule setzte sich hauptsächlich aus Fabrikanten der Reichenbacher Region zusammen. Mit dieser Institution konnten die Fabrikanten die Textilausbildung steuern und dadurch auf fachlich ausgebildete Arbeitskräfte zurückgreifen, die für den Erfolg des Unternehmens und der gesamten Wirtschaftsregion immer bedeutender wurden. Denn nur ausgebildete Arbeiter und Angestellte besaßen die Fähigkeiten, die immer komplizierter werdenden Maschinen zu bedienen und die Produktionsprozesse zu optimieren.

Auch die Einführung der staatlich geforderten Allgemeinen Fabrikordnung und Fabrikarbeiterkrankenkasse, die in Reichenbach 1862 von 23 Fabrikanten konzipiert und umgesetzt wurde, war eine wesentliche Maßnahme zur Standortsicherung.⁴³ Mittels dieses Regelwerkes definierten sie die Rechte und Pflichten von Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Gleichermäßen erreichten sie eine effizientere Arbeitsorganisation, die zur Gewinnoptimierung und meistens durch die erzielte Kapitalaufstockung zu Reinvestitionen führte.

Ebenfalls diente das Stiftungswesen vieler Fabrikanten im Sozial- und Bildungsbereich den firmeninternen Gemeinschaftsgeist der Arbeiter und Angestellten zu manifestieren, um einen verlässlichen Arbeiterstamm aufbauen zu können.

- 18 Karlsch/Schäfer 2006 (wie Anm. 17), S. 53 f.
- 19 Louis Bein: Die Industrie des sächsischen Voigtlandes, Leipzig 1884, S. 274; Karlsch/Schäfer 2006 (wie Anm. 17), S. 30; Heinrich Gebauer: Die Volkswirtschaft im Königreiche Sachsen, Bd. 3, Dresden 1893, S. 40.
- 20 Bein 1884 (wie Anm. 19), S. 275.
- 21 Bein 1884 (wie Anm. 19), S. 275; Gebauer 1893 (wie Anm. 19), S. 56.
- 22 Bein 1884 (wie Anm. 19), S. 274.
- 23 Ebenda, S. 275.
- 24 Gebauer 1893 (wie Anm. 9), S. 50 f.
- 25 Bose 1847 (wie Anm. 2), S. 393.
- 26 Bruno Sauer: Artikel „Brückner, Christian Gotthelf“, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 2, Berlin 1955, S. 656.
- 27 Stadtarchiv Reichenbach, Reichenbacher Tageblatt und Anzeiger 1833-1933, S. 71.
- 28 Bein 1884 (wie Anm. 19), S. 265.
- 29 Sächsisches Wirtschaftsarchiv, 7875/SA 2553, Jahrbuch der Handels- und Gewerbekammer Plauen 1866, S. 141.
- 30 Eckart & Pflug 1892 (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 263.
- 31 Leipoldt o. J. (wie Anm. 7), S. 80.
- 32 Stadtarchiv Reichenbach, Reichenbacher Tageblatt und Anzeiger Nr. 110 vom 14. Mai 1897; Museum Burg Mylau, V 9963 S.
- 33 Leipoldt o. J. (wie Anm. 7), S. 80 f.
- 34 Sächsisches Wirtschaftsarchiv, 7875/SA 2553, Jahrbuch der Handels- und Gewerbekammer Plauen 1866, S. 53 f.
- 35 Ebenda, S. 70.
- 36 Horst Merkel: Eine Wirtschaftsgeographie des vogtländischen Wollgewerbes, Leipzig 1933, S. 42.
- 37 Oeser 1856 (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 166.
- 38 Jürgen Kocka: Unternehmer in der deutschen Industrialisierung, Göttingen 1975, S. 19-21.
- 39 Ebenda, S. 20 f.
- 40 Ebenda.
- 41 Ebenda, S. 21 f.
- 42 Leipoldt 1948, S. 6.

- 43 Stadtarchiv Reichenbach, Akte XVI. E. I. Nr. 2.
- 44 Sächsisches Wirtschaftsarchiv, SA 2553/7875, Jahrbuch der Handels- und Gewerbekammer Plauen 1866, S. 1863-1863, S. 75.
- 45 Die sächsischen Industrie- und Handelskammern und Handwerkskammern, vgl. http://www.leipzig.ihk.de/de/Portaldata/1/Resources/dokumente/01_sop/wipo/konjunktur/statistikportal/WA_Kap06_IHK_und_HWK.pdf, S. 134.
- 46 Josef Matzerath: Aspekte sächsischer Landtagsgeschichte. Präsidenten und Abgeordnete von 1833 bis 1952, Dresden 2001, S. 21.
- 47 Doris Mundus: 22. November 1831. Der erste Oberbürgermeister von Leipzig Otto Georgi, in: Leipziger historischer Kalender 2006, Leipzig 2005; Peter Telge: Initiator des Suez-Kanals, in: Reichenbacher Kalender 2003, S. 47-50.

Eine weitere Möglichkeit zur gesellschafts- und kommunalpolitischen Einflussnahme sahen mehrere Fabrikanten in der Übernahme von politischen Ämtern auf Stadt- und Landesebene oder durch die Mitgliedschaft in wirtschaftlichen Vereinen wie dem 1863 gegründeten Reichenbacher Gewerbeverein⁴⁴ und der 1862 konstituierten Handels- und Gewerbekammer Plauen.⁴⁵ Überregional bedeutend wurde in diesem Zusammenhang der Mylauer Fabrikant Robert Georgi (1802–1869), der 1839 Abgeordneter des Handels- und Fabrikstandes in der Zweiten Kammer des sächsischen Landtags wurde und von 1848 bis 1849 das Amt des sächsischen Finanzministers, von 1849 bis 1850 das Amt des Präsidenten der Ersten Kammer des Landtages sowie von 1862 bis 1869 das Amt des Vizepräsidenten der Handels- und Gewerbekammer Plauen wahrnahm.⁴⁶ Zudem war er Mitglied der Deutschen Gruppe der 1846 gegründeten Internationalen Suezkanalgesellschaft.⁴⁷

Auswirkungen der frühen Industrialisierung auf die städtebauliche Entwicklung

Unerlässliche Vorleistungen zur fortschreitenden Industrialisierung erbrachten die Kommunen Reichenbach, Mylau und Netzschkau mit ihren Entscheidungsträgern, indem sie unter anderem den Ausbau der technischen Infrastruktur und die vorbereitenden Maßnahmen zu den Stadterweiterungen forcierten. Denn je mehr Fabriken sich nur entlang der Bachläufe ansiedelten, desto problematischer gestaltete sich die Energiegewinnung, da zur Wasserkrafterzeugung ein gewisses Bachgefälle vorhanden sein musste und die Fabriken nur in einem definierten Abstand zueinander gebaut werden konnten. Zwar versuchten einige wenige Fabrikanten mit der Einführung der Dampfmaschine dieses Problem zu lösen, der Transport der Kohle über die ungepflasterten Straßen war jedoch äußerst schwierig.

Demzufolge wurde der Ausbau der Infrastruktur von kommunaler Seite dringend notwendig. Zugleich förderten der Neubau von Straßen und Wegen sowie der öffentlichen Gas- und Wasserversorgung ab 1859 bzw. 1865, der Anschluss an das Telegraphennetz ab 1864 und vor allem an den Schienenverkehr ab 1846 die Ansiedlung von weiteren Textilunternehmen und Folgegewerben. Durch den Eisenbahnanschluss verkürzten sich nicht nur der Zeitraum der Rohstoffzufuhr und der Abtransport der produzierten Waren, er bedeutete nun auch einen unbegrenzten Zugriff auf die Zwickauer Steinkohle und damit den Durchbruch der Dampfmaschine, wodurch die Spinnereien, Kämmereien und Webereien wasserunabhängig wurden, die Ortsgebundenheit aufgehoben und eine Ansiedlung im Stadtgebiet, in der kostengünstigeren Feldmark oder entlang der Schienen realisiert werden konnte. Dabei war die Integration der Fabriken in die städtischen Strukturen problemlos möglich, zumal für die Industriebauten die Wohnungsbauvorschriften der Lokalbauordnungen Anwendung fanden.

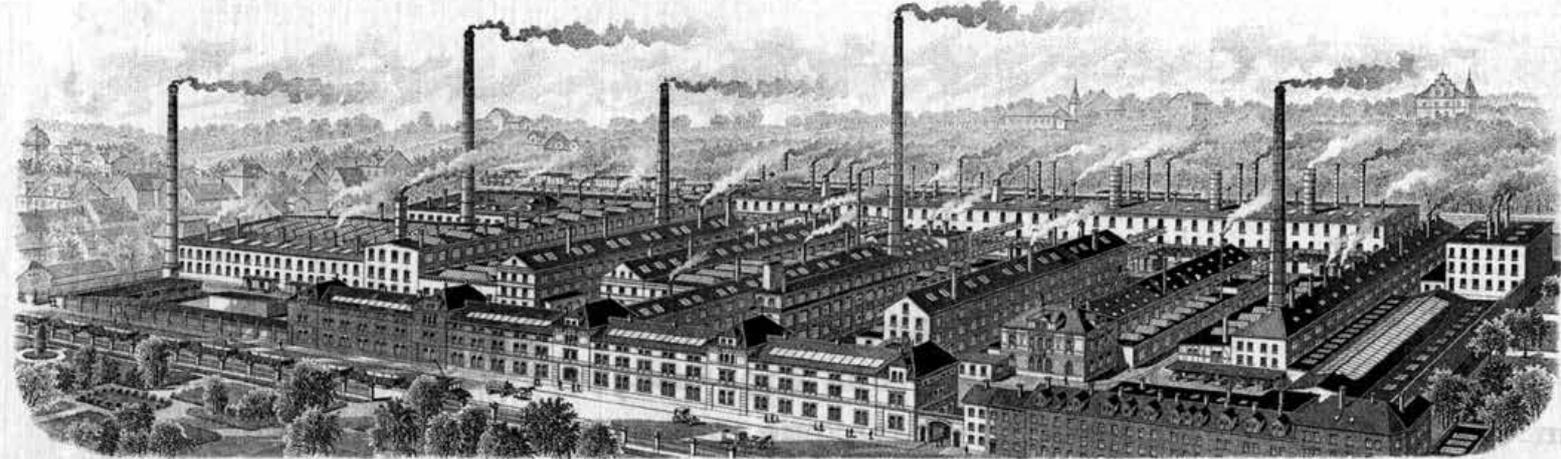
Die wachsende Anzahl der Fabrikneubauten hatte auch einen kontinuierlichen Anstieg der für die Produktion benötigten Arbeiter zur Folge. In den ersten Jahren konnten die Fabrikanten den Bedarf an Arbeitskräften durch die städtische Bevölkerung decken.

Mit zunehmender Auftragslage und Größe des Unternehmens wurden zusätzlich Arbeiter aus den von Armut geprägten umliegenden Dörfern, womöglich auch aus Großstädten, in denen die Lebenshaltungskosten kontinuierlich anwuchsen, angeworben. Aus Erhebungen zur Einwohnerentwicklung, Haushalten und Wohngebäuden wird deutlich, dass die Zahl der meist mittellosen Wohnungssuchenden im dicht besiedelten Reichenbacher Wirtschaftsraum stark anstieg und aufgrund des Fehlens von preiswertem Wohnraum schon frühzeitig zur Wohnungsnot führte. Deshalb mussten von den drei Kommunen neue Stadtteile erschlossen werden, um den wirtschaftlichen Fortschritt nicht zu blockieren und eine Verelendung zu vermeiden. Dies geschah auf Basis neu verfasster Lokalbauordnungen an der Peripherie der Städte, in Reichenbach und Netzschkau zwischen den historischen Stadtzentren und den außerhalb gelegenen Bahnhöfen, in Mylau entlang der Wasserläufe und an den Hängen.

Aus diesen Zusammenhängen wird deutlich, dass die Fabrikanten mit ihren Fabrikbauten selbst den Antrieb zur Stadterweiterung lieferten, unmittelbar durch die gewählte periphere Lage ihrer Fabriken sowie die flächenmäßige Größe und rationelle Ausnutzung der Grundstücke, mittelbar durch den stetig steigenden Bedarf an Arbeitern und Angestellten, für die der Wohnraum erst geschaffen werden musste.

Da die Fabrikbauten in der Reichenbacher Region nicht im öffentlichen Kulturinteresse standen, wurden sie nicht geschützt und gepflegt – anders als Kirchen, Burgen, Schlösser oder öffentliche Einrichtungen. Sie waren mehr als andere Gebäude Bränden ausgesetzt oder mussten stetig dem Stand der Technik und Wachstum des Unternehmens angepasst werden. Vielfach wichen sie größeren Neubauten oder fielen dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Letztendlich führten städtebauliche Umstrukturierungs- bzw. Renaturierungsmaßnahmen nach 1989 zum Abriss ganzer Industrieareale. Aus diesen Gründen sind heute keine Fabrikgebäude der ersten Generation mehr erhalten und nur wenige, die im Deutschen Kaiserreich errichtet worden sind. Eine Vielzahl von ihnen ist leider dem Verfall preisgegeben. Es besteht daher in der Reichenbacher Region wie auch in vielen sächsischen Städten dringender Handlungsbedarf, ein Verständnis für den stadtbildprägenden Wert dieser identitätsstiftenden Zeitschicht zu fördern, um sich der gegenwärtigen kulturhistorischen Verantwortung bewusst zu werden. Daher gilt es mit besonderer Aufmerksamkeit die steinernen Zeitzeugen der Industriegeschichte wertzuschätzen, zu schützen und durch neue Nutzungen für die Zukunft zu bewahren.

Autorin
Dr. Sandra Gerbert



Meissner Ofen- und Porzellanfabrik vorm. C. Teichert

Die Entwicklung der keramischen Industrie in Sachsen von ihren Anfängen bis zur Gegenwart

Günter Naumann

Briefkopf der Meißner Ofen- und Wandplattenindustrie vorm. C. Teichert
Sammlung Dr. Günter Naumann

Die letzten Gesamtdarstellungen zur Entwicklung der keramischen Industrie in Sachsen sind 1891 und 1936 publiziert worden.¹ Der Autor hatte deshalb 1999 den Versuch unternommen, auf der Grundlage dieser beiden Publikationen, zwischenzeitlich veröffentlichter Einzeldarstellungen, eigener Forschungen und Auskünften von Fachkollegen die Entwicklung der keramischen Industrie – bezogen auf das Gebiet des heutigen Freistaates Sachsen – von Anbeginn bis 1936 skizzenhaft darzustellen und bis 1999 fortzuschreiben.² In der vorliegenden Arbeit wird die Publikation von 1999 ergänzt sowie aktualisiert.³ Verzichtet wird dabei auf die Ausführungen zur Geologie der Kaolin- und Tonlagerstätten, weil diesbezüglich kaum Neues hinzukommen würde.

Manufakturen als Vorläufer der keramischen Industrie

Im Rahmen der staatlichen Förderung des Manufakturwesens unter August dem Starken (1694-1733), Kurfürst von Sachsen und König von Polen, wurden in Sachsen auch die ersten Manufakturen zur Herstellung keramischer Erzeugnisse gegründet. So ging 1708 in Dresden die erste Fayence-Manufaktur Sachsens als Privatunternehmen des Porzellanerfinders Johann Friedrich Böttger in Betrieb. 1712 verpachtete und 1718 verkaufte Böttger die Manufaktur an Peter Eggebrecht, den späteren Schwiegervater des berühmten Modellmeisters an der Kgl. Porzellanmanufaktur in Meißen, Johann Joachim Kaendler. In dieser Fayence-Manufaktur wurden unter Eggebrecht zeitweilig bis zu 20

Arbeiter beschäftigt.⁴ Diese Manufaktur bestand bis 1784.

Am 6. Juni 1710 nahm die Königliche Porzellanmanufaktur in den Räumlichkeiten der Albrechtsburg in Meißen den Betrieb auf, nachdem Johann Friedrich Böttger am 28. März 1709 August dem Starken die Erfindung des weißen Porzellans gemeldet hatte. Die Wahl von Meißen als Standort für die Königliche Porzellanmanufaktur erfolgte vor allem aus Sicherheitsgründen, denn man ging davon aus, dass in der gut bewachbaren Albrechtsburg das Geheimnis (Arkanum) der Porzellanherstellung bewahrt werden könne. Dies erwies sich allerdings schon bald als Trugschluss, denn bereits 1719 ging in Wien eine dort ein Jahr zuvor gegründete Porzellanmanufaktur auf der Grundlage des Böttgerschen Arkanums in Betrieb. Die erste Stufe der Porzellanerfindung war das rote oder Jaspisporzellan, das bereits seit 1708 in Dresden hergestellt worden war. Man nutzte dafür einen rotbrennenden Ton von Ockrilla bei Meißen. Hergestellt wurden in Meißen aber bald nur noch Gegenstände aus dem weißen europäischen Hartporzellan. Bei der Entwicklung des weißen Porzellans hatte Böttger bis 1708 mit Colditzer Ton experimentiert. Danach verwendete er den seit 1700 bekannten Kaolin aus der Schnorrsschen Grube St. Andreas bei Aue. Von 1764 an nutzte die Königliche Porzellanmanufaktur den Kaolin von Seilitz bei Meißen; 1814 erwarb sie dort Abbaurechte und ging 1825 vom Tagebau zum Tiefbau über. Dieses Bergwerk wird noch heute von der Staatlichen Porzellanmanufaktur Meissen GmbH betrieben. Es ist mit seinen zwei dort tätigen Bergleuten



Edikt zur Gründung der Porzellanmanufaktur Meißen, 1710

- 1 Heinrich Gebauer: Die Volkswirtschaft im Königreich Sachsen, Bd. 2, Dresden 1891; Eberhard Schilde: Die Keramische Industrie in Sachsen. Grundlagen, Geschichte und geographische Verbreitung, Dresden 1936.
- 2 Günter Naumann: Die Entwicklung der keramischen Industrie in Sachsen von den Anfängen bis zur Gegenwart, in: Manfred Störr (Hrsg.): Keramikregion Meißen, Berlin 1999.

Kaolinschlammerei im Grutschenbachtal bei Seilitz, Foto von Oskar Kaubisch, um 1925
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

- 3 Für Hinweise zur Aktualisierung dankt der Autor den Herren Dr. Jens Petzold, Dr. Reinhard Plüschke und Roland Schreiber.
- 4 Rudolf Forberger: Die Manufaktur in Sachsen vom Ende des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, Berlin 1958, S. 178-189; August Stöhr, Deutsche Fayencen und Deutsches Steingut, Berlin 1920.
- 5 Hans Lehmann: Sachsens keramische Industrie und Rohstofflagerstätten, in: Sprechsaal, Coburg 73 (1940), Heft 49, S. 445-448.
- 6 Adressbuch der Keramik-Industrie, 19. Auflage Coburg 1934. Dieses Adressbuch gibt einen nahezu vollständigen Überblick über die keramische Industrie in Sachsen, weil 1934 noch fast alle jemals gegründeten Unternehmen bestanden haben und nach 1934 kaum noch Unternehmen hinzugekommen sind. Enthalten sind im Adressbuch für die einzelnen Betriebe die Erzeugnisse und vielfach auch das Gründungsjahr sowie die Zahl der Arbeiter.

das kleinste Bergwerk Deutschlands und die wohl älteste noch betriebene Kaolingrube in Europa. Im Jahre 1719, dem Todesjahr Böttgers, hatte die Königliche Porzellanmanufaktur 26 Beschäftigte, 1751 waren es bereits 571. Die Porzellanmanufaktur hatte als Hersteller von Luxus-Porzellan sehr oft mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen und bestünde heute nicht mehr, wenn sie nicht staatlich geblieben und in kritischen Zeiten immer wieder staatlich gestützt worden wäre. Auch die Meißner Stadtverwaltung tat alles, um die Porzellanmanufaktur der Stadt zu erhalten. Als die Manufaktur im 19. Jahrhundert auf Anregung des sächsischen Kronprinzen Johann aus Gründen des Denkmalschutzes die Albrechtsburg verlassen musste und Überlegungen bestanden, diese an einen anderen Ort zu verlegen, bot die Stadt der Manufaktur unverzüglich Bauland an geeigneter Stelle zum Kauf an, sodass sie in Meißen verblieb und ab 1863 ihre neuen Räumlichkeiten bezog. Durch die Erzeugnisse der Königlichen und später Staatlichen Porzellanmanufaktur ist die Stadt Meißen weltweit bekannt geworden.

In der DDR-Zeit war die Manufaktur unter Generaldirektor Prof. Dr.-Ing. Karl Petermann seit 1972 unter anderem auch technologisch auf den neuesten Stand gebracht worden. Das Porzellan wurde zwecks Devisenbeschaffung zum weitaus größten Teil ins Nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet, insbesondere in die Bundesrepublik Deutschland, exportiert. Am Absatz im Inland bestand kein Interesse. Aus dieser Zeit stammt der von prominenter Seite kreierte Spruch: „Für einen DDR-Bürger ist es vermessen, Meißner Porzellan besitzen zu wollen!“. Der Wunsch danach blieb indessen ungebrochen. Dies auch noch dann, als für den Inlandverkauf innerhalb kurzer Zeit in zwei Etappen die Preise dafür um ein Vielfaches angehoben worden waren. Ab 1990 musste wegen rückläufiger Auftragslage ein stufenweiser Personalabbau von etwa 1.800 auf derzeit etwa 400 Mitarbeiter vorgenommen werden.

Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges wurde ab 1763 die darniederliegende Wirtschaft im Kurfürstentum Sachsen unter Kurfürst Friedrich Christian durch staatliche Förderprogramme wieder in Gang gebracht. Dazu gehörte auch die Gründung weiterer Manufakturen. So erhielt 1770 Johann Samuel Tönnisch die Erlaubnis, im Schloss Hubertusburg eine Fayence-Manufaktur einzurichten, in der später wahrscheinlich auch die Herstellung von englischem Steingut aufgenommen wurde. Diese Manufaktur bestand bis 1848.⁵

Die Standorte der einzelnen Zweige der keramischen Industrie in Abhängigkeit von der Lage der Kaolin/Ton-Lagerstätten

Je geringer der Veredelungsgrad der Rohstoffe bei der Herstellung eines Produkts ist, desto näher an den Rohstoffvorkommen mussten früher in der Regel die entsprechenden Industriebetriebe liegen. Im Idealfall stand das Werk unmittelbar ne-



ben der Rohstofflagerstätte. Dies gilt heute nur noch für die Ziegelindustrie. Ansonsten besteht der Zwang zu dieser räumlichen Bindung nicht mehr, denn heute ist ein Transport von keramischen Rohstoffen auch über größere Entfernungen mit Lkw kostengünstig realisierbar. Dies kann sogar von Vorteil sein, weil es dadurch möglich wird, die einzelnen Werke mit Rohstoffmischungen gleichbleibender Qualität zu beliefern, die in Mischanlagen aus Rohstoffen verschiedener, miteinander räumlich weiter voneinander entfernter Vorkommen zusammengestellt werden.

Steingut

Die Steingutindustrie war an die weißbrennenden Kaoline und Tone von Colditz und Seilitz/Löthain gebunden. Sie etablierte sich deshalb in Nordwestsachsen und in der Elbtalzone. Nachdem zunächst England ganz Mitteleuropa mit Steingut beliefert hatte, bewirkte die von Napoleon I. verhängte Kontinentalsperre für englische Erzeugnisse, dass sich jetzt auch in Sachsen auf der Grundlage einheimischer Rohstoffe die Steingutindustrie entwickelte. Die ersten Firmengründungen für Steingut-Geschirr erfolgten ab Anfang des 19. Jahrhunderts in Colditz, in und bei Rochlitz, in und bei Nossen, in Dresden und in Pirna. Die Erschließung der weißbrennenden Tone und Kaoline von Seilitz/Löthain führte später zur Gründung je einer Steingutfabrik in Dresden, in Neusörnwitz bei Meißen und in Torgau. Wegen der Eignung der Tone von Seilitz/Löthain für die glasierte Steingut-Wandfliese entwickelte sich diese Industrie nur im Raum Meißen. Mit der Herstellung von Sanitärartikeln aus Steingut befassten sich ein Werk in Dresden und ein Werk in Torgau. Die beiden Steingutbetriebe in Colditz, das Werk in Dresden und das Werk in Neusörnwitz beschäftigten um 1936 zusammen mehr als die Hälfte der in der feinkeramischen Industrie Sachsens Tätigen und waren bestimmend in der deutschen Steingutindustrie.

Ofenkacheln

Diese wurden ursprünglich handwerksmäßig von Töpfern hergestellt, wobei im 18./19. Jahrhundert die Geschirr- und Ofentöpferei als Weißtöpferei miteinander verbunden waren. Mit der Erfindung der „Meißner Patentkachel“ und der damit verbundenen Gründung von Ofenfabriken in Meißen

gingen viele der sächsischen Ofen-Werkstätten ein. Bestehen blieben vor allem jene Ofenfabriken, die im Umkreis von etwa 50 Kilometern um Meißen angesiedelt waren und deshalb die Rohstoffe von Seilitz/Löthain noch kostengünstig beziehen konnten. Dies betraf die Ofenfabriken in Pirna, Dresden, Kötzschenbroda, Großenhain, Strehla, Mügeln, Mutzschen, Nerchau, Torgau, Königsbrück, Pulsnitz und Kamenz. Es war aus Reklamegründen üblich, außerhalb von Meißen mit einem bestimmten Anteil von Rohstoffen aus Seilitz/Löthain hergestellte Kacheln bzw. Öfen als „Meißner Ware“ bzw. als „Öfen nach Meißner Art“ anzupreisen, wogegen die Meißner Ofenfabriken mit wechselndem Erfolg vorgegangen sind. Weitere Ofenfabriken hielten sich aber auch noch in Görlitz, in Holzhausen und Taucha bei Leipzig und in Waldenburg.⁶ Vermutlich haben diese auf andere Rohstoffvorkommen zurückgegriffen.

Steinzeug

Für die Herstellung von unglasierten dichtgesinter-ten Steinzeug-Bodenplatten eignen sich vor allem die feuerfesten, färbende Verunreinigungen enthaltenden Steinzeugtone aus der Oberlausitz, wobei nicht unbedingt eine Bindung der Werke an die Tonvorkommen bestanden hat. Gegründet wurden entsprechende Fabriken in Marienberg (ausschließ-



lich Verarbeitung von Tonen aus dem benachbarten Böhmen) und in Niedersiedlitz bei Dresden, später in Meiersdorf bei Grimma. Es folgten zwei Werke in Meißen (Bezug der Tone von Garsebach und Taubenheim). Fabriken für andere Artikel aus Steinzeug (vor allem Steinzeugrohre) und Klinkerwaren wurden gegründet in Zwickau, Chemnitz, Colditz, Dommitzsch, Dresden, Großpostwitz bei Bautzen, Holzhausen bei Leipzig, Krauschwitz, Liebertswolkwitz, Mittweida, Taubenheim bei Meißen, Tanndorf bei Großbothen und Zittau.

Feuerfestprodukte

Grundlage sind in Nordwestsachsen die Tonvorkommen im Raum Brandis – Bad Lausick – Wurzen sowie die Kaoline bei Colditz und Hohburg. Hochfeuerfeste Tone für die Herstellung qualitativ hochwertiger Feuerfesterzeugnisse kommen nur in der Oberlausitz vor (Wiesa/Thonberg bei Kamenz, Wetro, Guttau). Weiterhin gibt es ein Kaolinvorkommen bei Radeburg. Im Granulitgebirge steht ein Tonvorkommen bei Mittweida – Franke-

nau an. Betriebe zur Herstellung feuerfester und säurebeständiger Erzeugnisse entwickelten sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vorzugsweise aus Ziegeleien. Betriebe zur Herstellung von Feuerfesterzeugnissen gab es in Nordwestsachsen in Colditz, Großbothen, Collmen bei Colditz, Bad Lausick, Neunitz bei Grimma, Reichersdorf bei Bad Lausick, Tanndorf bei Großbothen, Brandis, Fuchshain bei Leipzig, Altenbach, Zeititz bei Wurzen und Eythra bei Leipzig. Standorte der Feuerfestindustrie in der Oberlausitz waren bzw. sind Wetro, Rietschen, Thonberg bei Kamenz, Wiesa bei Kamenz und Radeburg. Außerhalb dieser beiden Regionen bestanden Betriebe zur Herstellung von Schamottesteinen in Dommitzsch (ebenfalls mit eigenem Tonvorkommen), Dresden, Frankennau, Mittweida, Naundorf bei Böhringen in der Nähe von Roßwein und in Muldenhütten bei Freiberg. Grafit-Schmelztiegel wurden in Dresden und später in Freital-Hainsberg hergestellt.

Porzellan

Wegen des hohen Veredlungsgrades der Rohstoffe gab und gibt es keine räumliche Bindung der Betriebe an die Kaolinvorkommen. Die Steinkohlevorkommen bei Freital und Zwickau bestimmten die Standortwahl für die Porzellanfabrik in Freital-Potschappel sowie die drei in Zwickau und Umgebung gegründeten Porzellanfabriken. Weitere Porzellanfabriken wurden abseits von Kaolin- und Kohlevorkommen in Radeberg und in Weißwasser gegründet. Die Porzellanindustrie nutzte vor allem die Kaoline von Kemmlitz bei Mügeln. Heute erfolgt dort der Kaolin-Abbau durch die Kemmlitzer Kaolinwerke, Zweigniederlassung der Caminauer Kaolinwerke GmbH.

Technische Keramik

Wegen des sehr hohen Veredlungsgrades der Rohstoffe gab und gibt es ebenfalls keine Bindung dieser Betriebe an die Rohstoffvorkommen. Standorte für die Herstellung von Hochspannungsisolatoren waren Großdubrau und Freiberg. In Meißen haben sich neuerdings zwei Betriebe für die Herstellung von Funktions- und Konstruktionskeramik mit extrem hohem Veredlungsgrad der Rohstoffe etabliert.

Mauerziegel

Für deren Herstellung eignet sich eine breite Palette von Rohstoffen, so Auelehm, Geschiebelehm und Lösslehm, aber auch Mergel und Letten. Wegen dieser breiten Rohstoff-Palette waren Ziegeleien einst in Sachsen nahezu flächendeckend anzutreffen und fehlten nur in den Kammern der Gebirge. Im Jahr 1882 gab es in Sachsen 1.148 Betriebe als Hauptbetriebe, in denen Ziegel und Tonrohre hergestellt wurden; tätig waren dort 10.636 männliche und 1.271 weibliche Arbeitskräfte. Dazu kamen zwölf Nebenbetriebe. Bis 1893 etablierten sich Großziegeleien bei Dresden (am linken Elbufer oberhalb und unterhalb der Stadt), bei Leipzig (besonders in der Els-

Braunkohle- und Tonabbau in Puschwitz-Wetro bei Bautzen, Foto von Max Nowak, um 1930
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

terae aufwärts bis Zwenkau), Chemnitz, Zwickau, Plauen und Zittau; eine ansehnliche Ziegelfabrikation gab es weiterhin bei Pirna, im Plauenschen Grund (Deuben, Döhlen), in Meißen, Cölln bei Meißen. Großenhain, Zeithain, Wurzen (Altenbach), Mügeln, Roßwein, Döbeln, Geringswalde, Hartha, Borna, Glauchau, Meerane, Crimmitschau, Werdau, Reichenbach, Treuen, Schöneck, im Lugau-Oelsnitzer Kohlenrevier, bei Bischofswerda, Königsbrück, Kamenz, Weißenberg und an anderen Orten.

Früher hatten seit dem Mittelalter Ziegeleien zunächst nur bei den größeren und mittleren Städten bestanden, in denen der Steinbau aus Feuerschutzgründen vorgeschrieben war. In diesen Ziegeleien sind selbstverständlich aus naheliegenden Gründen immer auch Dachziegel hergestellt worden, und zwar auch dann, wenn die vor Ort verfügbaren Rohstoffe dafür ungeeignet waren. Mit der Einführung des Ziegelbaus im ländlichen Raum wurde die Ziegelherstellung zunächst als ambulantes landwirtschaftliches Nebengewerbe in Feldziegeleien betrieben, wobei die Formgebung per Hand und das Trocknen der Formlinge direkt am jeweiligen Rohstoffvorkommen unter freiem Himmel vorgenommen wurde. Auch das Brennen der Ziegel in Feldmeilern, die für jeden Brand neu aufgesetzt werden mussten, erfolgte dort. Die Feldziegeleien waren noch bis um 1848 vorherrschend. Ortsfeste Ziegeleien mit maschinellen Einrichtungen sind auf dem Lande vornehmlich von Rittergutsbesitzern errichtet worden. Im Jahre 1907 gab es in Sachsen noch 264 derartige „Rittergutziegeleien“. Diese bestehen seit Langem nicht mehr. Aus einer von ihnen, der von Zehmen'schen Dampfziegelei in Graupzig bei Meißen, ist eine noch heute bestehende moderne Ziegelei hervorgegangen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden in einigen Ziegeleien bereits geschmackvolle Bauornamente hergestellt. Im Handelskammerbezirk Dresden zeichnete sich dabei eine Meißner Ziegelei, wahrscheinlich die in Meißen-Niederfähre bestehende Rudolphsche Ziegelei, diesbezüglich besonders aus. Zu sehen ist derartige Fassadenschmuck noch heute an der 1856/57 errichteten „Roten Schule“ in Meißen, die ihren Namen wohl den roten Klinkerverzierungen verdankt. Mauerziegel werden heute nur noch hergestellt in Graupzig bei Meißen (Ziegelwerk Klaus Huber GmbH & Co. KG), in Freital (seit 1996, Ziegelwerk Freital Eder GmbH) sowie in Zwickau (Wienerberger GmbH, Werk Zwickau). Klinkermauerziegel produzieren die Oberlausitzer Klinkerwerke in Vierkirchen, Ortsteil Buchholz.

Dachziegel

Deren Herstellung erfordert höherwertigere Rohstoffe. Diese dürfen keine gröberen Beimengungen an Quarz, Pyrit und Kalk enthalten; außerdem müssen sie frei von ausblühfähigen Salzen sein. Größere Dachziegelwerke gab es deshalb früher in Colditz, Forberge bei Riesa, Neusörnewitz bei Meißen, Brockwitz bei Meißen, Meißen-Zaschendorf,

Dittersbach und Langburkersdorf. Dachziegel sind mitunter aber auch in Ziegeleien hergestellt worden, wo keine hochwertigen Rohstoffe zur Verfügung standen.

Nachdem 2002 wegen der Zerstörungen durch die Elbehochflut auch noch das Dachziegelwerk in Riesa-Forberge geschlossen worden ist, gibt es in Sachsen nur noch Dachziegelwerke in Guttau-Kleinsaubernitz (seit 1994, Creaton GmbH) und Obergräfenhain bei Penig (Braas GmbH). Das erst 1992 eröffnete Görlitzer Dachziegelwerk (Wienerberger GmbH, Werk Görlitz in Schöpstal, OT Ebersbach) ist inzwischen auf unglasierte Fassadenkeramik umgestellt worden.

Töpfereien

Ogleich es sich bei den Töpfereien nicht um Industriebetriebe handelt, soll hier doch ein kurzer Überblick über dieses Gewerbe gegeben werden, denn die Töpfereien waren vielfach die Keimzelle der keramischen Industrie. Die Töpfereien sind meist Handwerksbetriebe geblieben. Nur in wenigen Fällen entwickelten sie sich zu Kleinbetrieben, die eine Zwischenstellung zwischen Manufaktur und Industriebetrieb einnehmen, zum Beispiel die Kannegießer Keramik Saxonia Feinsteinzeug Manufaktur in Neukirch.

Die Töpferei war insbesondere in der Oberlausitz beheimatet. Zentren der Töpferei waren dort Kamenz, Königsbrück, Pulsnitz, Elstra, Bischofswerda, Neukirch/Lausitz, Ringenhain, Schirgiswalde, Steinigtwolmsdorf, Tautewalde, Neusalza und Ebersbach, die alle ihren Rohstoff vom Thonberg bei Kamenz bezogen. Einige Hersteller mussten größere Transportwege für den Ton in Kauf nehmen. Die Töpferei lohnte sich in der Oberlausitz nur, weil die Töpferwaren meist im nahegelegenen Böhmen abgesetzt werden konnten. Dies änderte sich allerdings mit der Einführung hoher Einfuhrzölle ins österreichische Zollgebiet im Jahre 1881. Hinsichtlich des Absatzes orientierte man jetzt auf Schlesien, Mittel-, Nord- und Westdeutschland.

Ein zweites Gebiet der Töpferei in Sachsen war das unmittelbare und weitere Elbegebiet. Töpfereien gab es hier insbesondere in Neustadt in Sachsen, Pirna, Dohna, Dippoldiswalde, Kötzschenbroda, Niederlösnitz, Meißen, Strehla und Nossen. Die an der Elbe gelegenen Töpfereien bezogen bis zur Nutzung der Tone von Seilitz/Löthain ihre Rohstoffe kostengünstig auf dem Wasserweg (Elbe) von Belgern und Mühlberg.

Ein drittes Gebiet für die Töpferei hatte sich mit Waldenburg, Penig, Frohburg und Kohren in Westsachsen herausgebildet. Die Tonlagerstätten befinden sich bei Frohburg. Über Sachsen hinaus bekannt waren die mit Salz- bzw. Lehmglasuren versehenen Steinzeug-Töpferwaren von Waldenburg. Die Waldenburger Töpferware, das „Waldenburgische Steinern Gefäß“, beherrschte schon im 15./16. Jahrhundert den mitteldeutschen Markt und wurde in der Qualität nur vom rheinischen Steinzeug übertroffen. Übrigens propagierte die sächsische Kurfürstin Anna das sächsische Stein-

zeug und schenkte 1576 ihrer Freundin, der Gemahlin des Herzogs Albrecht von Bayern, einige Waldenburger Krüge mit dem Hinweis, „daß man darinnen gut Bier trinket“. Auf diese Krüge wird das heute noch übliche Münchener Maß, ein Trinkgefäß aus Steinzeug, zurückgeführt.

Ein kleines Tonvorkommen unterhalb des Pöhlberges bei Annaberg wurde von 1630 bis 1770 durch die Annaberger Töpfer genutzt. Für das von etwa 1630 bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts in Freiberg hergestellte Steinzeug verwendete man Tone von Kaltofen, Mohorn und Lößnitz.

Im 19. Jahrhundert wurde der Absatz der Töpfereien durch die Massenfabrikation hochwertigerer Keramikerzeugnisse (Steingut, Porzellan) und durch die widerstandsfähigeren Metallgefäße (Eisen- und Blechgeschirr seit etwa 1850; Emailleschirr seit etwa 1875; später Aluminiumgeschirr) stark eingeschränkt, sodass sich die Gebrauchstöpferei zunächst neuen Produkten zuwandte (zum Beispiel Herstellung von Pfeifenköpfen in Waldenburg, Leisnig, Grimma, Meißen und Königsbrück sowie von Kinderspielzeug in Dippoldiswalde), die jedoch schon im 19. Jahrhundert wieder außer Mode kamen. Viele Töpfereien hatten sich auch auf die Fertigung von Blumentöpfen umgestellt.

Heute bestehen in Sachsen noch etwa 70 Töpfereien, die vor allem auch auf dem kunstgewerblichen Sektor tätig sind. Diese Töpfereien sind heute vor allem ansässig in und rund um Dresden, westlich anschließend an Bautzen, in einem breiten Band von Leipzig bis Chemnitz sowie zwischen Chemnitz und Dresden. Weiterhin gibt es noch einige Töpfereien mit Zittau, Bad Muskau, Niesky bzw. Plauen als Zentren.

Die regionale Verteilung der keramischen Industrie

Zentren der keramischen Industrie mit bedeutenden Großbetrieben entwickelten sich in Nordwestsachsen, in der Elbtalzone und in der Oberlausitz. Von geringerer Bedeutung war die keramische Industrie rohstoffbedingt in den übrigen Regionen Sachsens, also im Granulitgebirge, im Erzgebirge sowie im Vogtland. Die genannten Regionen entsprechen der geologischen Einteilung Sachsens.⁷ Diese Einteilung bietet sich hier an, weil das Vorkommen der Rohstoffe geologisch bedingt ist und die Rohstofflagerstätten ursprünglich meist bestimmend für die Standorte der keramischen Industrie waren und es auch heute noch teilweise sind. Um Irritationen vorzubeugen, soll hier darauf hingewiesen werden, dass die geologische Grenze der Oberlausitz nach Westen durch die Lausitzer Überschiebung gebildet wird, sodass im Folgenden auch Orte wie etwa Radeburg, die historisch nicht zur Oberlausitz gehören, hier dazu gezählt werden.

Kommt es zu Ballungen bestimmter Industriezweige, dann folgen weitere Industriezweige, die deren Bedarf an Spezialartikeln decken. Diese Voraussetzungen waren in Sachsen nur für Meißen gegeben, wo vier Unternehmen für die Her-

stellung von keramischen Glasuren/Farben sowie zwei Fabriken für die Herstellung von Maschinen für die keramische Industrie gegründet worden sind. So wurde in Meißen ein Drittel aller in Deutschland benötigten Keramikfarben produziert. Nur die Meißner Porzellanmanufaktur stellt auch ihre Farben selbst her. Für die Herstellung von keramischen Farben wurden vorzugsweise Rohstoffe aus Sachsen eingesetzt, so in den beiden 1635 bzw. 1644 gegründeten Blaufarbenwerken das Kobalterz von Schneeberg. Nachdem 1827 in der Meißner Porzellanmanufaktur ein synthetischer Ultramarin („künstliches Lasursteinblau“) erfunden worden war, betrieb die Porzellanmanufaktur von 1829 bis 1877 ein eigenes Blaufarbenwerk, dessen Produkte in den Jahren 1846, 1848 und 1851 wertmäßig sogar den Wert des hergestellten Porzellans überstiegen haben.

Im Folgenden werden die einzelnen Betriebe, ausgenommen die Ziegeleien und Töpfereien, den einzelnen Regionen zugeordnet. Hier werden auch Details zu den einzelnen Betrieben mitgeteilt, was im Zusammenhang mit deren Zuordnung zu Erzeugnisgruppen nicht sinnvoll gewesen wäre, weil viele Betriebe mehrere, verschiedenen Erzeugnisgruppen zuzuordnende Produkte hergestellt haben und sich außerdem vielfach auch noch das Erzeugnissortiment in Laufe der Zeit verändert hat. Für viele Betriebe ist das Jahr der Betriebsaufgabe nicht angegeben. Deshalb gilt für das Folgende: Ein Betrieb besteht heute nur dann noch, wenn dies ausdrücklich vermerkt ist. Auch in der Zusammenfassung werden die wenigen heute noch bestehenden Betriebe noch einmal genannt.

Nordwestsachsen

Rohstoffgrundlage waren hier die Tone von Brandis und Bad Lausick sowie die Kaoline von Colditz (Kaolingruben von Terpitzsch und Hohnbach) und Hohburg. Die Steinzeugfabriken von Colditz, das Tonröhrenwerk in Tanndorf und die in der Nähe gelegenen Schamottewerke nutzten die Tonlager von Commichau und Skoplau bei Colditz, wo auch Braunkohle abgebaut wurde.

Gebiet Colditz – Großbothen – Bad Lausick

Das Vorkommen von weißbrennenden Tönen hat in Colditz zur Gründung der ersten beiden sächsischen Steingutfabriken geführt. Bereits 1804 war in Colditz die erste Steingutfabrik von Thomsberger & Hermann gegründet worden. 1841 richtete Karl August Zschau in einer Ziegelei die zweite Colditzer Steingutfabrik ein und kaufte 1848 den größten Teil der Einrichtungen und Modelle der in diesem Jahr geschlossenen Hubertusburger Faience-Manufaktur. 1907 erfolgte die Umbildung in die Steingutfabrik Colditz A.-G. Damit verbunden war der Bau einer neuen Fabrikanlage links der Mulde außerhalb der Stadt, sodass künftig Erweiterungen möglich waren. 1934 beschäftigte diese Steingutfabrik eintausend Arbeiter (Herstellung von Steingutgeschirr und Sanitärartikeln aus Stein-

⁷ Kurt Pietzsch: Abriß der Geologie von Sachsen, 2. Auflage Berlin 1956.

Arbeiterin im VEB Porzellanwerk Colditz mit Kannenrohlingen, Foto von Gerhard Weber, um 1989
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



gut). Von 1955 bis 1958 wurde die Umstellung der Fabrik von Steingut auf Porzellan vorgenommen. Der VEB Porzellanwerk Colditz war eine der größten Porzellanfabriken in der DDR. 1996 wurde die Colditzer Porzellanfabrik geschlossen, und 2006 sind die Fabrikanlagen abgerissen worden. Im Porzellankombinat Colditz war ein Betrieb zur Herstellung von Edelmetallpräparaten, keramischen Farben u. a. gegründet worden, der heute noch als Magmalor GmbH besteht. Weiterhin sind in Colditz zwei Steinzeugfabriken gegründet worden, und zwar 1887 das Sächsische Steinzeugwerk Uhlmann (später Sächsische Steinzeugwerke zu Colditz; 1934 21 Arbeiter) und 1889 die Colditzer Steinzeugwarenfabrik Gottschald & Co. (1934 60 Arbeiter). Als letztes Steinzeugwerk in Colditz ist die Steinzeugwerk Colditz GmbH (Herstellung von Pflanzschalen, Futtertrögen usw.) 2002 im Handelsregister gelöscht worden.

Hinsichtlich der Feuerfestindustrie bestanden in Colditz ab 1896 die Colditzer Schamotte- und Dachsteinfabriken Eismann & Stockmann GmbH (1934 180 Arbeiter). Im späteren VEB Schamottewerk Colditz, Zweigwerk des VEB Schamottetekombinats Brandis, wurden Schamotteleichtsteine hergestellt. 1991 erfolgte die Schließung dieses Werkes.

Schamottesteine minderer Qualität wurden hergestellt in Großbothen (seit 1911; Großbothener Schamotte- und Dachsteinfabrik), in Collmen (seit 1914; Collmer Schamottewerke GmbH; Herstellung von Schamotteerzeugnissen, Korundsteinen, Siliziumkarbidsteinen; 1934 70 Arbeiter), in Bad Lausick (Bad Lausicker Schamottewerke Joseph Havestadt), in Neunitz bei Grimma, in Reichersdorf bei Bad Lausick (Saxonia Schamotte- und Dinaswerke GmbH) und in Tanndorf bei Großbothen (das Werk in Tanndorf bestand seit 1901 als Tonrohrwerke J. P. & A. Böttcher; Herstellung von Pflasterklinkern und Schamottesteinen). In den Kreis dieser Werke der grobkeramischen Industrie gehören auch die Werke zur Herstellung von Ofenkacheln in Nerchau (seit 1919; Ofen- und Tonwarenfabrik Nerchau) und Mutzschen (Ofenfabrik Edm. Berger; 1934 20 Arbeiter). Zuletzt stellte man im VEB Silikawerk Bad Lausick Silikastei-

ne (Rohstoffgrundlage waren Quarzite von Großkorbetha und Glossen), Feuerleichtsteine und saure Trockenrüttelmassen her (Betriebsschließung 1992, danach Abriss des Werkes). Im VEB Schamottewerk Großbothen, Betriebsteil des VEB Schamottetekombinat Brandis, erfolgte zuletzt nur noch die Herstellung von Schamottesteinen (Werksschließung nach Reprivatisierung Anfang 1991). Im Betriebsteil Naundorf des VEB Schamottetekombinat Brandis wurde zuletzt Stahlwerksverschleißmaterial hergestellt (Betriebsschließung 1991). Der Betriebsteil Bennewitz des ehemaligen VEB Schamottetekombinat Brandis, in dem Feuerleichtsteine hergestellt wurden, besteht noch und gehört seit 1999 zur RATH Keramik GmbH.

In Leisnig gibt es seit April 1997 ein neu errichtetes Werk zur Herstellung von Steingut-Wandfliesen (KERATEAM GmbH Fliesenproduktions- und -vertriebs GmbH & Co. KG). Kaolin und Ton müssen über größere Entfernungen herangeschafft werden, zum Beispiel von Seilitz/Löthain. Allerdings liegt Leisnig in der Nähe der Autobahn.

Gebiet Altenbach – Brandis – Wurzen

Feuerfesterzeugnisse: In Brandis (früher Sächsische Tonwarenfabrik für Chemische Industrie, zuletzt VEB Schamottetekombinat Brandis) wurden auf der Grundlage von minderwertigem Ton Rohschamotte und Schamottesteine hergestellt. Brandiser Rohschamotte bezog zum Beispiel auch der VEB Plattenwerk Meißen. Weiterhin erfolgte die Herstellung von säurefester Schamotte mit Hartporzellanbruch aus der elektrokeramischen Industrie als Magerungsmittel. Brandis war außerdem Alleinhersteller für Feuerbeton in der DDR. 1991 wurde die Produktion in Brandis eingestellt. Weitere Schamottewerke bestanden früher noch in Fuchshain bei Leipzig (seit 1893; Leipziger Schamotte-Ofenfabrik Hermann Berger; 1934 50 Arbeiter), Altenbach (seit 1845) und Zeititz bei Wurzen; weiterhin in Eythra bei Leipzig (seit 1899; Schamottefabrik Wenzel Ullrich; 1934 18 Arbeiter).

Für die Herstellung von Ofenkacheln gab es in Holzhausen bei Leipzig die Ofenfabrik Carl Schmidt und in Taucha bei Leipzig die Ofenfabrik Ernst Emil Winkler. Steinzeug wurde hergestellt in Holzhausen (Tonwarenfabrik C. Stölzner KG) und in Liebertwolkwitz (Liebertwolkwitzer Tonwerk Fischer & Calow).

Gebiet Mügeln – Oschatz

In Mügeln gründete man 1895 eine Ofen-, Porzellan- und Tonwarenfabrik (1934 427 Arbeiter; Herstellung von Baukeramik, Industrie-Wandplatten, Ofenkacheln, Steingut-Wandplatten), die nach 1945 als VEB Ofen- und Ziegelwerke fortbestand.⁸ Dieser Betrieb ist nach 1990 als Ruka Ofenfabrik und Zubehör GmbH privatisiert und nach einigen Insolvenzen 2018 von HAFNERTEC übernommen worden. Es ist derzeit der einzige Hersteller von Ofenkacheln in Sachsen. Die 1907 in Oschatz gegründete Steingutfabrik war bereits 1936 stillgelegt worden.

⁸ Um Oschatz und Riesa (Wer-
te unsere Heimat, Bd. 30),
Berlin 1977.

Elbtalzone

Rohstoffgrundlage sind die in der Nähe von Meißen abgebauten Kaoline und Tone von Seilitz, Löhthain, Mehren, Kaschka, Ockrilla und Jessen (im Folgenden bezeichnet als Tone bzw. Kaoline von Seilitz/Löhthain) sowie die Tone von Taubenheim und Garsebach. Die zur Sibelco GmbH gehörende Kaolin- und Tonwerke Seilitz-Löhthain GmbH hat ihren Sitz in Mehren bei Meißen. Weitere Vorkommen in der Elbtalzone sind die Tone im Raum Dommitzsch – Belgern – Torgau. Bald erwies es sich, dass in Sachsen nur die Tone von Seilitz/Löhthain für die Herstellung der „Meißner Patentkachel“ geeignet sind. Auch für die Steingutherstellung sind die Tone und Kaoline von Seilitz/Löhthain bestens geeignet. Dies bewirkte die Gründung einer Steingutfabrik in Dresden (Villeroy & Boch) sowie einer Steingutfabrik in Neusörnewitz bei Meißen.

Die Kaoline und Tone von Seilitz/Löhthain prägten die Elbtalzone als diejenige sächsische Region, in der die feinkeramische Industrie dominierte. Dazu beigetragen haben auch die Steinkohlevorkommen bei Freital und das Vorhandensein von geeigneten Arbeitskräften.

Gebiet Meißen – Neusörnewitz – Brockwitz

Um 1936 waren in diesem Gebiet 220 Personen in den Ton- und Kaolingruben sowie 3.233 Personen in der keramischen Industrie beschäftigt.

Der erste keramische Industriebetrieb in Meißen war das 1860 in Meißen-Fischergasse von dem Schlettaer Rittergutsbesitzer Friedrich Kollrepp gegründete Kollreppwerk, eine der ersten Fabriken in Deutschland, die gegen starke englische Konkurrenz feuerfeste Erzeugnisse für die Metallurgie und die Glasindustrie herstellten (vor allem Schamottesteine aller Formate). 1881 wurde Friedrich Kollrepp Mitbegründer des Vereins Deutscher Fabriken feuerfester Produkte und in dessen Vorstand gewählt. Ziel des Vereins war das Zurückdrängen von Importen feuerfester Produkte insbesondere aus England. Später wurden im Kollreppwerk auch glasierte Steinzeugrohre, Klinkersteine für Fußbodenbelag und Glas-Pressfliesen hergestellt sowie Kaolin geschlämmt. 1913 erfolgte die Schließung des Werkes.⁹

Ab 1863 entwickelte sich in Meißen eine bedeutende Ofen- und Wandfliesenindustrie mit einer beachtlichen Vielfalt von Nebensortimenten.¹⁰ Die Grundlage dafür bildete die von Gottfried Heinrich Melzer unter großen persönlichen Opfern auf empirischer Grundlage entwickelte und 1855 patentierte „Meißner Patentkachel“. Der Kachelkörper wird aus mit Schamotte gemagertem Ton geformt und auf der Sichtfläche mit einer Engobe versehen, auf die man die Glasur aufträgt. Kachelkörper, Engobe und Glasur sind über die Zusammensetzung hinsichtlich ihrer Längenausdehnungs-Koeffizienten so aufeinander abgestimmt, dass diese Kachel nicht nur während der Herstellung rissfrei bleibt, sondern auch im Gebrauch

ohne zu reißen hoch aufgeheizt werden kann, wodurch die Abgabe der Ofenwärme durch Strahlung und damit der Wirkungsgrad der Ofenheizung entscheidend verbessert worden ist. Glatte Kacheln zeigen eine ebene, glänzende und annähernd weiße Oberfläche; bei reliefierter Oberfläche kommt die Zeichnung des Reliefs klar zur Wirkung. Die „Meißner Patentkachel“ war allen Konkurrenzprodukten, insbesondere auch der in Velten bei Berlin hergestellten „Berliner Kachel“, überlegen. Die seit Langem als „Meißner Kachel“ bezeichnete „Meißner Patentkachel“ hat sich durchgesetzt und ist noch heute der übliche Ofenkachel-Typ.

Weil Melzer seine Erfindung aus finanziellen Gründen nicht verwerten konnte, überließ er sie dem Töpfermeister Carl Teichert in Meißen. Sehr zu seinem Schaden, denn Melzer ging dabei leer aus. Auf Grundlage der „Meißner Patentkachel“ wurden im heutigen Stadtgebiet von Meißen ab 1863 vier große und vier kleine Ofenfabriken gegründet, die sich infolge der Standortvorteile von Meißen ausnehmend gut entwickelten. Entscheidender Standortvorteil war, dass die für die Ofenkachel-Fertigung erforderlichen hochbildsamen Steinguttone aus dem nahegelegenen Seilitz-Löhthainer Revier bezogen werden konnten, wo alle vier großen Unternehmen eigene Abbaufelder erwarben und den Ton in Eigenregie förderten. Bereits Melzer hatte mit Tonen aus der Umgebung von Meißen experimentiert, so mit den Tonen von Canitz, Löhthain, Obergarsebach und Kaschka. Der zweite Standortvorteil bestand darin, dass die Ofenindustrie bis zur Heranbildung eines eigenen Facharbeiterstammes auf in der Königlichen Porzellanmanufaktur ausgebildete Facharbeiter zurückgreifen konnte. Vor allem aber auch der Name „Meißen“, der im Zusammenhang mit dem Porzellan aus der Königlichen Porzellanmanufaktur einem Gütesiegel gleichkam, hat zum Bekanntwerden der „Meißner Patentkachel“ beigetragen. Der dritte Standortvorteil resultierte aus der günstigen Verkehrsanbindung der Stadt an das Eisenbahnnetz und die Elbeschiffahrt. Vor allem Letztere ermöglichte den preisgünstigen Antransport der böhmischen Hartbraunkohle, welche für die Befuerung der Brennöfen erforderlich war, und später den Transport der Wandfliesen nach Hamburg, von wo aus diese in alle Welt gingen.

1863 gründete Carl Teichert eine Ofenfabrik in Meißen am Neumarkt 5 (ab 1872 Aktiengesellschaft Meißner Ofen- und Chamottewaaren-Fabrik vorm. Carl Teichert; ab 1884 Meißner Ofen- und Porzellanfabrik vorm. Carl Teichert; im Folgenden als MO bezeichnet); 1868 ging die Ofenfabrik von Ernst Teichert, einem Bruder von Carl Teichert, in Meißen-Cölln, Dresdner Straße 50 in Betrieb (ab 1872 Aktiengesellschaft Sächsische Ofen- und Chamottewaaren-Fabrik vorm. Ernst Teichert; ab 1919 SOMAG Sächsische Ofen- und Wandplattenwerke Akt.-Ges.; im Folgenden als SOMAG bezeichnet). 1884 erfolgte die Inbetriebnahme einer Porzellanfabrik für die Herstel-

⁹ Günter Naumann: Stadtlexikon Meißen, Beucha 2009.

¹⁰ Günter Naumann: Die Geschichte der Meißner Ofen- und Wandplattenindustrie („Teichert-Werke“), in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, Neue Folge, 1. Band, 1. Heft, Meißen 2000; Günter Naumann: Die Entwicklung der Meißner Ofen- und Wandplattenindustrie – ein bemerkenswertes Kapitel Sächsischer Industriegeschichte, in: Sächsische Heimatblätter 48 (2002), Heft 2; Günter Naumann: Die Geschichte der Meißner Ofen- und Wandplattenindustrie, in: Teichert-Werke Meißen, Keramik & Porzellan 1863-1945, Dresden 2003; Günter Naumann: Die Erzeugnisse und die Erzeugnisentwicklung in den Teichert-Werken und in der SOMAG, in: ebenda; Günter Naumann: Die Fabrikmarken für Porzellan und Zierkeramik (der Teichert-Werke und der SOMAG) einschließlich Figuren, in: ebenda.

lung von handgemaltem Porzellan durch Ernst Teichert in Meißen-Cölln, Fabrikstraße 20 (ab 1901 Ernst Teichert GmbH; im Folgenden als ET bezeichnet). Ab 1888 wurde die aus einer Ziegelei hervorgegangene Baufabrik von F. W. Dürichen in Meißen-Cölln zur Ofenfabrik umgerüstet (noch 1888 Umbildung zur Aktiengesellschaft Ofenfabrik und Kunstziegelei Cölln-Meißen; ab 1893 Cölln-Meißner Ofenfabrik Saxonia; ab 1895 Cölln-Meißner Ofen-Fabrik Saxonia GmbH; ab 1929 „Meißner Wandplattenwerke Saxonia GmbH; im Folgenden als SAXONIA bezeichnet).

Die MO kaufte 1923 alle Geschäftsanteile der ET und 1928 bis auf 2.000 Mark die Geschäftsanteile der SAXONIA. Dieser Firmenverbund juristisch selbständiger Unternehmen bezeichnete sich ab 1932 zuweilen als Teichert-Konzern und zumindest ab 1934 durchgängig als Teichert-Werke. Die SOMAG blieb selbstständig. Hergestellt wurden in der MO, in der SOMAG und in der SAXONIA von Anfang an Ofenkacheln, in der MO nebenher bis 1875 noch Schamottesteine; in der SOMAG bis 1900 nebenher noch wahlweise Ziegelsteine bzw. Schamottesteine und weiterhin in den 1880er Jahren Majolika-Waren (Vasen, Krüge, Figuren usw.) sowie Tonwaren; in der SAXONIA nebenher bis mindestens 1893 noch Kunstziegel und gebrannten Gips. Die als Porzellanfabrik gegründete ET nahm 1886 unter Reduzierung der Porzellanherstellung die Ofenkachelfertigung auf. Von 1885 bis 1899 besaß die MO in Eichwald (Böhmen) ein von ihr auf die Ofenkachelherstellung umgerüstetes Werk, um die hohen österreichischen Einfuhrzölle zu umgehen. Als Nebensortiment nahm die MO 1880 die Herstellung von handgemaltem Porzellan mit dem beliebten, der Königlichen Porzellanmanufaktur entlehnten Zwiebelmuster-Dekor auf. Anlass dazu war, dass man die für die Magerung der Kachelmasse benötigte Schamotte zukaufen musste, diese aber nach Aufnahme der Porzellanherstellung durch Zerkleinerung des Schamottebrennkapsel-Bruches gewinnen konnte. Im Jahr 1926 wurde die Porzellanherstellung der ET und der MO in einem Zweigwerk in Meißen-Fischer-gasse zusammengeführt. Hatte sich bisher die Technologie der Porzellanherstellung nicht von der in der Meißner Porzellanmanufaktur praktizierten unterschieden, so wurden jetzt für einen Teil des hier hergestellten Porzellans auch mechanische Dekorationsverfahren angewendet.

Mit der Herstellung von Steingut-Wandfliesen wurde 1891 in der MO begonnen. Es folgten 1895 die SOMAG, um 1896 die ET und 1913 die SAXONIA mit eigens dafür eingerichteten Fabrikabteilungen (in geringem Umfang waren in der SAXONIA bereits 1902/1903 Wandfliesen hergestellt worden). Von 1918 bis 1931 produzierte die MO zusätzlich in einem Zweigwerk in Bitterfeld Steingut-Wandfliesen, die ausschließlich nach Übersee exportiert worden sind. Während sich der Absatz von Ofenkacheln immer auf Deutschland und wenige Nachbarländer beschränkte, verkaufte man die Wandfliesen in alle Welt. Ab 1927 wurde in

der SAXONIA die Herstellung der Doppelwandfliese, die den Aufbau unbewehrter Trennwände ermöglichte, aufgenommen. Mit der Herstellung von Baukeramik für die Fassadenverkleidung wurde um 1910 in der ET begonnen; ab 1924/1925 erfolgte dort eine starke Erhöhung der Baukeramik-Produktion; ab 1929 war die ET das einzige Werk in Deutschland, wo man die frostsichere Wandplatte 15 cm x 15 cm herstellte. In der MO ist die Herstellung von Baukeramik ab 1912 nachweisbar, hat dort aber immer nur eine geringe Rolle gespielt. In der SAXONIA wurde ab 1929 verstärkt Baukeramik hergestellt und 1930 nahm man dort die Fertigung des Spaltverblenders (Spaltplatte) auf.

Transportable Kachelöfen sind von 1939 bis 1945 in der MO und in der ET hergestellt worden (eingesetzt für die Beheizung kriegswichtiger Objekte wie Unterkunftsbaracken, Luftschutzkeller usw.). Als Nebensortiment fertigte die SAXONIA von 1908 bis etwa 1924 „Meissner Tongeschirr Marke Feuerfest“, ein kochfestes Geschirr. Beim Nebensortiment Porzellan in der MO und ET überwog zwar das Geschirrporzellan, es wurde aber auch Zierporzellan einschließlich figürlichem Porzellan gefertigt. In beiden Werken sind Ziergegenstände und Figuren auch aus Steingut hergestellt worden. In der SOMAG fertigte man Ziergegenstände aus Steingut und aus dem „Somag-Porzellan“, einem dichtbrennenden braunen Steinzeug. Großplastiken aus glasiertem Steinzeug wurden in der ET hergestellt. Dazu gehören zahlreiche Tierplastiken sowie die beiden am Anfang der 1930er Jahre im Empfangsgebäude des Zwickauer Hauptbahnhofs aufgestellten überlebensgroßen Figuren eines Bergmanns und eines Schlossers. In der Meißner katholischen Kirche St. Benno befinden sich zwei in der SOMAG aus einer braunen grobkörnigen Schamottemasse hergestellte lebensgroße Figuren, den Heiligen Benno und die Jungfrau Maria darstellend. Für die Johanneskirche in Meißen-Cölln sind der Altar mit dem Altarbild und der Kreuzigungsgruppe in der SOMAG sowie die Keramik-Kanzelverkleidung in der ET hergestellt worden. Die Meißner Ofenindustrie war zwischen den beiden Weltkriegen Marktführer in Deutschland. Die drei Teichert-Werke und die SOMAG lieferten hinsichtlich Funktionstüchtigkeit und künstlerischer Gestaltung die anerkannt besten Öfen in Deutschland und nahmen in Deutschland auch hinsichtlich der Höhe der Produktion, der Mitarbeiterzahl, der Zahl der Brennöfen und der Höhe des Kapitals den ersten Platz ein. So beschäftigten die vier großen Unternehmen insgesamt bis zu 2.200 Mitarbeiter. Jeder vierte in Deutschland gesetzte Kachelofen war 1932 von der ET hergestellt worden. Hinsichtlich der Steingut-Wandfliesen waren die Teichert-Werke und die SOMAG im Wechsel mit Villeroy & Boch (Mettlach) Marktführer in Deutschland.

Außer den vier Großbetrieben gab es in Meißen noch vier kleine Ofenfabriken. Dies waren die Ofenfabrik von Eduard Haupt (bestand in Meißen-Niederfähre von 1865 bis 1909), die Ofenfabrik von Carl August Heder (bestand in Meißen von

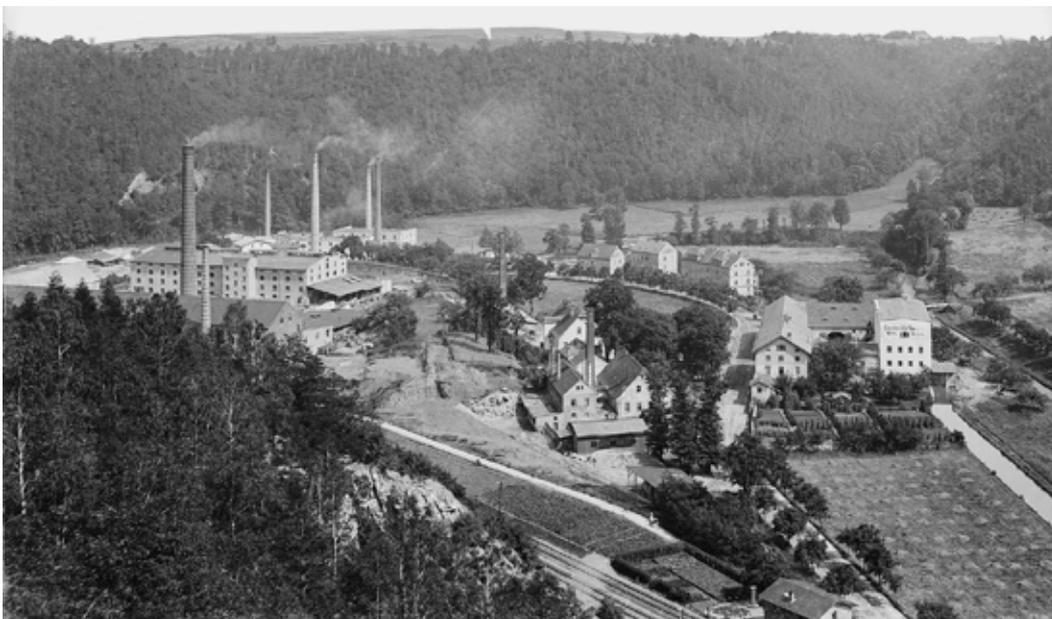
MEISSEN KERAMIK GmbH, 1992
Foto: Dr. Günter Naumann



etwa 1865 bis 1907), die Markowskysche Ofenfabrik (gegründet 1889 als Töpfer-Produktivgenossenschaft in Meißen-Buschbad; 1890 von Alexander Markowsky gekauft; 1898 nach Meißen-Cölln, Fabrikstr. 10 verlegt; 1899 Aktiengesellschaft; 1902 Liquidation; 1905 Kauf der Fabrik durch die SOMAG; bis 1907 Umbau zur Wandfliesenabteilung der SOMAG), die Ofenfabrik Paul Körner (Meißen-Buschbad; gegründet 1898 als Ofenfabrik Körner und Schäfer; ab 1903 Meißner Chamotteofen-Fabrik Paul Körner; ab 1914 GmbH; 1918 Kauf durch Elsbeth Prasse; später Umbenennung in Ofenfabrik Meissen-Buschbad, Elsbeth Prasse; 1945 von der Ernst Teichert GmbH übernommen; nach der Demontage geschlossen).

Die Teichert-Werke und die SOMAG wurden 1945/1946 demontiert, 1946 enteignet, danach wieder in Betrieb gesetzt und 1951 mit dem VEB Wandplattenwerk Sörnewitz zum VEB Plattenwerke Meißen zusammengeschlossen, der ab 1956 als VEB Plattenwerk „Max Dietel“ firmierte und bis 1990 bestand. Werksteile: Werk I (Neumarkt 5), Werk IIA (Großenhainer Straße 20), Werk IIB (Fabrikstraße 9/10), Werk III (Fabrikstraße 25),

Werk IV (Dresdner Straße 50), Werk V (Neusörnewitz; umgestellt auf die Herstellung von Ofenkacheln; geschlossen um 1965). Man orientierte bei stark eingeschränktem Sortiment in zunehmendem Maße auf Massenware. Neue Produkte, die eine rationelle Fertigung ermöglichen sollten, wie die stranggezogene Kachel und das Kachelblatt 22 cm x 22 cm erwiesen sich als Fehlentwicklungen. Eine aner kennenswerte künstlerische und produktionstechnische Leistung war in den 1950er Jahren die Herstellung der baukeramischen Fassadenverkleidungen für Repräsentationsbauten in Berlin (Bauten an der damaligen Stalinallee und heutigen Frankfurter Allee sowie an der Weberwiese), in Leipzig (Messepavillon der Sowjetunion) und anderen Orten. Die Warenproduktion des VEB Plattenwerk „Max Dietel“ betrug 1989 55 Millionen Stück Wandfliesen 15 cm x 15 cm im Werk I, 750.000 Quadratmeter Baukeramik (Spaltplatten) in den Werken III und IV, 9.300 Tonnen Kachelblätter 22 cm x 22 cm im Werk IIB und 1.300 Tonnen traditionelle Ofenware im Werk IIA. Der Anteil an weißen Wandfliesen betrug etwa 60 Prozent. Farbige Wandfliesen (getupft) gab es in Blau, Grün und Gelb. Die



Meißner Schamotte- und Tonwarenfabrik GmbH, die Firma Julius Tittelbach Nachf. sowie in der Bildmitte vorn die Meißner Chamotteofen-Fabrik Paul Körner in Meißen-Buschbad, 1906
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

- 11 Vgl. Günter Naumann: Stadtlexikon Meißen, Beucha 2009.
 12 Ebenda.
 13 Ebenda.

Baukeramik (Spaltplatten) wurde in Blau, Braun, Gelb und Türkis geliefert. Die Zahl der Arbeitskräfte betrug 1989 insgesamt etwa 1.040.

Am 1. Juni 1990 erfolgte die Umwandlung des VEB Plattenwerk „Max Dietel“ in den Treuhand-Betrieb Meißen-Keramik GmbH i. A., die am 1. Januar 1992 in das Eigentum der MK Keramik GmbH überging. Das Werk firmierte ab 5. Februar 1992 als MEISSEN KERAMIK GmbH und beschränkte sich auf das Werksgelände von Werk IIB. Nachdem im Dezember 1992 die neue Fliesen-Fertigungslinie in Betrieb gegangen war, fertigte man Steingut-Wandfliesen und bis 2001 in geringem Umfang auch Ofenkacheln. In der Anfangszeit sind auf Kundenwunsch Fliesen auch von Hand bemalt worden. Die großflächigen Fabrikanlagen der anderen Standorte sind 1992, 1997 und 2004 abgerissen worden. Nach zwei Besitzerwechseln wurde in der MEISSEN KERAMIK GmbH Ende Mai 2019 die Produktion eingestellt, und bis Ende Juni 2019 sind etwa 100 Mitarbeiter entlassen worden. Es besteht hier nur noch eine Absatzabteilung des Konzerns.

In Meißen-Buschbad (Ossietzkystraße 38) wurde 1875 durch Julius Tittelbach eine Schamottewarenfabrik gegründet. Es erfolgte die Herstellung von Schamotte- und Klinkerwaren, bis um 1885 auch von Terrakotten; ab etwa 1882 auch Herstellung von Fußwegpflastersteinchen (sog. Seifensteinchen). Vom Meißner Bauunternehmen Otto & Schlosser wurde 1890 die Meißner Schamotte- und Tonwarenfabrik GmbH ebenfalls in Meißen-Buschbad (Ossietzkystraße 37) gegründet, wo man Schamottesteine, Tonwaren und ab 1907 unglasierte Steinzeug-Bodenplatten herstellte, die in künstlerischer Ausführung als Mosaikplatten zum Beispiel auch im Meißner Dom verlegt worden sind. Eine separate Fertigungsstätte für die Herstellung von Steinzeug-Kanalisationsrohren wurde ab 1890 auf der gegenüberliegenden Straßenseite (Ossietzkystraße 37a) errichtet.¹¹ Verwendet wurden die Tone von Garsebach und Taubenheim sowie Tone aus Löthain und Mohlis. Nach der 1946 erfolgten Enteignung wurden beide Betriebe zum VEB Schamotte- und Klinkerwerke Meißen zusammengeschlossen, wo bis 1972 produziert wurde - im Werk 1 vor allem Steinzeug-Bodenplatten für rutschsichere Industriefußböden und im Werk 2 Schamottesteine, Stahlwerksverschleißmaterial sowie Handformsteine aus Schamotte, Korund und Siliziumkarbid. Seit 1980 befand sich in der Ossietzkystraße 37/38 der Sitz des VEB Zentraler Ingenieurbetrieb der Metallurgie, Zweigbetrieb Metallurgieofenbau Meißen (ab 1984 VEB Metallurgieofenbau Meißen) mit Forschungs- und Projektierungsabteilung, diese übernommen vom Institut der Feuerfestindustrie in Meißen, das 1967 aus dem VEB Entwicklungsbüro Grobkeramik Meißen hervorgegangen war. Weiterhin wurden Rationalisierungsmittelbau und die Produktion von Feuerfest-Spezialsortimenten (Erzeugnisse aus keramischen Fasern, feuerfeste Pfannenschieberverschlüsse, Zwischengefäßausgüsse für das

Stahlstranggießen, Gemenge, Plastics, Bindemittel) betrieben. Ende 1989 hatte der VEB Metallurgieofenbau Meißen 498 Mitarbeiter. 1991 erfolgte die Privatisierung als RATH Spezialkeramik GmbH; Fertigung von keramischen Feuerfest-Erzeugnissen für die Metallurgie sowie von Faserformteilen aus Alumosilikatfasern und Bindemitteln nach dem Vakuumsaugverfahren mit mechanischer Nachbearbeitung.

In Meißen-Cölln erfolgte 1882 an der Fabrikstraße 9 die Gründung der Cölln-Meißner Chamotte- & Thon-Waaren-Fabrik L. Friedemann & Co. Hergestellt wurden vor allem mehrfarbige Platten (Mosaikplatten, auch als „Pflasterplatten“ oder „Plättchen à la Mettlach“ bezeichnet), wie sie bisher nur von Villeroy & Boch in Mettlach gefertigt worden waren. Ab August 1885 ist dieses Werk als Cölln-Meißner Chamotte- und Thonwarenfabrik Richard Müller & Co. mit dem bisherigen Sortiment weitergeführt worden. 1896 übernahm die Chamotte- und Pflasterstein-Fabrik J. Hofmann & Co. Taubenheim bei Meißen, G.m.b.H. das Müllersche Unternehmen und führte es unter dem Firmennamen Chamottewaren- und Pflastersteinfabrik J. Hofmann & Co. weiter. 1904 erfolgte der Verkauf dieser Zweigniederlassung an die Ofenfabrik SAXONIA, welche die hier seit 1896 hergestellten Klinkerplatten für die Gehwegabdeckung bis 1911 auch weiterhin produzierte. Nach dem Umbau der Werksanlagen sind hier ab 1913 Steingut-Wandfliesen gefertigt worden.¹²

Als Zulieferer der keramischen Industrie gab es im heutigen Stadtgebiet von Meißen vier Unternehmen der keramisch-chemischen Industrie für die Herstellung keramischer Farben und Glasuren. Gegründet wurden 1861 die Firma Dr. Julius Bidtel in Meißen (1869 verlegt nach Meißen-Cölln; 1892 Umstellung auf keramische Farben und Glasuren, die schon vorher in kleineren Mengen hergestellt worden waren), 1889 die spätere Cölln-Meißner Porzellan- und Majolika-Farbenfabrik Richard Edlich in Meißen-Niederfähre (1954 im Handelsregister gelöscht), 1893 die Firma Junghähnel & Taegtmeier in Meißen-Zscheila und 1919 die Meißner Glasuren- und Farbenfabrik Curt Schott in Meißen. Die Firma Dr. Julius Bidtel überdauerte die DDR als VEB Keramisches Glasuren- und Farbenwerk Meißen. Diesem wurden 1983 der VEB Filterwerk Meißen (gegründet 1925; Herstellung vornehmlich keramischer Filter, später aber auch von Kunststofffiltern) und 1974 die verstaatlichten Farben- und Glasurenwerke von Taegtmeier und Schott zugeordnet. Das Unternehmen ist 1993 als Keramische Fabrik „Bidtelia“ Meißen GmbH privatisiert worden. Es befasst sich mit der Herstellung von keramischen Farben und Glasuren sowie von keramischen und Kunststofffiltern. 2001 übernahm diese Firma von der MEISSEN KERAMIK GmbH das technische Know-How und den noch vorhandenen Formenbestand der einstigen Meißner Ofen- und Wandfliesenindustrie (Teichert-Werke; SOMAG) und ist seitdem in der Lage, Artikel aus deren einstigem Sortiment in

Einzelanfertigung, zum Beispiel für Zwecke der Restaurierung, herzustellen. Derzeit hat der Betrieb weniger als zehn Mitarbeiter.¹³

Auf das Fabrikgrundstück Ossietzkystraße 37a, das bis 1945 zur Meißner Schamotte- und Tonwaren GmbH gehörte, zog nach einigen ab 1945 erfolgten Zwischennutzungen 1951 der überbetriebliche, dem Steingutwerk in Neusörnewitz unterstehende VE Lehrbetrieb „Keramik“ Meißen, welcher Keramik-Facharbeiter ausbildete. Ab 1954 war diese Einrichtung als VE Lehrkombinat der feinkeramischen Industrie „Johann Friedrich Böttger“ Meißen die zentrale Ausbildungsstätte für die gesamte feinkeramische Industrie der DDR (außer VEB Staatliche Porzellanmanufaktur Meissen). Untergebracht wurden die Lehrlinge in einem neuerrichteten Lehrlingswohnheim. Im Rahmen der Lehrlingsausbildung erfolgte in einem Versuchsbetrieb ab Dezember 1954 die fabrikmäßige Herstellung von Geschirrporzellan. Ab 1960 wurde dieser Standort Sitz des als Forschungs- und Entwicklungszentrum der feinkeramischen Industrie der DDR gegründeten Wissenschaftlich-technischen Zentrums (WTZ) Meißen. Bestehen blieb zunächst als Betriebsabteilung des WTZ der für die Lehrausbildung aufgebaute Porzellanbetrieb. 1964 stellte man dort die fabrikmäßige Porzellanherstellung ein und nutzte diese Betriebsabteilung nach dem Austausch der kohlebefeueren Rundöfen gegen einen 1972 aufgestellten ferngasbefeueren Herdwagenofen als Versuchsbetrieb zur kleintechnischen Erprobung der im WTZ entwickelten Werkstoffe usw. Verbunden war dies mit einer Ausweitung der Versuchsproduktion auf die Herstellung von Zierporzellan-Luxusartikeln, die verkauft bzw. zur Pflege bestimmter Beziehungen eingesetzt wurden. 1969 erfolgte die Umbildung des WTZ zum VE Wissenschaftlich-Technischen Betrieb Keramik Meißen (WTK), womit die Schwerpunktverlagerung von der Forschung und Entwicklung auf die Tätigkeit als Generalauftragnehmer für die Errichtung von Anlagen und kompletten Fabriken verbunden war. Ab 1984 wurden in Kooperation mit Akademie-Instituten und Hochschulen Forschungen zur technischen Keramik (Konstruktionskeramik für Maschinenbauteile) auf der Werkstoffbasis von Siliziumnitrid und Siliziumkarbid aufgenommen. Auf Grundlage der Vorgaben des Autors zur technologischen Ausrüstung sind je ein Technikum in Meißen sowie in Coswig-Neusörnewitz für die 1989 aufgenommene Pilotproduktion errichtet worden. Erstes Produkt war ein unter Leitung des Autors entwickelter Schwimmring aus reaktionsgesintertem Siliziumnitrid, der für die Kalibrierung von Silizium-Einkristallen für die Halbleiterfertigung benötigt wurde. Die Schwimmringe waren bisher für 4.000,- DM pro Stück aus der Bundesrepublik Deutschland importiert worden, während sie im WTK jetzt für 20,- Mark der DDR pro Stück hergestellt werden konnten und außerdem auch noch haltbarer waren als die importierten Schwimmringe. Im Juli 1990 hatte das WTK 516 Mitarbeiter.

Danach wurde es abgewickelt – und ebenso die aus dem WTK ausgegliederte Sächsische Ingenieurkeramik GmbH, der man die beiden Technika zugeordnet hatte. Diese Abwicklung erfolgte, obgleich beide Technika modernst ausgerüstet waren und es einen Kaufinteressenten für das Neusörnewitzer Technikum gegeben hatte, der dieses nach dem bisherigen Konzept weiterbetreiben wollte. Bevor der große Ausverkauf durch die Treuhand anliefe, waren noch einige technologische Anlagen in ein Fraunhofer-Institut nach Dresden gegeben worden, wo auch mehrere Mitarbeiter der Sächsischen Ingenieurkeramik unterkamen. Übrig geblieben ist vom WTK die Keramikinstitut GmbH (Forschungs- und Entwicklungsbetrieb für die keramische Industrie; etwa 20 Mitarbeiter) sowie die Meißner Umwelttechnologie GmbH (MUT) (messtechnische Dienstleistungen; etwa fünf Mitarbeiter). Aus dem Versuchsbetrieb des WTK ging die Neue Private Porzellanengesellschaft Meißen GmbH (NPM) hervor. Dieser Betrieb wurde im Januar 2018 vom geschäftsführenden Gesellschafter aus persönlichen Gründen geschlossen. Die Betriebseinrichtung ist an die Kannegießer Keramik Saxonia Feinsteinzeug Manufaktur nach Neukirch verkauft worden, wo jetzt in kleinerem Umfang auch Porzellan hergestellt wird. Die Produktionshalle mit Büro-Kopfbau der NPM ist 2018 von der TKC-Technische Keramik GmbH gekauft worden. Ein neuer Zweig der keramischen Industrie in Meißen ist die Sanitärkeramik. Am 28. Oktober 1994 wurde die DURAVIT Sanitärporzellan Meißen GmbH in Meißen in einem Fabrikneubau eröffnet. Der größte Teil der 250 Mitarbeiter war aus dem von der DURAVIT AG übernommenen ehemaligen VEB Sanitärporzellan Dresden rekrutiert worden, die in der Mehrzahl täglich mit der S-Bahn zwischen Dresden und Neusörnewitz pendelten und mit Werksbussen von sowie nach der Bahnstation Neusörnewitz gefahren worden sind. Der von DURAVIT übernommene Betrieb hatte in Dresden keine Zukunft. Auf dem weitläufigen Betriebsgelände an der Leipziger Straße in Dresden gab es zahlreiche meist mehrstöckige Produktionsgebäude, was einen kostenintensiven innerbetrieblichen Transport bedingte, der einer Rationalisierung der Fertigung entgegenstand. Da man zumindest kurzfristig auf das Fachpersonal des ehemaligen VEB Sanitärkeramik Dresden zurückgreifen musste, kamen in Dresden ein Abriss der alten Werksanlagen und der nachfolgende Bau einer neuen Fertigungsstätte nicht infrage, weil sich das Fachpersonal in der Zwischenzeit nach anderen Beschäftigungen umgesehen hätte. Deshalb erfolgte die Verlegung des Betriebes in das neu erbaute Werk nach Meißen. Der Umzug von Dresden nach Meißen war im Dezember 1994 abgeschlossen. Bei DURAVIT in Meißen werden heute fast ausschließlich Sanitär-Großteile (Klosettständer, Waschtische, Urinale, Bidets) hergestellt, wovon Klosettständer bei Weitem überwiegen und Urinale sowie Bidets nur in sehr geringen Stückzahlen hergestellt werden.

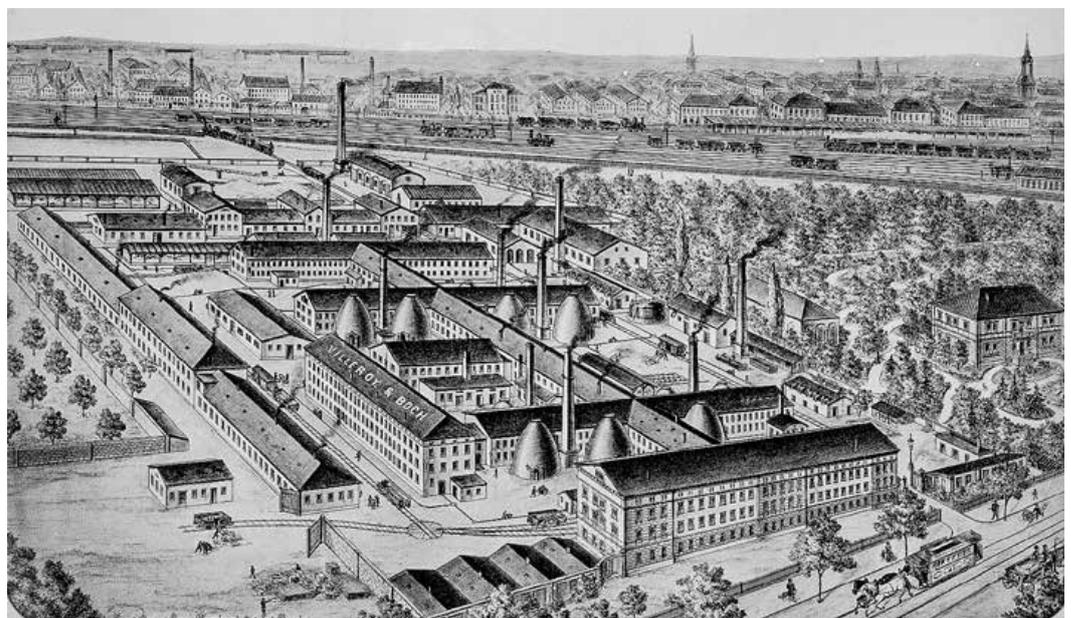
- 14 Lößnitz und Moritzburger Teichlandschaft (Werte unserer Heimat, Bd. 22), Berlin 1973.
- 15 Förderverein des Stadtmuseums von Coswig (Hrsg.): Chronik der Industrie von Coswig, Coswig (o. J.).
- 16 Günter Naumann: Landkreis Meißen, Meißen 1998.

Ein ebenfalls neuer Zweig der keramischen Industrie in Meißen ist die Technische Keramik. Ausgangspunkt dafür war, dass das WTK Meißen in Coswig-Neusörnwitz ein Technikum für die Herstellung von Konstruktionskeramik errichtete und die aus dem WTK hervorgegangene Sächsische Ingenieurkeramik GmbH dieses in Betrieb genommen hatte. Um auf das eingearbeitete Fachpersonal dieses Technikums zurückgreifen zu können, wurde in Coswig durch Roland Schreiber die TKC-Technische Keramik GmbH gegründet. Im November 2001 verlegte diese ihre Produktion von Coswig nach Meißen. Hier erfolgte jetzt die Herstellung von Funktions- und Konstruktions-Keramikteilen aus Aluminiumoxid, Zirkonoxid, Aluminiumnitrid bzw. Siliziumcarbid für Medizin-, Sensor- und Analysetechnik sowie von kleinen Verschleißteilen für die Düsentechnik und den Maschinenbau. 2003 siedelte die in Coswig von Matthias Wilde gegründete MicrolaserTec GmbH ebenfalls in das Meißner Industriegebiet über. Beide Unternehmen schlossen sich hier 2003 zur Vertriebsfirma MicroCeram GmbH zusammen. 2008 wurden etwa 25 Mitarbeiter beschäftigt. 2010 wurde die Vertriebsfirma MicroCeram GmbH aufgelöst. Seitdem bestehen die Firmen TKC-Technische Keramik GmbH (Fortführung des bisherigen Sortiments; dazu seit 2017 Teile aus Steatit) und die MicrolaserTec GmbH unter der neuen Firmenbezeichnung MicroCeram GmbH. Letztere übernahm vom Firmenverbund eine Produktionshalle und errichtete bis August 2011 eine zweite Halle sowie einen beide Hallen verbindenden Kopfbau. Rückwirkend zum 1. Januar 2018 wurde die MicroCeram GmbH von der Ceramaret AG aus Milvignes/Schweiz aufgekauft. 2020 folgte die Errichtung einer weiteren Produktionshalle. Sortiments-Schwerpunkt der MicroCeram GmbH ist die Dental-Keramik. Hergestellt werden von etwa 40 Mitarbeitern auf der Grundlage von Zirkono-

xid und Aluminiumoxid Bauteile für die Medizintechnik sowie für die Uhren- und Schmuckindustrie, Dental-Blancs (aus Zirkonoxid), Komponenten der Dentaltechnik, Laser- und Sensorteile sowie Bauteile für die Analysen- und Düsentechnik.

In Neusörnwitz bei Meißen, heute Ortsteil von Coswig, bestand ein 1896 gegründeter Großbetrieb für Steingut-Wandfliesen, der aus einem Dachziegelwerk hervorgegangen war.¹⁴ Dieser wurde 1951 dem VEB Plattenwerke Meißen zugeordnet und auf die Herstellung von Ofenkacheln umgestellt. Um 1965 erfolgte die Betriebsschließung. Als zweiter Großbetrieb wurde 1898 in Neusörnwitz ein Betrieb für die Herstellung von Steingut-Haushaltgeschirr gegründet (Steingutfabrik Akt.-Ges. Sörnwitz-Meißen). Hier waren 1934 550 Arbeiter beschäftigt. In dem 1946 in Volkseigentum überführten Betrieb wurde ab 1964 die Herstellung von Steingut-Haushaltgeschirr zugunsten der Fertigung von für die Bauindustrie bestimmten Dekorationsplatten aus Gips heruntergefahren und schließlich bis 1966 ganz eingestellt.¹⁵

In Brockwitz gründete Carl Gotthelf Haudel 1863 eine Ziegelei, in der später vor allem Dachziegel hergestellt worden sind. Die 1945 enteignete Ziegelei ging kurz vor 1973 außer Betrieb. In Zehren bei Meißen erfolgte 1879 die Gründung des Kleinbetriebes Zehren-Meißner Ofenfabrik. Zunächst Herstellung von Ofenkacheln; seit den 1940er Jahren Herstellung von transportablen Kachelöfen; ab 1972 VEB-Betrieb und Fertigung von Raumheizern für feste Brennstoffe mit keramischer oder blechemaillierter Verkleidung. Der Betrieb ging 1994 in Konkurs.¹⁶ In Taubenheim bei Meißen wurden von 1872 bis 1960 in einem Betrieb Klinker-Erzeugnisse hergestellt (Chamotte- und Pflasterstein-Fabrik J. Hofmann & Co. Taubenheim bei Meißen, G.m.b.H.; Herstellung von Steinzeug-Pflasterklinkern und Schamottesteinen). Weiter-



Steingutfabrik Villeroy & Boch in Dresden-Neustadt, Schaubild, um 1890

© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

hin gab es dort das Taubenheimer Klinkerwerk Rudolf Trobitsch.

Gebiet Dresden – Kötzschenbroda – Pirna – Freital

Den Schwerpunkt bildete die feinkeramische Industrie. Größtes Unternehmen war die 1856 in Betrieb gegangene Steingutfabrik von Villeroy & Boch, der erste Industriebetrieb in Dresden-Neustadt. Den Ausschlag für die Standortwahl hatten die nahegelegenen Rohstoffvorkommen von Seilitz/Löthain, die Steinkohlevorkommen im nahen Döhlener Becken und nicht zuletzt die guten Absatzmöglichkeiten im Raum Dresden gegeben. Villeroy & Boch nutzte als erster Großbetrieb die Rohstoffvorkommen von Seilitz/Löthain. Das Werk verfügte von Anfang an über einen Gleisanschluss sowie über eine Verladestation an der nahegelegenen Elbe. Ab 1878 wurden neben Steingutgeschirr und Öfen nach Meißner Art auch Ziergegenstände aus Steingut gefertigt. 1906 wurden 1.725 Arbeiter beschäftigt¹⁷; um 1936 waren es rund 1.250 Arbeiter, und hergestellt wurden damals zu gleichen Teilen Sanitär- und Haushalt-Steingut. 1928 gründete Villeroy & Boch in seinem Dresdner Werk eine Keramische Versuchsanstalt für den Gesamtkonzern unter der Leitung von Dr.-Ing. Hans Lehmann. In dem 1946 enteigneten Betrieb stellte man Anfang der 1960er Jahre bei Sanitärkeramik von Steingut auf Vitreous China um und gab in diesem Zusammenhang die Steingut-Geschirrherstellung endgültig auf. Zuletzt waren nur noch Hotel-Platten aus Steingut gefertigt worden. Ab 1965 firmierte das Werk als VEB Sanitärkeramik Dresden. 1992 wurde der Betrieb durch die DURAVIT AG gekauft und 1994 nach Meißen verlegt. In Dresden waren weiterhin für die Herstellung von Schamottesteinen und Steinzeugröhren die Steinzeugröhren- und Schamottewarenfabrik Gebr. Böttcher GmbH und das Schamottewerk A. F. Schulze gegründet worden.

In Kötzschenbroda, heute Teil der Stadt Radebeul, wurde 1912 die Sächsische Schamotteofen- und Tonwarenfabrik Rich. Lindner & Co. gegründet, die 1934 40 Arbeiter beschäftigte. In Freital-Potschappel wurde 1872 von Carl Thieme die Sächsische Porzellanfabrik gegründet (Herstellung von Luxusporzellan, aber auch von Gebrauchsporzellan). 1972 ging daraus der VEB Sächsische Porzellanmanufaktur Dresden hervor. 1990 hatte der Betrieb noch 250 Mitarbeiter. Nach 1990 erfolgte eine Privatisierung als Sächsische Porzellan-Manufaktur GmbH & Co. KG. 2002 kam es zur ersten Insolvenz. Im Sommer 2016 brach die Baracke, in die man etwa 12.000 denkmalgeschützte Gipsformen eingelagert hatte, in sich zusammen. Die Bergung der Formen zog sich über ein Jahr hin. Weil das Dach der Baracke schon vorher undicht war, dürften Schäden an den Formen oder gar Totalverluste aufgetreten sein. Es handelt sich bei diesen Formen um die Urformen für alle jemals hergestellten Artikel und damit um den wertvollsten Besitz des Porzellanwerkes. Nach

mehreren Insolvenzen wurde Anfang Januar 2020 den letzten sechs Produktionsarbeitern gekündigt. Die Einstellung der Produktion erfolgte Ende Januar 2020. Geöffnet sollen bis auf Weiteres die Verkaufseinrichtungen in Freital sowie vielleicht auch in Dresden bleiben.¹⁸

In Pirna bestanden die Vereinigten Ofenfabriken Pirna AG (gegründet 1728; Herstellung von Ofenkacheln und Tonwaren; 1934 65 Arbeiter) und die Firma Ofenbau Hermann Beck & Sohn (Herstellung von Ofenkacheln). In Dresden-Niedersedlitz wurde von Otto Kauffmann 1871 ein Betrieb für chemische Produkte gegründet, dem 1882 eine Abteilung für die Herstellung von Spezial-Schamottesteinen und Tonwaren sowie 1894 eine Abteilung für die Herstellung von Steinzeug-Mosaikplatten angegliedert wurden. Bereits 1882 hatte die Firma Abbaurechte für Ton in Seilitz/Löthain erworben.¹⁹ In Dresden wurde 1857 die Graphit-Schmelzriegelfabrik der Gebr. Besselt gegründet. In Freital-Hainsberg folgten 1879 die Hainsberger Tonwaren- und Schmelzriegelwerke W. Lorenz KG und 1880 eine weitere Fabrik für die Herstellung von hochfeuerfesten Schmelzriegeln aus Grafit. Die letzte dieser Fabriken in Freital-Hainsberg ist nach 1990 geschlossen worden.

Gebiet Strehla – Riesa – Großenhain

Gegründet worden waren in Strehla die Ofenfabrik William Kohl und eine zweite Fabrik zur Herstellung von Ofenkacheln, die aber bereits 1934 nicht mehr bestand. Weiterhin gab es in Strehla ein Ziegel- und Schamottewerk für Verblendklinker sowie ein Zweigwerk der Steingutfabrik Colditz AG, in dem Haushalt-Steingut hergestellt wurde (1934 70 Arbeiter). Aus diesem Betrieb ging der VEB Steingutwerk Strehla hervor. Hergestellt wurde hier vor allem sehr begehrtes Ziersteingut (Vasen, Krüge usw.).

Die in Großenhain seit 1901 bestehende Kachelofen- und Wandplattenfabrik Friedrich Craemer wurde nach Insolvenz 1937 von der Meißner Ofen- und Porzellanfabrik vorm. Carl Teichert ersteigert, die es lediglich auf die technologischen Betriebseinrichtungen abgesehen hatte und diese nach Meißen umsetzte.

Gebiet Torgau – Dommitzsch – Belgern

Villeroy & Boch nahm 1927 in Torgau eine 1926 dort gegründete Fabrik zur Herstellung von Steingut-Geschirr in Betrieb. Diese Gründung erfolgte, weil im Dresdner Werk die Fertigung von Steingut-Geschirr, insbesondere von Stapelware, infolge der großen Transportwege von einer Fertigungsstufe zur anderen unrationell geworden war und die Werksanlage keine grundlegenden Veränderungen zuließ. Da man die Herstellung von Steingut-Geschirr jedoch nicht aufgeben wollte, kaufte Villeroy & Boch in Torgau die Gebäude einer Stahl- und Glockengießerei, die mit geringem Aufwand für den neuen Verwendungszweck umgebaut wurden. Als besonders günstig für den Antransport der Rohstoffe und den Versand der Fer-

17 Denkschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Dresdner Steingutfabrik von Villeroy & Boch 1856-1906, Dresden 1906.

18 Sächsische Zeitung vom 15. Oktober 2013, 28. April 2017 und 8. Januar 2020.

19 Vierzig Jahre Geschichte der Firma Otto Kauffmann Niedersedlitz in Sachsen 1871-1911, Niedersedlitz 191.

20 Vortrag des Direktors Dr. Böttcher über die Errichtung der Fabrik in Torgau, gehalten auf der II. Sitzung der Technischen Gesellschaft Villeroy & Boch in Breslau vom 22. bis 24. November 1926, maschinenschriftlich im ehem. Betriebsarchiv Villeroy & Boch in Dresden.

21 Sächsische Zeitung vom 17. August 2005 und 20. Juni 2017.

22 Sächsische Zeitung vom 3./4. Januar 2015.

tigwaren erwies sich das Vorhandensein eines Elbhafens unmittelbar neben dem Werksgelände. Der Aufbau des Werkes in Torgau wurde von Dresden aus geleitet.²⁰ Ab den 1930er Jahren stellte man in Torgau auch noch Steingut-Sanitärartikel her. 1934 hatte der Betrieb 950 Arbeiter. In dem 1948 enteigneten Werk, nunmehr VEB Steingutwerk Torgau, fertigte man bis 1991 Steingut-Geschirr und Steingut-Sanitärartikel. Mit der 1990 erfolgten Übernahme des Werkes durch Villeroy & Boch stellte man auf die Fertigung vollständiger Service von VC-Gebrauchsgeschirr um (VC = Vitreous China, ein Werkstoff mit einer offenen Porosität von weniger als 0,5 Prozent). Schon nach kurzer Zeit war das Torgauer Werk nur noch Zulieferer für andere Werke des Konzerns und hatte sich mit 84 Mitarbeitern (Stand 1999) auf arbeitsintensive Artikel (zum Beispiel Hohlgeschirr) bzw. auf Kleinserien spezialisiert, die in den größeren Stammwerken des Konzerns wegen des höheren Lohnniveaus in den alten Bundesländern dort nicht rationell gefertigt werden konnten. Außerdem wurde Geschirr aus Fine China, einer Weiterentwicklung des VC, hergestellt. Nach der Einführung des Druckgussverfahrens im Jahre 1999 werden in Torgau nur noch nach diesem Verfahren herstellbare Artikel gefertigt. Mitte 2015 hatte der Betrieb 160 Mitarbeiter. In Torgau gab es noch für die Herstellung von Ofenkacheln die Ofenfabrik Karl Wehner und die Ofenfabrik Richard Wehner & Kurt Engelmann.

In Dommitzsch gab es die Dommitzsch Tonwerke (gegründet 1873; Herstellung von Steinzeug-, Schamotte- und Tonwaren sowie Klinker; 1934 200 Arbeiter), die Dommitzsch Verblend- und Dachziegelwerke sowie ab 1909 die Deutsche Tonwarenfabrik GmbH (Herstellung von Bunt- und Braungeschirr; 1934 70 Arbeiter). Das in Belgern bestehende Steinzeugröhrenwerk wurde 1993 als Harsch Steinzeug GmbH & Co. KG privatisiert und

stellte mit etwa 130 Mitarbeitern (Stand 1999) Steinzeugrohre, Kaminrohre, Gärtöpfe usw. her. Geschlossen wurde der Betrieb 2013.

Oberlausitz

Rohstoffgrundlage für die keramische Industrie sind die Kaoline und Tone von Wiesa/Thonberg bei Kamenz (abgebaut durch die Stephan Schmidt GmbH), die Kaoline von Caminau sowie die Tone von Wetrow, Guttau u. a. Diese hochtonerdehaltigen bildsamen Tone sind feuerfest. Sie bilden die Rohstoffgrundlage für die Feuerfestindustrie und das Töpferhandwerk. Nicht geeignet sind sie wegen ihrer Verunreinigungen für die feinkeramische Industrie.

Wichtigstes Feuerfestwerk in der Oberlausitz war zu DDR-Zeiten der VEB Feuerfestwerke Wetrow in Puschwitz-Wetrow, der aus der 1904 gegründeten Schamotte- und Silikawerk Wetrow Gustav Ruhland GmbH (1934 150 Arbeiter) hervorgegangen war. Das als Ersatzneubau errichtete und 1964 in Betrieb gegangene Schamottewerk Wetrow war damals das modernste und größte Schamottewerk in der DDR. Dort wurden hochwertige Schamottesteine unter anderem für die Stahlindustrie und für die Zustellung von Drehrohröfen hergestellt. Die einst betriebene Produktion von Silikasteinen war aufgegeben worden. 1993 erfolgte die Privatisierung. Das Werk firmiert heute als P-D Refractories GmbH, Hauptsitz Feuerfestwerke Wetrow. Betriebsteile bestanden in Rietschen und Thonberg. Im kurz nach 1990 geschlossenen Betriebsteil Rietschen stellte man aus einem eisenarmen Ton Schamottesteine her. Früher gab es in Rietschen außerdem die Bergbaugesellschaft Teicha mbH, die Schamottesteine für die Ausmauerung von Glasöfen, Winderhitzern und Generatorgasanlagen fertigte, und weiterhin die Quolsdorfer Tonwerke GmbH, die ebenfalls feuerfeste Erzeugnisse herstellte. Der Betriebsteil



VEB Feuerfestwerke Wetrow,
nach 1964

Thonberg lieferte hochwertige Schamottesteine für die Glasindustrie (früher Schamottfabrik Thonberg AG). Der Betriebsteil Thonberg ist nach 1999 ebenfalls geschlossen worden. Weiterhin gibt es seit 1990 bei Wetro noch die MAMMUT-Wetro Schmelzriegelwerk GmbH. Hergestellt werden Schmelzriegel aus Grafit. Das Werk hat seinen Ursprung in Freital-Hainsberg. Wegen Platzmangel erfolgte bereits 1968 die Verlegung in das aufgebene alte Schamottewerk Wetro.

In Wiesa bei Kamenz bestand bis 1936 die Schamottfabrik Wiesa GmbH, in der hochfeuerfeste Schamotteezeugnisse hergestellt worden sind.

Die Margarethenhütte Großdubrau war 1857 als Werk für die Herstellung von Ziegeln, Tonwaren und Porzellan in Betrieb gegangen. Man nutzte dafür die örtlichen Vorkommen von Ton und Braunkohle. Das Werk wurde 1873 von dem Berliner Porzellanfabrikanten Hermann Schomburg gekauft und ab 1877 auf die Herstellung von Isolatoren umgestellt. Waren nebenher zunächst auch noch Schamotteartikel und Porzellan gefertigt worden, so wurden ab dem 1922 erfolgten Anschluss an die Interessengemeinschaft Kahla nur noch Hochspannungsisolatoren hergestellt. Die vor Ort anstehenden Rohstoffe (Ton, Braunkohle) konnten für die Isolatorenfertigung nicht verwendet werden, sondern nur der Ton für die Herstellung von Brennkapseln, die als Brennhilfsmittel für die Isolatorenproduktion benötigt wurden. Die Hochspannungsisolatoren aus Großdubrau bewährten sich 1891 bei der weltweit ersten gelungenen Drehstrom-Übertragung zwischen Lauffen und Frankfurt/Main. Das Unternehmen entwickelte sich in der Folgezeit zum führenden Hersteller von Elektrokeramik. Das 1948 enteignete Unternehmen firmierte seitdem unter VEB Elektroporzellan Großdubrau. Wegen der Spitzenqualität seiner Hochspannungsisolatoren waren diese Exportschlager (zum Beispiel Exporte in die Schweiz und nach Schweden). Trotz guter Auftragslage und dem Antrag von Betriebsangehörigen, das Werk zu übernehmen, wurde auf Weisung der Treuhand die Produktion am 30. April 1991 eingestellt. 850 Mitarbeiter verloren ihre Arbeit. In Eile wurden die modernen Maschinen abtransportiert. Die Liquidation des Unternehmens erfolgte 1993.²¹

In Radeburg erfolgte 1872 die Gründung der Backofenplatten- und Schamottesteinfabrik von Moritz Mitscherling (1934 80 Arbeiter). 1888 kam es zur Gründung einer zweiten Fabrik, die 1894 in Radeburger Thon- und Chamottewerke F. L. Strack & Co. umbenannt wurde. Rohstoffgrundlage waren die örtlichen Kaolinvorkommen. In Radeburg gibt es nur noch die 1995 gegründete Schamottewerk Radeburg GmbH (Herstellung von Schamottesteinen z. B. für die Zustellung von Kachelöfen). In Radeberg wurde 1920 eine zur Porzellanfabrik C. M. Hutzschenreuther gehörende Fabrik zur Herstellung von Zähnen aus Porzellan gegründet. Nach 1945 VEB Keradenta-Werk Radeberg; 1993 wurde die Zahnproduktion aufgegeben.

Weiterhin bestanden in der Oberlausitz noch Fabriken zur Herstellung von Ofenkacheln, so in Kö-



Isolatorenherstellung in der Margarethenhütte Großdubrau, Foto von Kurt Heine, 1967 © SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

nigsbrück die Schamotteofenfabrik Friedrich Werner, in Pulsnitz die Kachelofenfabrik Arthur Kenner (seit 1912) sowie die Ofenfabrik Reinh. Richter (1934 15 Arbeiter) und in Kamenz die Kamenzener Schamotteofen- und Tonwarenfabrik Gebr. Reif (seit 1889) sowie die Fabrik Sächsischer Schamotteöfen Friedrich Müller KG.

In Weißwasser erfolgte 1895 die Gründung der Porzellanfabrik August Schweig GmbH (Gebrauchsgeschirr, Niederspannungsporzellane; 1934 300 Arbeiter) Nach 1945 ging daraus der VEB Porzellanfabrik Weißwasser hervor, der zuletzt Dekorbetrieb des VEB Porzellanwerk Colditz war und nach 1990 geschlossen wurde. In Krauschwitz gab es die Deutsche Ton- und Steinzeug AG, die unter anderem Steinzeugrohre herstellte. Weitere keramische Werke bestanden in Bad Muskau, und zwar die Deutsche Ton- und Steinzeugwerke AG; die Tonwarenfabrik Carl Lehmann (seit 1794; Herstellung von säurefestem Steinzeug; 1934 24 Arbeiter); die Muskauer Tonwaren-Industrie F. Dienstbach (seit 1877; Herstellung von Steinzeuggeschirr; 1934 80 Arbeiter) und die Steinzeugröhrenfabrik GmbH (Herstellung von Steinzeugröhren). In Zittau bestand die Steinzeugröhren und Schamottewarenfabrik Gebr. Böttcher GmbH (seit 1881; Herstellung von Steinzeugröhren und hochfeuerfesten Schamottesteinen), in Görlitz die Kachelofenfabrik Gebr. Schöpke (seit 1876; 1934 30 Arbeiter) und in Großpostwitz bei Bautzen das Pharaon-Klinkerwerk Brüder Porak (Herstellung von Steinzeug).

Granulitgebirge

Rohstoffgrundlage sind die Tertiärtonne von Frankenau-Mittweida. So wurden 1890 in Mittweida die Schamotte- und Steinzeugwerke Gewerkschaft Sanssouci, Steinzeugwaren für Kanalisation und chem. Industrie und feuerfeste Produkte gegründet. In Frankenau gab es eine Tonwaren-, Steinzeug- und Schamottewarenfabrik (Herstellung von Schamottesteinen und Drainageröhren). Weiterhin bestand „Am grünen Haus“ bei Roßwein eine Schamottewarenfabrik sowie in Naundorf bei Böhringen die Mitteldeutsche Ton- und Schamottewerke GmbH.

In Waldenburg gab es die Steinzeugfabrik O. Reinh. Chares (seit 1834; Herstellung von Steinzeug-Gebrauchsgegenständen wie Einlegetöpfen, Butterdosens, Geflügeltränken usw.), die Steinzeugfabrik Paul A. Eydner (seit 1901; Herstellung von Steinzeug-Gebrauchsgegenständen wie Säureflaschen, Marmeladebüchsen, Einlegetöpfe usw.) und die Ofen- und Tonwarenfabrik Friedrich Schulze (Herstellung von Ofenkacheln und Tonwaren).

Erzgebirge und Vogtland

Von Bedeutung waren nur die drei Porzellanfabriken in Zwickau, die Bodenplattenfabrik in Marienberg und die Fabrik für technische Keramik in Freiberg. In Zwickau gab es drei Porzellanfabriken. Die erste von diesen gründete 1845 Christian Fischer; 1895 wurde sie geschlossen. Es folgte die von Florian Kästner in Oberhohndorf bei Zwickau, die 1884 in Betrieb ging (1936 300 Arbeiter). Die Schließung erfolgte 1971. Die dritte Porzellanfabrik, die Zwickauer Porzellanfabrik, war von 1885 bis 1927 in Betrieb. 1845 kam es zur Gründung der späteren Keramischen Werke, Akt. Ges. durch Christian Fikentscher (Herstellung von Steinzeugröhren u. a. Artikeln; 1934 400 Arbeiter). Daraus ging nach 1990 die Keramo Wienerberger Steinzeugwerk Zwickau GmbH hervor, die 2018 geschlossen wurde. Weiterhin gab es in Zwickau die Dampfziegelei und Schamottefabrik Richard Krefß.

1891 erfolgte in Marienberg die Gründung der Marienberger Mosaikplattenfabrik (1896 GmbH; 1907 AG; 1934 200 Arbeiter). In Chemnitz kam es 1856 zur Gründung der Steinzeugwarenfabrik Heber & Co. (1934 50 Arbeiter).

In Freiberg ging 1906 ein Werk für die Produktion von elektrotechnischem und chemisch-technischem Porzellan in Betrieb. Diese Gründung stellte eine Maßnahme der Wirtschaftsförderung dar und sollte Arbeitsplätze für Bergleute schaffen, die wegen des Niedergangs des Bergbaus ihre Beschäftigung verloren hatten. Der Freiburger Betrieb wurde 1944 geschlossen. Im September 1945 nahm man die Porzellanproduktion in einer anderen Fertigungsstätte wieder auf (ab 1947 Betrieb VEB Porzellanwerk Freiberg). Hergestellt wurden jetzt Geschirrporzellan gehobener Qualität sowie Zierporzellan und ab etwa 1965 als Nebensortiment kochfestes Geschirr aus Cordierit-Keramik (Handelsname Cordoflam), dessen Herstellung nach dem drastischen Rückgang des Exports in die skandinavischen Länder bereits um 1986 eingestellt worden ist. Die aus dem VEB Porzellanwerk Freiberg hervorgegangene Sächsische Porzellanwerk Freiberg GmbH wurde 1999 geschlossen. Am 1. August 2000 gründete man in Freiberg wieder ein Porzellanwerk an anderem Standort, das noch heute besteht.²² In Muldenhütten bei Freiberg gab es seit 1863 in den Staatlichen Sächsischen Hütten- und Blaufarbenwerken eine Abteilung zur Herstellung von Tonwaren, Schmelztiiegeln und feuerfesten Produkten für metallurgische Öfen (1934 25 Arbeiter).

Autor
Dr. Günter Naumann

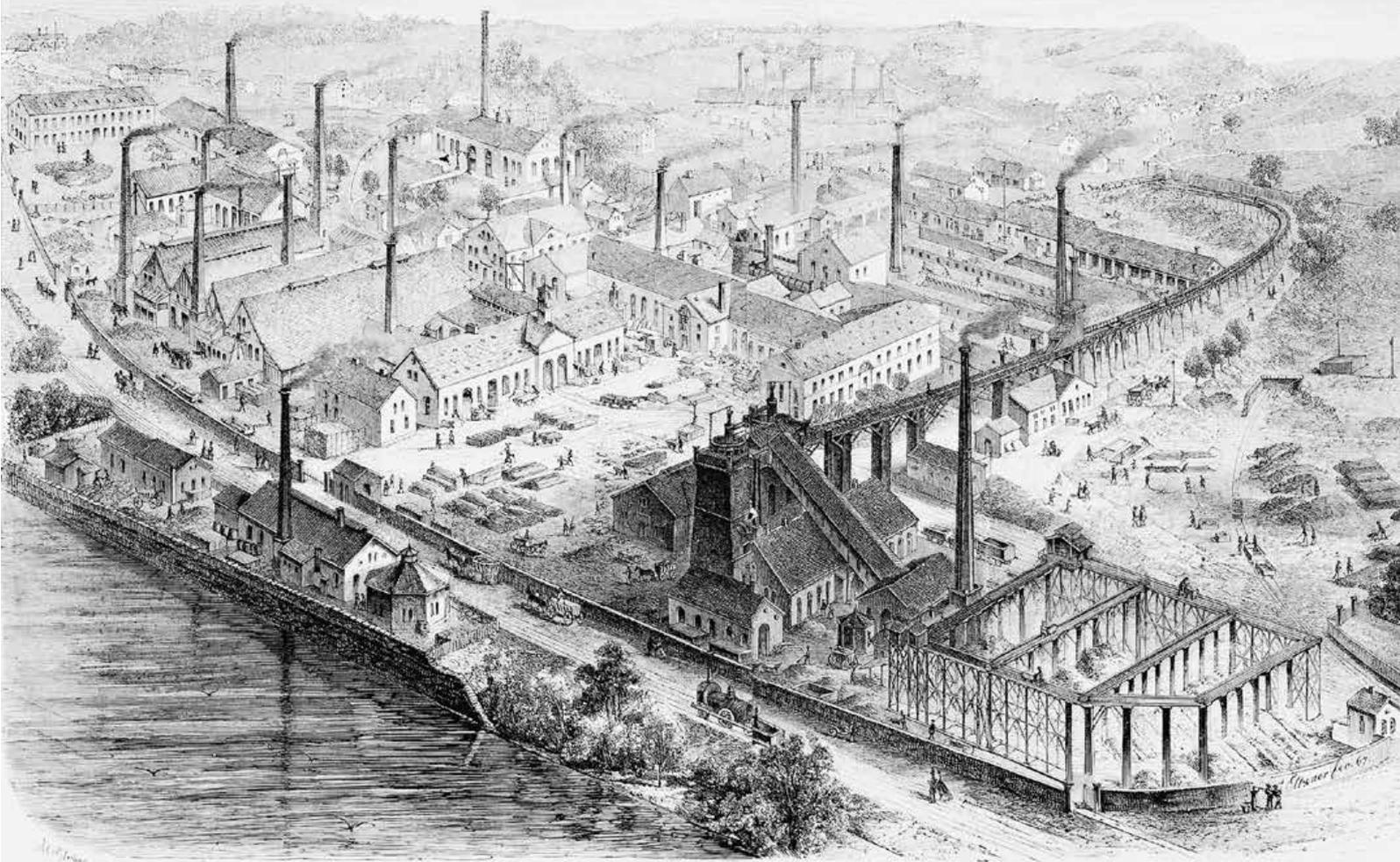
Zusammenfassung

Auf der Grundlage bedeutender Ton- und Kaolin-Lagerstätten hatte sich in Sachsen eine zum Teil überregional bedeutsame keramische Industrie entwickelt. Die Meißner Ofen- und Wandfliesenindustrie war bis 1939 hinsichtlich der Öfen Marktführer in Deutschland und hinsichtlich der Steingut-Wandfliesen wechselte sie sich mit Villeroy & Boch (Metlach) diesbezüglich ab. In Bezug auf Steingut-Geschirr waren die beiden Werke in Colditz zusammen mit dem Werk in Neusörnewitz und dem in Dresden bestimmend für Deutschland. Weiterhin entfielen 31 Prozent des 1936 in Deutschland produzierten Hochspannungsporzellans auf Sachsen.

Der Teil der sächsischen Keramikindustrie, der einst weit über Sachsen hinauswirkte, war im Wesentlichen im Raum Meißen konzentriert. Dafür ist in neuerer Zeit der Begriff „Keramikregion Meißen“ geprägt worden. Hier wurden das europäische Hartporzellan und die Meißner Patentkachel erfunden. Dies führte 1710 zur Gründung der Königlichen Porzellanmanufaktur in Meißen bzw. ab 1863 zur Gründung von vier großen und vier kleinen Ofenfabriken in Meißen. Die exportorientierte sächsische Wandfliesen-Industrie entwickelte sich ab 1891 ausschließlich im Raum Meißen.

Nach 1990 wurde der größte Teil der Betriebe der keramischen Industrie geschlossen. Insbesondere hat dies die Feuerfestindustrie betroffen, denn die Technologien waren vielfach veraltet und die traditionellen Hauptabnehmer im ostdeutschen Raum (Stahlindustrie, chemische Industrie, Kraftwerke) waren ebenfalls der wirtschaftlichen Umstrukturierung zum Opfer gefallen. Eine große Rolle spielte für diese Betriebsschließungen die unter Beihilfe der Treuhand bewirkte Ausschaltung der Ost-Konkurrenz durch altbundesdeutsche Unternehmen. Die verbliebenen Betriebe mussten einschneidende Personalreduzierungen vornehmen.

Heute gibt es in Sachsen in der Feuerfestindustrie noch fünf Betriebe (zwei bei Wetro, einen in Meißen, einen in Bennewitz und einen in Radeburg). Hinsichtlich der Feinkeramik bestehen noch die nicht zur Industrie zählende Porzellanmanufaktur in Meißen, ein Betrieb für Sanitärkeramik in Meißen, ein Betrieb für VC-Geschirr in Torgau sowie eine unbedeutende Fertigungsstätte für Porzellan in Freiberg; weiterhin ein Betrieb für Steingut-Wandfliesen in Leisnig. In Meißen haben sich zwei Unternehmen für die Herstellung von Technischer Keramik etabliert. Weiterhin besteht eine Fabrik für die Fertigung von Ofenkacheln in Mügeln. Zulieferbetriebe für die keramische Industrie sind ein Betrieb für Edelmetallpräparate, keramische Farben usw. in Colditz sowie ein kleiner Betrieb für keramische Farben und Glasuren in Meißen, wo auch noch Keramikfilter hergestellt werden. Hinsichtlich der Ziegelindustrie gibt es noch drei Unternehmen für Ziegelsteine in Freital, in Zwickau und in Graupzig, eines für die Herstellung von Klinkern in Vierkirchen, zwei für Dachziegel in Guttau und in Penig und eines für Fassadenkeramik bei Görlitz.



Die Königin-Marienhütte Cainsdorf

Norbert Peschke

Historische Bedingungen für den Bau des Eisenhüttenwerks

Sachsen war im deutschen Staatenverbund um 1835 zwar eines der am stärksten industrialisierten Länder und bei der Durchsetzung der Industriellen Revolution, aber dafür lag die Roheisenproduktion in Sachsen bei nur etwa 5.000 Tonnen pro Jahr. Die im Erzgebirge herrschende Not, hervorgerufen durch den Niedergang der Heimarbeit, das Schließen der kleinen Eisenhütten auf Holzkohlebasis (die Holzgewinnung gefährdete den Waldbestand), die Erschöpfung zahlreicher vorhandener, aber auch die unzureichende Technologie für den Abbau tiefer gelegener Erzlagerstätten führten allmählich zur Arbeitslosigkeit breiter Bevölkerungsschichten.

Die Industrielle Revolution¹ musste sich deswegen jetzt der Schwer- und Metallindustrie widmen. Aus diesem Grunde bot ein auf der Basis der Dampfmaschine und mit Koks industriell betriebenes moder-

nes Eisenhüttenwerk, verbunden mit Werkstätten zur Herstellung von Maschinen und technischen Konstruktionen, eine ausgezeichnete Perspektive. Die reichlich vorhandene Steinkohle des Zwickauer Reviers bildete für diese Entwicklung das „Treibmittel“. Wegen der geringen Erfahrungen beinhaltete das kühne Vorhaben allerdings auch zahlreiche Risiken. Die Beteiligung des städtischen Bürgertums an der Macht, die Liberalisierung der Landwirtschaft und die Gründung des Deutschen Zollvereins als Zusammenschluss von Staaten des Deutschen Bundes im Bereich der Zoll- und Handelspolitik führten rasch zu einem wirtschaftlichen Aufschwung auch in Sachsen. Im Rahmen der sächsischen Verwaltungsreform erhielt Zwickau am 8. November 1828 eine Kreisdirektion (ab 1878 Kreishauptmannschaft), die als staatliches Verwaltungszentrum für das Erzgebirge und das Vogtland zuständig war.² So stieg neben der wirtschaftlichen auch die politische Bedeutung dieser Stadt.

Königin-Marienhütte Cainsdorf bei Zwickau, Stich von Adolf Eltzner, 1867

Die beiden Hochöfen mit der steilen Eisenerzbeschickung und der langen Bahn für den Koks und die Zugschläge (z. B. Kalk) fallen sofort ins Auge. Zwischen den beiden Schornsteinen sind 18 Koksöfen zu erkennen. Oberhalb der Hochöfen steht die Gießerei, der sich nach links die Bessemerhütte, das Schienen- und Grobwalzwerk, das Feineisenwalzwerk und die Maschinenbauwerkstatt anschließen. Zwischen der Brauereistraße und der Zwickauer Mulde befindet sich das Gaswerk. Im Hintergrund deuten sieben Schornsteine auf die Ziegelei hin. Aus: Gartenlaube, Heft 18, Leipzig 1868



Heinrich von Arnim auf Planitz, um 1850

- 1 Rudolf Forberger legt die erste Phase der Industriellen Revolution mit der Einführung des englischen Spinnereisystems auf etwa 1800 fest.
- 2 Drei weitere Kreisdirektionen gab es in Dresden, Leipzig und Bautzen.
- 3 Karl Mühlberg: 100 Jahre Königin-Marienhütte, in: Halden-Heimat Nr. 1 (1938), Beilage zur Planitzer Zeitung. Karl Mühlberg verfasste zahlreiche Beiträge über die Stadt Planitz und die Familie von Arnim. Er hatte den Vorteil, das heute nicht mehr auffindbare Archiv der Familie nutzen zu können. Es wurde vermutlich im Jahre 1945 teilweise vernichtet. Deshalb müssen sich heutige Recherchen auf seine Beiträge stützen.

Rittergut Planitz mit Schloss und Schlosskirche, von Westen gesehen, um 1840



Gründung der Sächsischen Eisen-Compagnie (1837 bis 1840)

Im Jahre 1837 beschäftigten sich der Kammerherr Heinrich von Arnim (1800–1855) auf Planitz, Voigtsgrün und Irfersgrün, der Stadtrat Friedrich Wilhelm Hering und sein Bruder, der Mühlenbesitzer und Ingenieur David Hering, beide aus Zwickau, mit dem Plan, ein industriell betriebenes Eisenhüttenwerk zu gründen. Sie beabsichtigten, am 30. Januar 1838 in Anwesenheit des Bergmeisters, Geologen und Juristen Friedrich Constantin Freiherr von Beust (1806–1891) in die ertragreiche Fundgrube Neugeboren Kindlein (seit 28. Januar 1836 im Besitz der Brüder Hering und Johann Friedrich Voigts aus Zwickau) einzufahren. Die Befahrung der Neugeboren Kindlein Fundgrube und des Segen Gottes Stolln in Stenn³ ergab, dass in diesen Gruben eine für das Projekt genügend große Roteisenerzlagstätte vorhanden war.

Zunächst sei jedoch der für das Gedeihen des Projektes wichtigste Mann näher vorgestellt: Georg Heinrich Wolf von Arnim wurde am 18. Juli 1800 im Schloss Planitz geboren. Johanna Friederike Louise (1780–1847) geb. von Möllendorf, seine Mutter, war die zweite Ehefrau seines Vaters Carl Christoph III. von Arnim (1768–1812), Domherr in Merseburg. In dieser Ehe wurden noch zwei weitere Söhne geboren, nämlich Hans Carl (1802–1857) und Friedrich Hennig (1804–1885). Heinrichs Vater verstarb bereits am 23. Februar 1812. Am 4. März 1816 wurde in einem Erbvergleich die Abtretung der Ansprüche von Mutter und Halbschwester zugunsten der drei Brüder festgeschrieben. Als 16-jähriger Junge erhielt Heinrich eine bergmännische Ausbildung und eignete sich in den Freiburger Gruben praktische Kenntnisse an. Von 1817 bis 1821 studierte er erfolgreich an der Bergakademie Freiberg. Neben seinen Vorlesungen nahm er auch Privatstunden bei Prof. Wilhelm August Lampadius (1772–1842), dem führendem Eisenhütten-techniker seiner Zeit. Im Jahre 1825, als alle drei Brüder volljährig waren, wurde der gemeinschaftliche Besitz

der Familie von Arnim aufgeteilt. Carl bekam die Herrschaft und die Burg Kriebstein zugesprochen, Henning die Rittergüter Crossen bei Döbeln und Großmilkau, und Heinrich das Rittergut Planitz mit Voigtsgrün und Irfersgrün. Das Von Arnim-sche Steinkohlenwerk verblieb bis 1835 im gemeinschaftlichen Besitz der Brüder, bis Heinrich von Arnim alleiniger Eigentümer des „Kohlberges“ wurde. Am 30. oder 31. Mai 1831 heiratete Heinrich von Arnim in Altenburg Julie Gräfin von Beust (1810–1843), doch sie starb kinderlos schon am 7. Dezember 1843 an einer Lungenkrankheit. Die Hochzeit mit der zweiten Ehefrau, I s o l d a Bernhardine Emilie Clementine Gräfin und Edle Herrin zu Lippe-Weißenfeld (1821–1880), fand am 8. oder 18. September 1847 ebenfalls in Altenburg statt. Dieser Ehe entsprangen vier Kinder: A l e x a n d e r Josef Carl Bernhard (1848–1909), Julie (1849–1886), Achim A r n o (1851–1919) und Wanda (1853–1944). Am 9. Oktober 1855 sollte Georg Heinrich von Arnim nach langer schwerer Krankheit an Wassersucht sterben.⁴ Die allgemeinen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen sowie die günstigen Standortfaktoren in der Zwickauer Region, die den Bau eines Eisenhüttenwerkes förderten, ließen die Firmengründer optimistisch in die Zukunft blicken:

- Der Übergang vom Wasserkraftantrieb zum Antrieb mit Hilfe von Dampfmaschinen bot die Möglichkeit, die Produktionsprozesse zu mechanisieren.
- Der Bau der Eisenbahnstrecke Leipzig – Hof mit Abzweig nach Zwickau (1845) stellte die Lösung des Transportproblems, nämlich der Beförderung großer Mengen über weite Entfernungen in naher Zukunft in Aussicht. Bei der Planung des Eisenbahnnetzes hatte der Eisenbahnpionier Friedrich List (1789–1846) wegen der Steinkohlevorkommen auch Zwickau einbezogen.
- Die Fördermenge der Steinkohle stieg im Zwickauer Revier von etwa 13.000 Tonnen (1830) über 62.200 Tonnen (1840) auf 167.000 Tonnen (1845). Steinkohle und bald darauf Koks waren ausreichend vorhanden und verfügbar. Holzkohle wurde nicht mehr benötigt.
- Die Abschaffung des Frondienstes in Sachsen führte dazu, dass die jetzt freien Bauern sich als Arbeiter bewerben und in die Industriegebiete Sachsens auswandern konnten, so auch ins Zwickauer Steinkohlerevier.
- Die Industrielle Revolution brachte auf allen Gebieten immer neue Erfindungen hervor. Überhaupt war das Eisenwerk in Cainsdorf unter der Herrschaft der Familie von Arnim eine Stätte des Fortschritt und der Innovation.

Ein vergleichbares Unternehmen der wichtigen Eisenmetallurgie, wie es von den drei Männern geplant wurde, gab es in Sachsen bisher noch nicht.

Die vier Männer errechneten für den Bau dieser Anlagen ein erforderliches Kapital von 200.000

Talern und ein Betriebskapital von 100.000 Talern. Diese Investitionsmittel sollten durch eine zu gründende Aktiengesellschaft aufgebracht werden.⁵ Insgesamt 600 Aktien zu je 500 Talern im Gesamtwert von 300.000 Talern sollten an möglichst wenige, dafür aber finanzkräftige Interessenten verkauft werden.

Das nächste Problem, nämlich ein passendes Grundstück für das geplante Eisenhüttenwerk zu finden, lösten die Investoren zunächst mit einem Standort in Wilkau.

Im Lauf des Jahres 1838 bemühten sich namentlich Kammerherr Heinrich von Arnim und der sächsische Oberberghauptmann (ab 1851) Constantin Freiherr von Beust um die Verwirklichung ihrer Pläne. Letzterer war ein direkter Nachfahre der früheren Planitzer Besitzer Joachim von Beust (1522–1597) und Heinrich von Beust (1559–1627). Constantin Freiherr von Beust warb Gesellschafter für das Eisenwerk, suchte abbauwürdige Eisenerzlager, überprüfte die ständig überarbeiteten Baupläne für das Werk und propagierte die Hüttenbauidée in den finanzkräftigen Kreisen Sachsens. Er blieb der Familie von Arnim auch in Zukunft ein treuer Ratgeber.

Die erarbeiteten Entwürfe wurden ständig verändert, präzisiert und dann teilweise doch wieder verworfen. Einer der Gründe war die schnell fortschreitende technische Revolution in den wirtschaftlich stärksten Ländern Europas. Immer wieder drangen Nachrichten von neuen technischen Entwicklungen nach Planitz, von denen niemand ahnte, ob sie sich auch bewährten. Außerdem kümmerte sich Heinrich von Arnim gemeinsam mit den Brüdern Hering um den Ankauf von neuen Eisenerzgruben und die rasche Modernisierung der bereits vorhandenen. Die wichtigsten anstehenden Aufgaben waren aber die Beschaffung der Konzession für das Eisenhüttenwerk und die Bildung einer finanzkräftigen Compagnie (Aktiengesellschaft). Am 22. und 23. April 1838 fanden sich Heinrich von Arnim, Constantin Freiherr von Beust und David Hering zu einer Beratung zusammen, bei der folgende Beschlüsse gefasst wurden:

- Druck eines Prospektes über den geplanten Bau des Werkes,
- Neuausschreibung des Grabenbaus,
- zuerst Inbetriebnahme eines Hochofens und einer Gießerei,
- danach im Falle des Erfolges Bau des Puddlingswerkes.

Das Prospekt unter dem Titel „Prospect über die Ausführbarkeit und Ertragsfähigkeit einer Eisenhüttenanlage zu Wilkau bei Zwickau“⁶ vom Bergmeister Constantin von Beust, dem Geheimen Referendar von Weißenbach und mehreren Professoren aus der Freiburger Bergakademie entworfen⁷, wurde am 1. Oktober 1838⁸ an die Interessenten per Briefpost zugesandt.

In einem Abschnitt des Prospektes wurden die Kosten berechnet oder geschätzt und dem Leser das Angebot unterbreitet, eine oder mehrere der

1.000 Aktien zum Wert von je fünfzig Talern zu erwerben. Der Produktionsbeginn war auf das Jahr 1842 veranschlagt, was schließlich auch so eintraf.

Das Handelshaus Schömberg, Weber & Co. in Leipzig war vorgesehen, für eine jährliche Entschädigung von 2.000 Talern für zehn Jahre (andere Quellen sprechen von 20 Jahren) als kaufmännischer Bevollmächtigter⁹ zu wirken. Bei der Auswahl dieses wichtigen Partners war den drei Männern wohl ein Fehler unterlaufen. Zum einen ging dem Handelshaus kein besonders guter Ruf voran, was sich beim Verkauf der Aktien ungünstig auswirken sollte. Zum anderen ließen sie sich darauf ein, dass ein Kündigungsrecht für den Vertrag nur dem Handelshaus zustehen würde. Im Oktober 1838 kamen ernste Zweifel auf, ob das geplante Bauvorhaben gelingen würde. Der rührige Oberberghauptmann Constantin Freiherr von Beust schrieb deshalb am 14. Oktober 1838 an Heinrich von Arnim: „Ganz aufrichtig gestanden, weiß ich nicht, ob man nicht selbst wünschen sollte, dass die Sache unter den jetzigen Bedingungen nicht definitiv zustande käme; denn die ganze Haltung von Schömberg & Weber gefällt mir nicht. Sie haben sich ganz enorm in Vorteil gesetzt, ohne irgend eine Gefahr zu übernehmen und sich selbst von dem geringen Erfolge der Zeichnung überrascht, können dieselbe folglich durchaus nicht gehörig präpariert haben – mit einem Worte, ich glaube, die Unterzeichnung würde besser gehen, wenn diese Leute nicht mit ihren egoistischen Interessen im Spiel wären, woran mancher Anstoß nimmt, der sonst wohl gezeichnet hätte [...]“

Am 16. März 1839 beantragten Heinrich von Arnim, Wilhelm Hering und dessen Bruder David Hering bei der sächsischen Staatsregierung die Konzession zur Gründung der Aktiengesellschaft Sächsische Eisen-Compagnie. Zunächst legten die Antragsteller dar, dass genügend Rohmaterial vorhanden sei. Die Gebrüder Hering gaben an, sie hätten die Eisensteinförderung in den neuen Gruben (außer der in Stenn) auf 6.000 Fuder (2.000 Tonnen) gesteigert. Die Kohlelager würden bis zum Jahre 2000 reichen. Es müssten zwölf Produktionsgebäude errichtet werden, davon zwei Hochöfen.

Die Vorteile eines derartigen Eisenhüttenwerkes wurden von den Antragstellern in sechs Punkten zusammengefasst:

1. „Durch den Erzabbau wird in den betreffenden Revieren eine Verdienstmöglichkeit geschaffen.
2. Der Verkehr zwischen Hütte und Gruben nimmt einen großen Aufschwung. In die holzarmen Gebiete des Gebirges werden Kohlen gebracht.
3. Auch im hiesigen Kohlengbiet wird durch die dauernde Abnahme einer großen Kohlenmenge ein stetiger Verdienst gesichert.
4. Durch die Errichtung eines Werkes dieser Art wird der Grund zu anderen Industrien in und um Zwickau gelegt.



Friedrich Constantin Freiherr von Beust, Reproduktion eines Gemäldes, um 1860
© Wikimedia

- 4 Jens Pfeifer: Georg Heinrich Wolf von Arnim (1800–1855), Bergbauunternehmer und Mitbegründer der Sächsischen Eisenkompanie und der Königin Marienhütte in Cainsdorf bei Zwickau/Sachsen, in: Bergbau und Persönlichkeiten, Tagungsband 13. Internationaler Montanhistorischer Kongress Hall in Tirol – Sterzing – Schwaz 2014, Wattens (Österreich) 2014, sowie Angaben und Daten der Familie Jasper von Arnim.
- 5 Der 1837 gegründete Zwickauer Steinkohlenbau-Verein basierte auf den Verkauf von Aktien.
- 6 Prospect zur Errichtung einer Actien-Gesellschaft unter dem Namen Sächsische Bergbau- und Eisenhütten-Gesellschaft zu Zwickau, Magdeburg 1837.
- 7 Alban Gumprecht: Die Königin-Marienhütte zu Cainsdorf bei Zwickau, in: Sachsengrün, Culturgeschichtliche Zeitschrift aus sämtlichen Landen Sächsischen Stammes vom 1. November 1861.
- 8 Vgl. Zwickauer Wochenblatt 1839, Nr. 56.
- 9 Zusammenstellung der Verhältnisse der Sä. Eisen-Compagnie bis Schluss des Monats Juni 1841, Leipzig 1841, S. 5.

- 10 Erich Weller: Warum steht die Königin-Marienhütte nicht in Wilkau? In: *Unsere Heimat, Beilage des General-Anzeiger für das untere Erzgebirge*, Nr. 8/9, S. 50.
- 11 Der erste Aufruf zum Kauf von Aktien erfolgte am 29. Januar 1840 im „Zwickauer Wochenblatt“.
- 12 3. Bericht über das Wirken der Sächsischen Eisen-Compagnie vom 2. Januar 1840, Leipzig 1840
- 13 Sächsisches Staatsarchiv, Bergarchiv Freiberg, Akte 40190-1, 1189.
- 14 Es handelte sich um die Flurstücke Nr. 233, 234, 235a, 235b, 236, 237, 238a, 238b, 240, 241a, 242, 243, 245a, 245b, 245c, 246a, 251a, 252 (vollständig) sowie 239 und 241d (teilweise). Bergarchiv Freiberg, Akte 40 190-1, 1189.
- 15 Eythra bei Zwenkau, in den 1980er Jahren wegen Braunkohleabbau abgebrochen.
- 16 Zwickauer Wochenblatt, 1840, Nr. 4, S. 13.
- 17 Der Geologe und Rittergutsbesitzer Eugen Wolfgang Freiherr von Herder war der Enkelsohn des Dichters Johann Gottfried von Herder.
- 18 Brendel war seit 1817 Maschinendirektor des Oberbergamtes Freiberg. Ihm unterstand das sächsische Maschinenwesen.
- 19 Zehntner war ein Finanzbeamter zum Einkassieren des Zehnts.
- 20 4. Bericht über das Wirken der Sächsischen Eisen-Compagnie vom 3. April 1840, Leipzig 1840, S. 4.
- 21 Gumprecht 1861 (wie Anm. 8), S. 32.
5. Die Höhe des ausgebrachten Eisens macht Sachsen vom ausländischen Eisenkonsum unabhängig.
6. Die Hüttenwerke Sachsens, die durch die Errichtung eines Großunternehmens eine Bedrohung fühlen, werden nur günstig beeinflusst.¹⁰ Gerade der letzte Punkt war es, der die sächsische Regierung längere Zeit nachdenken ließ. Viele Hammerherren im Erzgebirge fürchteten um ihre Existenz. Bis zur Leipziger Frühjahrsmesse im März 1839 verging eine Zeit des Bangens, ob genügend Aktien verkauft würden. Doch zur Überraschung des Kammerherrn von Arnim fand er bei seinem Besuch in Leipzig immerhin 510 gezeichnete Aktien vor. Am 6. Juli 1839 erging die Einladung an die Aktionäre für die 1. Generalversammlung, obwohl die sächsische Staatsregierung eine Konzession für diese Aktiengesellschaft noch nicht erteilt hatte. Die Prüfung des Antrages dauerte an, aber es gab deutliche Signale aus Dresden, dass mit der Bestätigung bald zu rechnen sei. Am 2. August 1839 erhielt das Comité der künftigen Sächsischen Eisen-Compagnie per Dekret vom Finanz- und Innenministerium die „Conzession zur Anlegung und zum Betriebe eines, lediglich auf Anwendung von Steinkohlen und Koks einzurichtenden Eisenwerkes zu Wilkau bei Zwickau.“ Drei Tage später, am 5. August 1839, traten die Aktionäre in Zwickau, im Gasthaus „Zum Goldenen Anker“ am Hauptmarkt 26, zu ihrer ersten Generalversammlung zusammen. Sie gründeten mit inzwischen 600¹¹ verkauften Aktien die Sächsische Eisen-Compagnie. Sechs Männer wurden in den Ausschuss gewählt, welcher sich am 13. Oktober 1839 konstituierte. Doch inzwischen zweifelten die Bauherren an der Entscheidung, das Werk in Wilkau zu bauen. Am 9. August 1839 beantragten sie deshalb die Verlegung des geplanten Eisenwerkes von Wilkau nach „Niederkainsdorf“ westlich der Cainsdorfer Mühle. Die Vorteile, die der Oberingenieur Jakob Sulzberger aus Zürich herausarbeitete, lagen auf der Hand:¹²
- Die Von Arnimschen Steinkohlenwerke lagen näher zum geplanten Eisenhüttenwerk.
 - Die Wasserkraft des Mühlgrabens in Cainsdorf war nach der Vereinigung von Zwickauer Mulde und Kirchberger Bach (Rödelbach) größer als die in Wilkau und konnte durch die Erhöhung des Wehres von 12,6 auf 16 Fuß noch gesteigert werden.
 - Ein Neubau von Straßen und Brücken war nicht notwendig. Die hölzerne Muldebrücke stammte aus dem Jahre 1823. Am östlichen Muldeufer verlief die Schneeberger Chaussee, am westlichen die Straße am Hammerwald nach Planitz und zu den Erzgruben in Stenn und Schönfels.
 - Heinrich von Arnim zu Planitz als Aktionär der Sächsischen Eisen-Compagnie war nun der einzige Grundbesitzer. Die sechs Grundbesitzer in Wilkau hatten unerwartet hohe Forderungen gestellt.
 - Kapitalersparnis durch die o. g. Gründe von etwa 70.000 Talern beim Bau des Werkes.

Außerdem konnte die zum Planitzer Lehnskomplex gehörende Cainsdorfer Mühle mit Gastgerechtigkeit als Hüttengasthof genutzt werden. Das angedachte Gelände war aber Erbpachtland des Rittergutes Planitz und durfte nicht verkauft werden. Deshalb musste die Sächsische Eisen-Compagnie mit dem Eigentümer von Arnim einen Erbzinskontrakt¹³ abschließen, in dem er sich auch den Abbau der Steinkohle unterhalb des Grundstückes vorbehält. Der am 24. Oktober 1846 ausgehandelte Vertrag wurde am 27. Oktober vom Ausschuss der Sächsischen Eisen-Compagnie genehmigt und am 22. September 1849 durch das Appellationsgericht in Zwickau bestätigt. Die Fläche von „16 Acker und 35,33 Quadratruthen“ (ca. 8,93 ha)¹⁴ blieb Eigentum des Rittergutes Planitz, aber die Sächsische Eisen-Compagnie erhielt das Nutzungsrecht. Letztere hatte an das Rittergut einen Erbpachtzins von 1.231 Talern im Jahr zu zahlen.

Am 17. Oktober wurden in Leipzig Heinrich von Arnim als erster Direktionsvorsitzender, Stadtrat Friedrich Wilhelm Hering als sein Stellvertreter und Alexander Anger aus Eythra¹⁵ zum Vorsitzenden des Actien-, Finanz- und Kassenwesens gewählt. Das Handelshaus Schömburg, Weber & Co. gehörte als Mitglied ohne Aufgabe dem Vorstand an. Das Comité wurde bald darauf aufgelöst. Die folgenden sechs Ausschuss-Mitglieder der Sächsischen Eisen-Compagnie nahmen eine Aufgabenverteilung vor.¹⁶ Gewählt wurden Bergrat Friedrich Constantin Freiherr von Beust (Vorsitzender), Bergmeister Ludwig Eugen Graf von Holtzendorff (1796–1856?) aus Oberschlema (Stellvertreter), Bergamtsassessor Eugen Wolfgang Freiherr von Herder (1810–1853) (Protokollführer)¹⁷, Bergingenieur und Maschinendirektor¹⁸ Christian Friedrich Brendel (1776–1855), Amtsrat Louis Leuckart auf Gablenz und der einheimische Zehntner¹⁹ Heinrich Eduard Tittel (geb. 1800).²⁰ Die Namen zeigen, dass bedeutende Persönlichkeiten mit hoher fachlicher Kompetenz auf den Gebieten Bergbau, Metallurgie, Maschinenbau und Geologie ausgesucht wurden. Außerdem waren gute Beziehungen zur sächsischen Staatsregierung, zum Oberbergamt Freiberg und zur Bergakademie von Nutzen.

Am 27. Dezember 1839 veröffentlichte das Direktorium der Sächsischen Eisen-Compagnie in der „Leipziger Zeitung“, es sei „von Seiten der Hohen Staatsregierung die Concession zur Errichtung eines mit Steinkohlen und Kokes zu betreibenden Eisenhüttenwerkes in der Gegend von Zwickau in dem durch den Prospect vom 1. October 1838 bezeichneten Umfange gnädigst erteilt worden.“

Der Bau des Eisenhüttenwerkes in Cainsdorf (1840 bis 1842)

Nun konnte der Bau des Hüttenwerkes beginnen. Es fehlte nur noch ein technischer Leiter. Das Direktorium übertrug dem „im In- und Auslande rühmlichst bekannten Ingenieur Herrn Jakob Sulzberger aus Zürich“ während der Generalversammlung am 15. November 1839²¹ die Bauoberleitung und bot

ihm einen langfristigen Vertrag an: „Die von Herrn Sulzberger für seine und Befinden seiner Stellvertreter vertragsmäßigen Leistungen auf zwanzig aufeinander folgende Jahre bedungene Remuneration (eine über das Grundgehalt gehende Belohnung, d. A.) giebt einen höchst erfreulichen Beleg für die Aussichten und Erwartungen, welche ein so kenntnis- und erfahrungsreicher Mann, wie er, von den Erfolgen des Unternehmens hat. Sie besteht nämlich in dem zehnten Theile des nach Vorwegnahme von sechs Procent auf die eingeschossenen Actienbeträge abzüglich der Kosten, aber für die nächsten drei Jahre mindestens 1.200 Taler im Jahr.“²²

Jacob Sulzberger wurde im Jahre 1802 in Frauenfeld (Schweiz) geboren. Er arbeitete als Kartograph, baute in seiner Heimatstadt 1834 die erste brauchbare Walzenmühle, legte den Lungernsee tiefer und leitete den Abbruch der Züricher Stadtbefestigung. Vom 18. November 1839 bis etwa Mitte 1842 ist Sulzbergers Anwesenheit in Cainsdorf belegt. Im Frühjahr 1840 reiste er nach England und Belgien, um dort moderne Eisenhütten zu besichtigen. Er sollte für zwanzig Jahre (andere Quellen sprechen von zehn Jahren) für die Sächsische Eisen-Compagnie arbeiten, wozu es allerdings nicht kam.²³ Für die Planung des Eisenhüttenwerkes erwarb sich Sulzberger bleibende Verdienste. Möglicherweise fühlte er sich aber der Aufgabe, ein Walzwerk für Eisenbahnschienen zu planen und zu bauen, nicht gewachsen, denn es ging erst 1848 in Betrieb. Ob er deshalb möglicherweise vom Kammerherrn von Arnim aus dem Unternehmen gedrängt wurde?²⁴ Sulzberger muss 1843 die Sächsische Eisen-Compagnie verlassen haben. Er starb am 13. Januar 1855 in Frauenfeld. Sulzberger erhielt von der Sächsischen Eisen-Compagnie folgenden Auftrag, dessen Ausführung aber unter großem Zeitdruck stand:

1. Sulzberger hat nicht nur die in dem Prospekt vom 1. Oktober 1838 genannten Bauten auszuführen, sondern auch innerhalb von 12 Jahren die von der Compagnie sonst zu beschließenden Werksanlagen kunstgerecht und unter Vorlegung der speziellen Kostenanschläge herzustellen und auch das Hergestellte während des ersten Betriebsjahres zu leiten.
2. Er hat sich sofort mit dem Direktorium über die Auswahl des Hüttenplatzes zu verständigen und mit diesem die im ersten Jahre vorzunehmenden Bauten festzustellen, hierauf aber bis zum nächsten Frühjahr die das ganze Werk umfassenden Pläne auszuarbeiten, damit noch im Jahre 1840 die Ausführung des Koks-Hochofens bewerkstelligt werden kann.
3. Er hat zum ersten Betrieb des Werkes so viele gute Arbeiter für die Compagnie zu gewinnen und nach deren Genehmigung anzustellen, als notwendig sind.
4. Jacob Sulzberger kann einen Stellvertreter mit seiner Verantwortung anstellen. Er darf auch Maschinen aus seiner Maschinenbauwerkstatt liefern, doch dürfen sie nicht teurer sein als die von anderen Firmen.

Im Direktorium ging schon die Idee zur Festlegung des Bauplatzes in Cainsdorf statt in Wilkau um. Am 29. Dezember 1839 begründete Sulzberger in einer Direktoral- und Ausschuss-Versammlung die Nutzung des Standortes Cainsdorf. Der Vorschlag wurde mit geringfügigen Änderungen genehmigt.²⁵ Am 5. April 1840 fand in Chemnitz die nächste Direktorialversammlung statt. Hier legte Sulzberger seine „General- und Specialpläne nebst den dazugehörigen Rissen“ vor, die durch das Direktorium bestätigt wurden. Inzwischen arbeitete Sulzberger an der Detailplanung.²⁶

„Die Specialrisse über Construction der Hoch-, Koakes- und Puddlingsöfen fehlen zur Zeit noch, da Herr Oberingenieur Sulzberger, noch bevor er zu deren Entwerfung schritt, eine Reise nach England und Schottland unternahm, um unter dem Neuesten das Beste für unser Werk auszuwählen. Derselbe befindet sich seit Kurzem wieder auf dem Continent und arbeitet an der Entwerfung dieser Pläne. Durch vielfache Geschäfte verhindert bei dem Bau immer gegenwärtig zu seyn, hat er dem Directorio in der Person des Herrn Dornung aus Manchester und des Herrn David Hering aus Zwickau zwei Stellvertreter präsentirt, was mit Beifall genehmigt wurde.“

Die Sächsische Eisen-Compagnie legte am 21. April 1840 auf dem Mühlenfelde in Niedercainsdorf den Grundstein für die erste industriemäßig betriebene Eisenhütte Sachsens. Zuerst begannen die Tiefbauarbeiten für den großen Graben. Der Aktionär, Betriebsbeamte und Hütteningenieur Heinrich Schönberg (1818–1850) aus Dresden²⁷ hatte als Betriebsbeamter die Aufsicht über das Bauvorhaben, so auch über die Planung und die Aufsicht über den Bau des Kokshochofens. Er hatte ab 1834 in Freiberg Mineralogie studiert, dann in die Fachrichtung Hüttenwesen gewechselt und anschließend in den wichtigsten europäischen Industrieländern studiert und die modernsten Hütten besichtigt. Es war sein Verdienst, dass die Hochöfen in Cainsdorf bald hervorragende Ergebnisse brachten. Er heiratete im Jahre 1841 Augusta Breithaupt (1817–1880), die Tochter des Oberbergrats und Freiburger Professors für Mineralogie Johann Friedrich August Breithaupt (1791–1873). Im Dezember 1842 verließ er jedoch die Sächsische Eisen-Compagnie, um mit seinem Bruder Alexander Schönberg in Gröba bei Riesa am 27. März 1843 ein eigenes Eisen- und Stahlwerk auf Koksbasis zu gründen. Weiterhin waren 1840 ein Werkmeister, ein Rechnungsführer sowie 120 Handarbeiter und Handwerker²⁸ am Aufbau des Werks beteiligt.

Zunächst bestand die Aufgabe, für die Eisenerzgruben einen tüchtigen Schichtmeister zu finden. An dieser Stelle muss der Bergfaktor²⁹ Ernst Julius Richter (1808–1868) etwas näher vorgestellt werden. Er wurde am 19. März 1808 in Geising geboren. Er studierte 1827 bis 1831 an der Bergakademie Freiberg und arbeitete zunächst als Bergmeister in Schneeberg und Marienberg. Er wurde von Bergrat Friedrich Constantin von Beust



Johann Jacob Sulzberger, Reproduktion eines Gemäldes
© Stadtarchiv Frauenfeld (Schweiz)

22 Dritter Bericht über das Wirken der Sächsischen Eisen-Compagnie vom 2. Januar 1840, Leipzig 1840, S. 4/5.

23 Sächsisches Staatsarchiv, Bergarchiv Freiberg, 40001 Oberbergamt Freiberg, Nr. 2067, Band 2, Seite 139 ff.

24 Der Name Jacob Sulzberger findet sich später in den durchgesehenen Unterlagen nicht mehr. Das Datum des Ausscheidens aus dem Unternehmen konnte nicht ermittelt werden.

25 Zusammenstellung der Verhältnisse der Sächsischen Eisen-Compagnie bis Schluss des Monats Juni 1841, Leipzig 1841, S. 6.

26 Vierter Bericht über das Wirken der Sächsischen Eisen-Compagnie vom 3. April 1840, Leipzig 1840, S. 9.

27 Ursula Forberger: Schönberg, Heinrich, in: Sächsische Biografie, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., Online-Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi/> (18.1.2020).

28 Kalender für den Sächsischen Berg- und Hütten-Mann auf das Jahr 1842, Dresden 1841, S. 155.

29 Bergfaktor: höherer kaufmännischer Bergbeamter.

- 30 Karl Mühlberg: 100 Jahre Königin-Marienhütte, in: Halden-Heimat 1938, Nr. 5/6.
- 31 Fünfter Bericht über das Wirken der Sächsischen Eisen-Compagnie vom 1. März 1841, Leipzig 1841, S. 5.
- 32 1 sächsischer Fuß = 0,28319 m.
- 33 Zwickauer Wochenblatt 1842, Nr. 66, S. 265.
- 34 Mühlberg 1938 (wie Anm. 31), Nr. 7.
- 35 Lothar Klapper: Die Entwicklung der eisenmetallurgischen Industrie im Zwickauer Raum von ihren Anfängen in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis 1945, Zwickau 1987 (unveröffentlicht).
- 36 Sächsisches Staatsarchiv, Bergarchiv Freiberg, Akten OBA/6/86/11303 Vol. II.

im April 1839 an die Sächsische Eisen-Compagnie vermittelt und als Schichtmeister, d. h. als verantwortlicher Bergbeamter für die Eisenerzgruben, beschäftigt. Nach einjähriger Einarbeitung wurde er am 1. April 1840 als Bergmännischer Bevollmächtigter der Sächsischen Eisen-Compagnie fest eingestellt. Jetzt war er für die ausreichende Versorgung des Eisenhüttenwerkes mit Eisenerz, die Förderung und den Transport der Erze nach Cainsdorf, für das Rechnungswesen, die Lohnzahlung und den Materialeinkauf zuständig. Dafür erhielt er 500 Taler Lohn im Jahr und 100 Taler Vergütung für ein Reitpferd.³⁰ Heinrich von Arnim äußerte sich später lobend über ihn: „Der Bergfaktor Richter ist sehr thätig und reist viel herum. Alle Montage macht er bei mir Vorträge und erhält sofort Resolution darauf.“

Richter verließ wohl 1860 die Königin-Marienhütte und wurde Direktor des Zwickauer Brückenberg-Steinkohlenbau-Vereins. In den Städtischen Museen Zwickau befinden sich die Mineralogisch-Geologischen Sammlungen Zwickau. Über dreißig Jahre lang sammelte und erfasste Richter die Minerale aus den bekanntesten sächsischen Bergwerken und Fundorten. Dazu gehören neben 2.300 Mineralstufen auch 940 Pflanzenabdrücke. Ernst Julius Richter starb am 11. Mai 1868 in Zwickau.

Der Maschinenbau-Ingenieur William Dorning aus Manchester war für den Kauf und den Betrieb der Maschinen zuständig. Nur kurze Zeit später, am 1. Mai 1842, gründete er nach dem Erwerb der Zwickauer Bürgerrechte gemeinsam mit William Harry Jones in der Reichenbacher Straße 25/27 eine eigene Maschinenfabrik, aus der später die Zwickauer Maschinenfabrik AG hervorging. Die Etablierung des Maschinenbaus in Zwickau stand also in direktem Zusammenhang mit der Gründung der Sächsischen Eisen-Compagnie.

Ein weiterer Partner und Teilhaber der Sächsischen Eisen-Compagnie wurde das Constructionshaus Laemmlin & Johnson aus Rapperswyl (heute Rapperswil). Das in der Schweiz ansässige Unternehmen war von Sulzberger vorgeschlagen worden. Im Jahre 1841 lieferte und montierte es für die Maschinenwerkstatt ein Wasserrad mit Transmission, ein Windflügelgebläse und eine mittelgroße Drehbank.³¹

Wichtig war der Aufbau einer betriebseigenen Ziegelei, um den Bedarf an feuerfesten und teilweise besonders geformten Ziegeln beim Aufbau des Werkes decken zu können. Am 27. Juli 1840 fand die Grundsteinlegung für den ersten Hochofen statt. Im gleichen Jahre konnten die Mauerarbeiten dieses ersten, 45 Fuß (ca. 12,75 m)³² hohen Hochofens vollendet werden, aber die endgültige Fertigstellung verzögerte sich bis ins erste Halbjahr 1842. Trotz aller Mühe konnte der Bauplan im Jahre 1840 nicht erfüllt werden, weil es an qualifizierten Arbeitern mangelte und die Planungsunterlagen verspätet eingingen. Nur die Maschinenbauwerkstatt und eine provisorische Gießerei waren schon fertig.

Trotz aller Bemühungen waren bis Ende 1842 erst 727 der 1.000 Aktien der Sächsischen Eisen-Com-

pagnie verkauft.³³ Von den geplanten und erhofften 500.000 Talern Grundkapital durch den Verkauf der Aktien waren erst 363.500 Taler eingegangen. In der Kasse befanden sich Ende 1842 nur noch 4.000 Taler.³⁴ So musste die Compagnie beim Weimarer Bankhaus Julius Elkan, einem der Aktionäre, per 1. Januar 1843 eine Anleihe in Höhe von 100.000 Talern aufnehmen.³⁵ Das Bankhaus Schömberg, Weber & Co. gab später noch 19.000 Taler und der Stellvertretende Ausschussvorsitzende Alexander Anger auf Eythra 6.000 Taler dazu. Es fehlte ganz offensichtlich noch das Vertrauen potentieller Aktionäre in das Unternehmen. Das Direktorium und den Aufsichtsrat verließ langsam das Vertrauen.

Die Entwicklung der Sächsischen Eisen-Compagnie (1842 bis 1851)

Ende 1842 wurde der Leipziger Komponist und Jurist Dr. Herrmann Theobald Petschke (1806–1888) als Stellvertretender Direktor in der Sächsischen Eisen-Compagnie eingestellt. Er führte das Amt bis Dezember 1843 aus. Gleichzeitig musste das Direktorium auch die technische Leitung nach dem Ausscheiden Heinrich Schönbergs im Dezember 1842 neu besetzen. Friedrich August Schildbach (1818–1865) aus Bockwa war als Vorsteher und Hüttenmeister eingestellt. Er hatte an der Bergakademie Freiberg studiert. Danach weilte er im Ausland, um neue Verhüttungsmethoden kennenzulernen.

Das erste Eisenerz lieferte die Neugeborenen Kindlein Fundgrube in Stenn. Das Erz karrten Fuhrleute von dort über den neu angelegten Eisensteinweg bzw. Zechenweg, der um den Kreuzberg in Planitz führte, und über den Hammerwaldweg bis zur Eisenhütte in Cainsdorf. Im Jahre 1840 war die Sächsische Eisen-Compagnie schon Eigentümer von 18 Bergwerken in den Bergamtsrevieren Schneeberg, Johannegeorgenstadt, Annaberg und Marienberg. Vom Autor wurden namentlich über 150 Eisenerzgruben in Sachsen, Bayern und Thüringen ermittelt, die über 60 Jahre von der Königin-Marienhütte ausgebeutet wurden. Der für die Verhüttung notwendige Kalkstein wurde z. B. in Wahlen bei Crimmitschau und auf dem Kreuzberg bei Planitz gewonnen.

In den ersten Monaten des Jahres 1842 gingen 15 Koksöfen des Cainsdorfer Eisenhüttenwerkes in Dauerbetrieb. Allerdings entsprach die Qualität des Kokses noch nicht den Wünschen der Techniker. Die Steinkohle für die Verkokung kam aus den Kohlegruben der Von Arnimschen Steinkohlenwerke und des Erzgebirgischen Steinkohlen-Aktienvereins.

Vom 28. Mai 1842 bis 1901 (mit Unterbrechungen) stellte das Hüttenwerk Roheisen her. Der Hochofenbetrieb begann am 28. Mai 1842, als die erste Erzgicht gegeben wurde. „Das Anblasen erfolgte in der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni und 34 Stunden später, also den 2. Juni Morgens der erste Abstich, wobei 61 Ctr. [3,05 Tonnen] Roheisen liefen.“³⁶

Ernst Julius Richter, Stich, um 1850
© Städtische Museen Zwickau

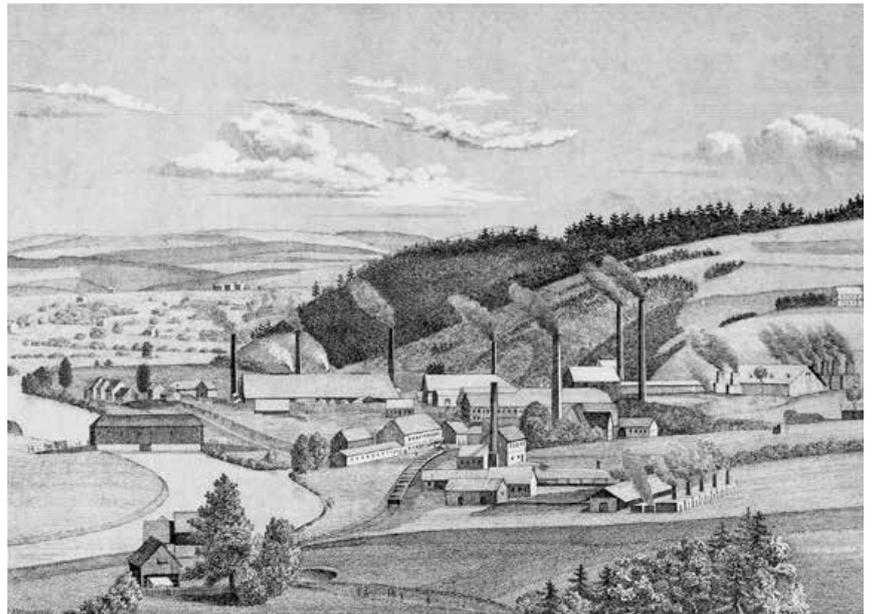


Die ersten Hochofenkampagnen in den Jahren 1842/43 erzielten leider noch nicht das qualitativ gewünschte Ergebnis, da sie schon am 11. Juli endeten. Im August 1844 begann die fünfte „Kampagne“ des Arnimofens, die 96 Wochen dauerte. Die Königin-Marienhütte wurde im Jahre 1844 deshalb von der Regierung in Dresden gelobt und mit einer Prämie von 1.000 Talern ausgezeichnet, da nachgewiesen worden war, dass gutes, brauchbares, graues Eisen bei Einsatz von heimischem Koks hergestellt werden konnte. Der erste Hochofen, mit dem wöchentlich etwa 30 Tonnen Roheisen produziert wurden, musste nämlich mindestens ein Jahr lang ununterbrochen mit diesem Koks arbeiten. Die Planitzer und die Zwickauer Kokssorten waren also zum Verhütten geeignet, was den Steinkohlewerken und Kokereien im Zwickauer Revier großen Auftrieb verlieh. Sofort versuchte die Sächsische Eisen-Compagnie mit einer Anzeige im „Zwickauer Wochenblatt“³⁷ neue Kunden zu gewinnen: „Die Sächsische Eisen-Compagnie gibt bekannt, daß die Gießerei der Compagnie jetzt Bestellungen auf Eisenguß jeder Art übernimmt, und im Stande ist, solche schnell, vollkommen gut und billig auszuführen. Unser Werk ist mit den erforderlichen größten Werkzeugen und Kräften versehen, um zugleich die Gußstücke auf Verlangen zu bohren, zu drehen und zu planieren, zu welchem Zwecke wir unsere Gießerei hauptsächlich den resp. Maschinenbauwerkstätten zu empfehlen uns erlauben.“

Nach dem ersten erfolgreichen Abstich des Hochofens sollte das Eisenwerk feierlich geweiht werden. Am 22. Juni 1842 wurde ihr durch den Kreisdirektor Karl Constantin Freiherr von Künßberg (1785–1857) „mit allerhöchster Genehmigung“ des sächsischen Königs der Ehrenname Königin-Marienhütte verliehen. Der Planitzer Pastor Gotthold Benjamin Borsdorf (1801–1856) hielt die Weiherede, der sich „ein Festmahl und ein Tanz für die Arbeiter“ anschlossen.³⁸ Königin Maria, geborene Prinzessin von Bayern (1805–1877), war seit 1833 die zweite Gemahlin des sächsischen Königs Friedrich August II. (1797–1854). Am 22. Dezember 1842³⁹ erfolgte endlich auch die Bestätigung der Statuten der Aktiengesellschaft. Die sächsische Staatsregierung hatte sich dafür reichlich Zeit gelassen.

Am 5. Januar 1843 informierte das Bankhaus Schömburg, Weber & Co. die Vorstände darüber, dass trotz Kredit das Geld für 1843 nicht ausreichen würde. Bald war das geliehene Geld verbraucht und die Hütte arbeitete immer noch nicht rentabel. Nur einen verließ der Mut nicht: Heinrich von Arnim. Er konnte seine beiden Brüder davon überzeugen, „die Flucht nach vorn anzutreten“. Am 28. Oktober 1843 entwarf er einen „Vorschlag zur Betriebsführung des Bergbaus und der Königin-Marienhütte auf das laufende und die folgenden Jahre“. Darin heißt es in zusammengefasster Form:⁴⁰

1. Der kostenintensive Bergbau wird auf das Notwendigste eingeschränkt.



2. Die Versuche mit dem Hochofen werden fortgesetzt. Gelingt die Erzeugung von grauem Roheisen im Arnimofen, dann soll auch der zweite Hochofen angeblasen werden.
3. Die Gießerei muss alle Bestellungen aufarbeiten. Vom 1. November 1843 an soll sie möglichst keine Neubestellungen mehr annehmen und dann nur solche Arbeiten ausführen, die wenig Mühe machen und zu denen man eigenes Roheisen verwenden kann. Das selbst erzeugte Roheisen soll zu gut verkaufbaren Artikeln wie z. B. Herde, Öfen, Falzplatten und Roste gegossen werden.
4. Auch die Maschinenbauwerkstatt soll aufarbeiten und dann in verstärktem Maße für den Werkbau herangezogen werden.
5. Der Puddlings- und Schweißofenbetrieb erzeugte mit dem Roheisen der Eisenhütte ein ausgezeichnetes, gutes Stab- und Blecheisen. Dieser Betriebszweig sollte so schnell wie möglich weiter ausgebildet werden.
6. Die Hauptproduktion sollte im Walzwerk geleistet werden, das „die Seele des ganzen Werkes“ sei.

Zur Rettung der Königin-Marienhütte stellte Dr. Petschke am 10. November 1843 in seinen „Vertraulichen und unmaßgeblichen Mitteilungen“ seinen Plan vor. Danach sollten 274 Vorzugsaktien zu je 500 Taler ausgegeben werden, die Heinrich von Arnim erwerben konnte. Dafür bot man ihm den Direktorposten und den Verkauf von Steinkohle aus seinen eigenen Steinkohlenwerken an. Dr. Petschke konnte die drei Brüder von Arnim davon überzeugen, die Königin-Marienhütte zu pachten und die Verantwortung selbst zu übernehmen. Der am 24. November 1843 unterzeichnete Präliminarvertrag (Vorvertrag) einschließlich des Zusatzvertrages vom 4. Dezember 1843 wurde am 18. Juni 1844 in der 6. Generalversammlung rückwirkend bestätigt.⁴¹ Ab 1. Januar 1844 pachteten die drei Brüder Heinrich, Hans Carl und Henning von

Blick über die Zwickauer Mulde auf die Königin-Marienhütte, um 1856. Am linken Bildrand steht die hölzerne Muldebrücke, die im Jahr 1866 durch die eiserne Brücke ersetzt wurde.

© Städtische Museen Zwickau

37 Zwickauer Wochenblatt 1842, Nr. 27, S. 106.

38 Siebenter Bericht über das Wirken der Sächsischen Eisen-Compagnie im Jahre 1842, erstattet vom Directorio. Leipzig 1843.

39 Veröffentlicht am 27. Dezember 1839.

40 Vgl. Mühlberg 1938 (wie Anm. 31).

41 Gumprecht 1861 (wie Anm. 8), S. 33.

- 42 1 Karre entspricht 5 Dresdener Scheffel und wiegt durchschnittlich 8 Zentner.
- 43 1 Taler = 24 Groschen, 1 Groschen = 12 Pfennige, 1 Neugroschen = 10 Pfennige.
- 44 Beilage zur berg- und hüttenmännischen Zeitung, 2. Jahrgang, 25. Februar 1843.
- 45 Vgl. wikipedia.org/wiki/Maschinenhammer.
- 46 Vgl. Klapper 1987 (wie An. 36), S. 49.
- 47 Sächsisches Staatsarchiv, Archiv Chemnitz, Akte 30771, Bl. 37.
- 48 Hier wurde das Eisenerz mit gebranntem Kalk als Flussmittel versehen.
- 49 1 sächsischer Zentner = 51,4 kg, hier also 3084 t bis 4112 t/Jahr.
- 50 Louis Oeser: Album der Sächsischen Industrie, Neusalza 1856.
- 51 Wieck, Friedrich Georg: Die deutsche Industrie-Ausstellung in der Central-Halle zu Leipzig, Leipzig 1850.
- 52 Der Feierabend: Die Königin Marienhütte in Niedercainsdorf bei Zwickau, Jahrgang 1857, Heft 41.
- 53 Kunst- und Gewerbeblatt des Polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern, Band 28, München 1850.

Dampfhammer in der Königin-Marienhütte, Ausschnitt aus einer Postkarte, um 1900



Arnim von der Sächsischen Eisen-Compagnie die Königin-Marienhütte und nahmen sie ab 1. Januar 1844 für fünf Jahre in ihre Regie. Die inhaltlichen Schwerpunkte des Betriebspachtvertrages und seines Nachtrages bestanden in folgenden Bedingungen:

- Die Gebrüder von Arnim bauen die Hütte innerhalb von zwei Jahren (im Zusatzvertrag wurden drei Jahre vereinbart) nach den Plänen des Oberingenieurs Sulzberger vom 1. Oktober 1843 aus und setzen den Erzbergbau fort.
- Die Pacht für 1844 beträgt 5.000 Taler, von 1845 bis 1848 jeweils 16.000 Taler und ist an die Sächsische Eisen-Compagnie zu zahlen.
- Den Pächtern unterstehen der Erzbergbau, der Hüttenbetrieb, die Vorräte, Grund und Boden, die Sandgruben, die Einkünfte aus der Hüttenziegelei, der Hüttengasthof und die an Sulzberger vermieteten Gebäude.
- Die erforderliche Steinkohle wird von den Von Arnimschen Steinkohlenwerken gemäß Zusatzvertrag für den Preis von einem Taler und drei Neugroschen pro Karre⁴² geliefert.
- Die Gebrüder von Arnim bezahlen die Grundzinsen in Höhe von 1.281 Talern, 2 Neugroschen und 7 Pfennigen⁴³, die Steuern und die Feuerversicherung für das Werk.
- Das Bankhaus Schömberg, Weber & Co. aus Leipzig bleibt noch für sechs Jahre (bis 1850) Bevollmächtigter des Unternehmens.
- Die verauslagten Kosten der Herren von Arnim werden im Jahre 1848 mit Vorzugsaktien der Compagnie verrechnet. Im Zusatzvertrag wurde dieser Passus geändert. Statt der Vorzugsaktien werden die neuen Bauaktien mit vier Prozent verzinst.
- Es sind zwei Hochöfen zu betreiben.
- Sämtliche Hüttenbeamten treten in den Dienst der Gebrüder von Arnim.
- Die Gebrüder von Arnim dürfen nicht die Bezeichnung Sächsische Eisen-Compagnie, der die Gießerei, die Maschinenbauwerkstatt und die Ziegelei gehören, verwenden. Es wurde der Name Königin-Marienhütte Actiengesellschaft gewählt.

Stadtrat Friedrich Wilhelm Hering und Dr. Petschke traten nach der Unterzeichnung des Vertrages aus dem Direktorium aus.

Im Januar 1843 erregte die Königin-Marienhütte großes Aufsehen, als sie die ersten auf deutschem Boden installierten Dampfhammer in Betrieb nahm. Selbst in England gab es noch keine derartige Maschine. Dieser Maschinenhammer, dessen Hammerbär zusätzlich zur einwirkenden Gewichtskraft noch durch Dampf oder Druckluft über einen direkt mit dem Bär über eine Kolbenstange verbundenen Kolben beschleunigt wurde⁴⁴, verwendete man für schwere Schmiedearbeiten.⁴⁵ William Dornig hatte diese Hämmer nach einer Skizze des englischen Ingenieurs James Nasmyth (1808–1890) konstruiert und erbaut.⁴⁶ Im Juli 1843 wurde noch ein zweiter, kleinerer Dampfhammer in Betrieb genommen.

In der 1843 erschienenen Zeitschrift „Der Bergwerksfreund“ wurde über den Bau des ersten Dampfhammers Folgendes berichtet: „Herr J. Sulzberger (Ingenieur der Marienhütte), der in seiner neu errichteten Werkstatt bei Zwickau den Bau jener Dampfhammer zu Preisen von 1.000 bis 1.500 Thlr. für jeden Besteller übernimmt, spricht sich unter Anderem über dieselben so aus: Die sächsische Eisen-Compagnie in der Königin-Marienhütte hat den Dampfhammer seit mehreren Monaten mit bestem Erfolge in Betrieb gesetzt.“

Für das zweite Halbjahr 1844 und das erste Halbjahr 1845 konnten die neuen Pächter am 7. August eine erste, wenn auch kleine positive kaufmännische Bilanz ziehen.⁴⁷ Demnach belief sich der Gewinn im zweiten Halbjahr 1844 auf 119 Taler und im ersten Halbjahr 1845 auf 100 Taler.

Im Buch „Die Kreisstadt Zwickau und ihre Umgebungen“ aus dem Jahre 1847 wird die Königin-Marienhütte wie folgt beschrieben: „Die beiden Hohöfen, von welchen bis jetzt nur einer im Gang ist, werden durch ein Cylindergebläse mittels einer 50pferdekräftigen Dampfmaschine betrieben. An die Hohöfenhütte schließen sich die Gebäude der Gießerei mit 3 Kupolöfen, und hinter ersterer befinden sich auf der terrassirten Anhöhe die Maschinen- und Gebläsehäuser, das Möllerhaus⁴⁸ mit auf die Gicht führender bedeckter Eisenbahn und 30 Koks- und 2 Röstöfen nebst den Erz- und Kohlenräumen. Die neuerbaute Puddlingshütte wird enthalten 4 Puddlings- und 4 Schweißöfen, 2 Hämmer, die Walzwerke (10 Paar) für Bleche, Stab- und Feineisen, das Schneidezeug und 3 Scheeren, was Alles, mit Ausnahme eines (Dampf-)Hammers, durch ein Wasserrad getrieben wird. Ein anderes Gebäude enthält die Werkstätten, als eine Modelltischlerei, eine Schlosser- und Schmiedewerkstätte, welche durch ein Flügelgebläse versorgt wird, das, nebst den Eisendrehmaschinen, der Stanz-, Bohr- und Hobelmaschine und der Schleiferei, ebenfalls durch ein einziges Wasserrad in Bewegung gesetzt wird. Das Werk kann jährlich 60.000–80.000 Centner⁴⁹ Roheisen produzieren, zu dessen Verschmelzung Kokse benutzt werden.“

Die Geschäftsleitung des Unternehmens erkannte frühzeitig die Werbewirksamkeit von Gewerbe- und Industrieausstellungen. Die außerordentlichen Leistungen trugen der Königin-Marienhütte goldene und silberne Preise⁵⁰ ein, so beispielsweise auf der Leipziger Landesausstellung (1845, Silberne Preismedaille, Prämie für die Darstellung von Koksroheisen), auf der Großen Sächsischen Gewerbeausstellung in Dresden (1845), auf der Gewerbeausstellung Dresden (1846), auf der Altenburger Ausstellung (1848, Goldene Preismedaille für Eisenbahnschienen bester Qualität), wieder auf der Deutschen Industrieausstellung in der Centralhalle in Leipzig (Mai/Juni 1850, Goldene Preismedaille für vorzügliches Guss- und Walzeisen)⁵¹ und auf der Münchener Ausstellung (1854, Große Preismedaille für weitere Verbesserungen im Fache des Eisengewerbes)⁵². Im Commissionsbericht der Leipziger Ausstellung 1850⁵³

wurde die Königin-Marienhütte gelobt: „In Beziehung auf Schmiedeeisenfabrikation verdient ebenfalls die neu entstandene Marienhütte bei Zwickau als Musteretablisement dieser Art hingestellt zu werden. Sie ist im Maßstab der englischen Eisenhütten angelegt, hat alle Verbesserungen im Eisenhüttenwesen mit der größten Umsicht benützt und liefert Produkte, die an räumlicher Ausdehnung und guter Qualität den besten englischen Erzeugnissen gleichkommen. Dabei ist der Preis so äußerst nieder, daß eben diese Niedrigkeit der Preise bei der vortrefflichen Qualität des Eisens den Sachkenner in Staunen setzt. Es finden sich z. B. tadellose Schienen für die Sächsisch-Bayerische Eisenbahn von 30 Fuß Länge und am Gewicht nahe 5 Zentner. [...] Es dürfte für ausgedehnte Eisenhütten schwer seyn, in Hinsicht auf Qualität und Preis mit dieser Hütte zu konkurrieren; von unserem beschränkten Hüttenbetrieb in Bayern kann ohnedies nicht die Rede seyn.“

In der Folge zog sich die Königin-Marienhütte von derartigen Ausstellungen zurück. Schon im Jahre 1852, während der Industrie-Ausstellung Chemnitz, schrieb am 24. August 1852 die „Leipziger Zeitung“: [...] „das kräftig emporblühende Eisenwerk Marienhütte in Cainsdorf-Zwickau vermischen wir ungern. Man mag sich von der Beschickung durch die Erwägung zurückgehalten haben, dass sächsisches Eisen in Chemnitz bekannt genug sei.“ Allerdings wurde die Königin-Marienhütte im Jahre 1903 zur Deutschen Städteausstellung in Dresden wieder mit einer Goldenen Medaille ausgezeichnet.

Der Pachtvertrag zwischen den Brüdern von Arnim und der Sächsischen Eisen-Compagnie, der ursprünglich Ende des Jahres 1848 auslaufen sollte, wurde am 2. Juli 1847 schließlich bis Ende Juni 1851 verlängert. Das Direktorium der Sächsischen Eisen-Compagnie verlangte jedoch von den Pächtern, dass das Puddlings- und Walzwerk mit zwei Walzstraßen zur Herstellung von Eisenbahnschienen bis zum 1. Juli 1848 fertiggestellt werde und sich auch bewähre. Die Pachtsumme betrug 16.000 Taler im Jahr. Der Zahlungsrückstand der Familie von Arnim belief sich auf 17.454 Taler⁵⁴. Das war eine schwere Aufgabe, doch das Ziel wurde erreicht! Die Hauptproduktion in der Königin-Marienhütte wurde ab Mai 1848⁵⁵ im neubauten Puddel- und Walzwerk geleistet. Jetzt war die technologische Linie Roheisenproduktion, Stahlherstellung und Walzen geschlossen. Dieses Ergebnis war ein großer persönlicher Erfolg des Kammerherrn von Arnim.

In den deutschen Ländern wurden überall Eisenbahnstrecken gebaut. So war es auch nicht verwunderlich, dass noch vor der Inbetriebnahme des Walzwerkes von dem am 25. März 1848 in Dresden gegründeten liberalen Ministerium unter Führung von Karl Braun (1807–1868), dem als Innenminister der Zwickauer Stadtrat Martin Gotthard Oberländer (1801–1868) angehörte, ein Auftrag zur Lieferung von Eisenbahnschienen eintraf.⁵⁶ Die ersten Eisenbahnschienen wurden im Juni 1848 gewalzt



und für die Fortsetzung des Baus der Sächsisch-Bayerischen Eisenbahnstrecke verwendet.

Nach 1849 brachte eine allgemeine Konjunktur einen spürbaren Aufschwung der Wirtschaft. Das „Zwickauer Wochenblatt“ lobte im Jahre 1849⁵⁷: „Nur ein wahrhaft großes Etablissement, hervorgerufen durch den Patriotismus einiger Kapitalisten, hat sich nach langem schweren Kampfe durch den andauernden Muth eines seiner Interessenten zu einer festen Existenz emporgerungen: das Eisenwerk Marienhütte zu Kainsdorf.“

Ende des Jahres 1850 war für die Pächter und die Eigentümer der Königin-Marienhütte die Frage zu entscheiden, wie mit dem Unternehmen weiter zu verfahren sei. Kammerherr von Arnim lehnte einen weiteren Pachtvertrag für sich (u. a. wegen der unvorhersehbaren Beschlüsse der Aktionäre) und den Betrieb durch die Sächsische Eisen-Compagnie (wegen des zu erwartenden Bankrotts der Hütte) ab, plädierte aber für den Verkauf an einen kapitalkräftigen Investor. Die Ablehnung des Pachtvertrages begründete er am 8. Juni 1850 wie folgt: „Mit der niedrigen Pachtsumme von jetzt kann sich die Compagnie nicht begnügen, und eine höhere zu bewilligen ist zu gefährlich für uns, zumal bei den Schwankungen des Geschäfts und den politischen Zuständen.“

Zur Generalversammlung der Sächsischen Eisen-Compagnie am 25. Juli 1850 plädierte die Mehrheit der Aktionäre (86:32 Stimmen), gestützt auf ein Gutachten des Ingenieurs A. F. Richard, trotz aller Warnungen für den Betrieb durch die Sächsische Eisen-Compagnie. Dem Gutachten antworteten die Gebrüder von Arnim mit einem Gegengutachten. Daraufhin wandte sich das Direktorium an den Eigentümer der Dorotheenhütte Walter, den früheren Direktor der von Winklerschen Hüttenwerke in Oberschlesien. Er reichte am 6. November 1850 seine „Freimüthige Ansichten über das Eisenhütten-Etablissement der Königin-Marienhütte bei Zwickau im Königreich Sachsen“ ein und

Schiene aus der Königin-Marienhütte, 1898. Am Steg der von der Königin-Marienhütte gelieferten Schienen wurden Hersteller und Herstellungsjahr vermerkt.

54 9. Bericht über das Wirken der Sächsischen Eisen-Compagnie auf das Jahr 1848, S. 3.

55 Führer durch Zwickau und seine Umgebungen, Zwickau 1866, S. 86.

56 10. Bericht der Sächsischen Eisen-Compagnie auf das Jahr 1849, S. 4.

57 Zwickauer Wochenblatt 1849, Nr. 24, S. 164.

58 Directorialvorlage zur Generalversammlung für den 31. März 1851, verfasst am 9. März 1851, unterschrieben von Advokat Ludwig Müller, Vorsitzender, Alexander Anger und Schömberg, Weber & Co., Leipzig 1851.

schlug darin eine Erweiterung der Produktion vor. Den Selbstbetrieb der Sächsischen Eisencompagnie lehnte er jedoch ab, da dieser zum Bankrott führen würde. Am 20. Januar 1851 beantworteten die Gebrüder von Arnim die Gutachten in ihren „Propositionen“. Hier schlugen sie u. a. vor:

1. Am 1. Juli 1851 übernehmen die Gebrüder Heinrich und Henning von Arnim auf eigene Gefahr das Geschäft. Hans Carl von Arnim zu Kriebstein scheidet jedoch aus. Wer von den übrigen Aktionären noch am Werk teilhaben will, kann es als stiller Teilhaber tun.
2. Mit Letzteren wird ein Sozietätsvertrag (Gesellschaftsvertrag) abgeschlossen. Alle Aktionäre zahlen im Januar noch je Aktie einen Nachschuss von 50 Talern ein.
3. Wer kein Vertrauen hat, tritt aus. Die Aktionäre werden bis spätestens 1863 ausgezahlt.
4. Ein Selbstbetrieb kommt nur in Frage, „wenn ein Kapital von 300.000 Taler zum Betrieb, Fortbau und erweiterten Bergbau der Leitung zur Disposition gestellt wird.“

Das Direktorium verfasste eine ablehnende „Beleuchtung der von Arnimschen Propositionen“, die die Gebrüder von Arnim mit der „Entgegnung auf die Beleuchtung der von Arnimschen Propositionen“ beantworteten. Schließlich mischte sich der Berghauptmann Constantin von Beust mit seinem „Antwortschreiben der Weimarschen Aktionäre der Sächsischen Eisencompagnie an die Gebrüder von Arnim“ in den Streit ein. Dieses Schreiben änderte schließlich die Meinung der Aktionäre.

Die Von Arnimsche Berg- und Hüttenverwaltung zur Königin-Marienhütte (1851 bis 1873)

Am 7. März 1851 genehmigte das Sächsische Ministerium des Innern die mit dem geplanten Besitzerwechsel einhergehenden Statutenänderungen unter der Maßgabe, dass diese vor Inkrafttreten erst von den „Ministerii“ genehmigt werden müssten. Am 9. März sandte das Direktorium der Sächsischen Eisen-Compagnie an alle Aktionäre eine Directorialvorlage, um ihnen die bevorstehenden Ereignisse und den Ernst der Lage zu erläutern: „Was soll werden, da sich das Directorium jetzt selbst von der Idee des Selbstbetriebes losgesagt hat, wenn demungeachtet die Herren von Arnim sich nicht dazu bestimmt finden, oder sich nicht getrauen sollten, ihre Propositionen angemessen zu erhöhen? – Wir zögern nicht, es auszusprechen: Öffentliche Feilbietung des Werkes!“⁵⁸ Und in den Erläuterungen zur Directorialvorlage wurde wehmütvoll formuliert: „Auf der Tagesordnung steht: die Auflösung des Vereins, und indem es dem Directorio zur Pflicht gemacht worden ist, hierzu die Vorlagen zu unterbreiten, sieht sich dasselbe hierdurch in eine ähnliche Klage versetzt, in welcher der Vater sich befindet, der für den Tod seines mit Sorgen erzogenen Kindes das Messer leihen soll.

Wo sind all` die Aussichten und Hoffnungen hin, welche bei der Gründung des Vereines existirten und welche bis in die neueste Zeit, wenn auch inzwischen unter wechselnden Gestalten gepflegt und erhalten worden sind? Wo die glänzende Zukunft, in welcher die ersten sieben Directorialberichte sich ergangen? Wo die Freude, die sich dort überall bei jedem gethanen Schritte lebhaft ausgesprochen? Wo die Tröstungen, mit welchen selbst der 8. Bericht erfüllt war. Wo die Segnungen, welche sich hoffnungsreich an die noch im vorigen Jahr aufgestellten Calculaturen knüpften? – Das Directorium antwortet darauf: Sie alle sind noch vorhanden, nur dass deren Früchte nicht für die Compagnie reifen sollen!“

In den beigefügten Erläuterungen zur Directorialvorlage wurde einer der Hauptgründe für das schlechte Betriebsergebnis genannt: Zwischen 1843 und 1848 häufte der firmeneigene Erzbergbau die größten Schulden an – insgesamt 83.504 Taler!

Nach dem Schreiben des Sächsischen Ministeriums des Innern standen der Generalversammlung am 31. März 1851 in Leipzig, zu der insgesamt 212 Aktionäre mit 642 Aktien erschienen, keine Hindernisse mehr im Wege. In der erregten Diskussion schlug der Oberberghauptmann Friedrich Constantin von Beust die Auflösung der Compagnie, aber auch eine Erhöhung der Barzahlung auf die Aktien vor. Da die Aktionäre sich nicht in der Lage sahen, die 300.000 Taler für den Betrieb der Hütte und der Bergwerke bereitzustellen, stimmten sie mit 176 zu 34 Stimmen dem Vorschlag zu, der Auflösung der Sächsischen Eisen-Compagnie und dem Verkauf des Unternehmens an die Gebrüder von Arnim zuzustimmen. Die Generalversammlung erteilte dem Direktorium (Müller und Anger) und dem Ausschuss (Michelsen und Poppe) die Vollmacht, mit den Gebrüder von Arnim zu verhandeln. Am 16. April 1851 kamen die Verhandlungen zum Abschluss. Somit waren alle Modalitäten für die Auflösung der Sächsischen Eisen-Compagnie und zur Gründung der Von Arnimschen Berg- und Hüttenverwaltung zur Königin-Marienhütte erledigt.

Durch den Vertrag vom 4. Mai 1851 erwarben die Brüder Heinrich und Henning von Arnim mit 858 von 970 Anteilen (zu je 550 Taler) am 1. Juli 1851 die Aktienmehrheit und wurden somit Eigentümer der Königin-Marienhütte. 244 ihrer Aktien besaßen das Vorzugsrecht, bei einer Gewinnbeteiligung als erste vier Prozent Zinsen zu erhalten. 112 Aktien gehörten stillen Teilhabern, die bis zum 31. Mai 50 Taler pro Aktie an den Kammerherrn von Arnim nachzuzahlen hatten und die bis 1865 nicht aus dem Geschäft austreten konnten. Aktionäre, die sofort ihre Aktien an die Brüder von Arnim zurückgeben wollten, erhielten nur noch 55 Prozent ihres Nominalwertes ausgezahlt. Mit diesen Maßnahmen wollten die Gesellschafter die finanziell angeschlagene Königin-Marienhütte retten. Ab 1. Juli 1851 hieß das Unternehmen Von Arnimsche Berg- und Hüttenverwaltung zur Königin-Marienhütte. Zugleich löste sich die Sächsische Eisen-Compagnie auf. „Das gesammte Eigenthum

derselben an Grundstücken, Hütten, Gruben, Kuxen, Gebäuden, Maschinen, Vorräthen, Inventarstücken, baarer Kasse, Außenständen u. s. w. nichts davon ausgenommen“, wurde an die Brüder von Arnim „unwiderruflich“ abgetreten.⁵⁹

Zunächst konnte die Situation der Von Arnimsche Berg- und Hüttenverwaltung zur Königin-Marienhütte nicht als günstig bezeichnet werden. So mussten die Steinkohlelieferungen aus den Von Arnimschen Steinkohlenwerken bis Anfang der 1860er Jahre gestundet werden. Erst im Jahre 1862 zahlte die Königin-Marienhütte 100.868 Taler Kohleschuld zurück.⁶⁰ Außerdem waren von den 100.000 Talern Anleihe des Bankhauses Elkan noch 70.000 Taler zurückzuzahlen.

Im Jahre 1853 entschlossen sich die Brüder von Arnim, in der Königin-Marienhütte Konstruktionsteile für stählerne Brücken herzustellen. Diese Einzelteile wurden auf den Baustellen zu Brücken montiert. In den nächsten dreißig Jahren entstanden über eintausend eiserne Brücken – durchschnittlich 33 pro Jahr, vor allem beim Bau neuer Eisenbahnstrecken. Die am 15. November 1883 eingeweihte König-Albert-Straßenbrücke in Trebsen war die tausendste, die am 15. Juli 1893 dem Verkehr übergebene König-Albert-Straßenbrücke („Blaues Wunder“) in Dresden war die 1.500. Brücke des Cainsdorfer Unternehmens.

Am 9. Oktober 1855 durchlief eine traurige Nachricht, sofort von Mund weiter gegeben, das Werk: Der hochgeachtete Kammerherr Heinrich von Arnim war an Wassersucht gestorben! Drei Tage später wurde Heinrich beerdigt. Mehrere hundert Menschen gaben ihm die letzte Ehre. Sein Grab liegt zwischen den Gräbern seiner beiden Ehefrauen auf dem Friedhof neben dem Schloss Planitz.

Das Dahinscheiden Heinrich von Arnims war für alle ein fast unersetzlicher Verlust, denn seiner 17 Jahre währenden Initiative, seinem Ideenreichtum, seinem Mut und seiner Tatkraft waren die Gründung des Eisenwerkes und dessen wirtschaftliche Rettung zu verdanken.

Der Verlust stellte seine Gemahlin, Isolda von Arnim, geborene Gräfin zur Lippe-Weißenfeld (1821–1880), vor eine große Aufgabe, die sie in der Zukunft meisterhaft bewältigen sollte. Gemeinsam mit Henning als Vormund für ihre unmündigen Kinder Alexander Joseph Karl Bernhard (1848–1909) und Achim Arno von Arnim (1851–1919) auf Planitz führte sie die Von Arnimsche Berg- und Hüttenverwaltung fort. Die Nachwelt rühmte die Frau: „Mit reichen Geistesgaben ausgestattet und gestützt auf einen gediegenen, ihr völlig ergebenen Beamten- und Arbeiterstand, wirkte sie zum Segen aller Beteiligten an der Entwicklung des Werkes rüstig fort.“⁶¹ Und an anderer Stelle⁶²: „Aber gerade die hinterlassene Witwe Isolda von Arnim [...] hat es verstanden, das Lebenswerk ihres verstorbenen Gemahls mit seltener Umsicht zum Segen der hiesigen Gegend fortzusetzen. Wie eine sorgende, liebende Mutter stand die edle Frau zu ihren Beamten und Arbeitern, deren es auf den Schächten und in der Hütte über 2.000 gab.“



In der Königin-Marienhütte standen ihr tüchtige Männer wie der Oberhüttenmeister und Generalbevollmächtigte August Friedrich Schildbach, der Hüttenmeister und spätere Technische Direktor (ab 1865) Alexander Rühle von Lilienstern und der Bergfaktor Ernst Julius Richter zur Seite. Am 1. Dezember 1855 wurde noch Carl Anton Schiffner (1833–1914) als Hüttenchemiker eingestellt, welcher an der Bergakademie Freiberg studiert hatte. Die Königin-Marienhütte avancierte zum modernsten und leistungsfähigsten Eisenhüttenwerk Sachsens und nahm sogar in Deutschland einen Spitzenplatz ein. Was seit der Führung des Werkes durch die Herren von Arnim bzw. durch Isolda von Arnim für eine Produktionsentwicklung eintrat, zeigt folgende Tabelle⁶³:

Jahr	Roheisen (t)	Stabeisen/Schienen (t)	Gusswaren (t)
1844	359,6	-	370,8
1845	884,2	-	427,5
1850	1.685,1	2.527,4	590,0
1855	4.423,1	9.999,8	1.496,2
1858	5.861,8	13.326,4	2.537,6
1860	11.263,2	11.948,3	1.688,9

Im Geschäftsjahr 1855/56 erzielte die Hütte zum Beispiel einen Reingewinn von 151.271 Talern, 9 Neugroschen und 4 Pfennigen.

Für die noch vom Kammerherrn von Arnim geplanten beiden neuen Hochöfen wurden 1856 die Grundsteine gelegt. Der Hüttenchemiker Carl Anton Schiffner und der Hütteningenieur Julius Bruno Erhardt (1836–1897, ab 1. Dezember 1857 Beamter und Schichtmeister des Unternehmens) waren ab Oktober 1858 für den Hochofenbetrieb verantwortlich. Der dritte Hochofen wurde im Oktober 1858, der vierte im Februar 1859 angeblasen. Sie ersetzen wahrscheinlich Ende 1862 den Isoldaofen,⁶⁴ während der Arnimofen 1864 außer Betrieb genommen wurde. 1870 fand erstmals keine Hochofenkampagne mehr statt, obwohl man

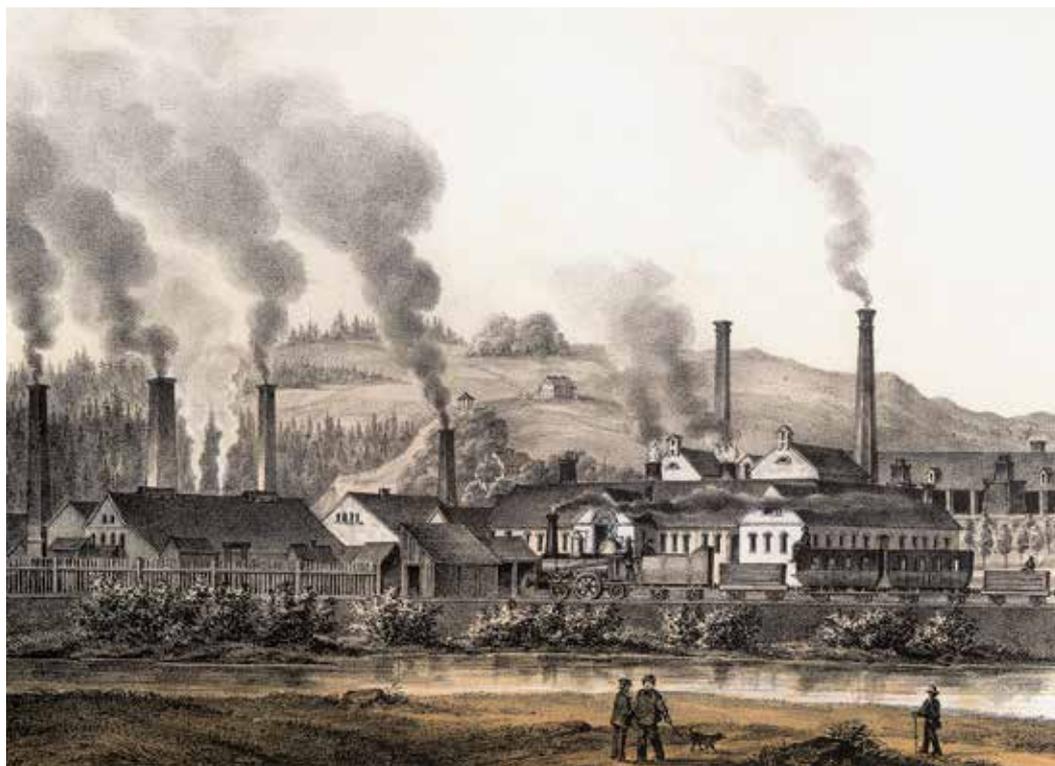
Eintrittskarte anlässlich der Feier am 14. Oktober 1883 im Gasthof Cainsdorf zum Bau der 1.000. Eisenbrücke der Königin-Marienhütte

⁵⁹ Alles in: Mittheilung an die Actionäre der Sächs. Eisen-Compagnie über die Abtretung des Gesellschaftseigentums an die Herren Gebrüder von Arnim und die damit verbundene Auflösung der Eisen-Compagnie, Leipzig 1851.

⁶⁰ 100 Jahre Königin-Marienhütte, in: Halden-Heimat, Nr. 12/1938.

⁶¹ Bunte Bilder aus dem Sachsenlande, Band II, Dresden 1894, S. 385.

Königin-Marienhütte Cainsdorf mit Eisenbahnzug von Zwickau nach Schwarzenberg, um 1858
 Aus: Louis Oeser: Album der sächsischen Industrie, Neusalza 1856



- 62 Georg Buchwald (Hrsg.): Neue Sächsische Kirchengalerie. Die Ephorie Zwickau, Leipzig 1902, Sp. 181/182.
- 63 Zwickauer Tageblatt und Anzeiger: Die Königin-Marienhütte, 3. September 1864.
- 64 Königin-Marienhütte in Cainsdorf bei Zwickau, in: Jahres-Bericht der Handels- und Gewerbekammer Chemnitz, Chemnitz 1863.
- 65 Vgl. Mühlberg 1938 (wie Anm. 31).
- 66 Vgl. Mühlberg 1938 (wie Anm. 31).

glauben könnte, dass sich der Eisenbedarf durch die Kriege um die Reichseinigung (1864, 1866, 1870/71) erhöht hätte. Zu den Hochöfen gesellten sich die Gießerei, die Maschinenbauwerkstatt, das Walzwerk mit 44 Öfen und zwei Walzsträngen (mit neun Walzpaaren und drei Dampfhammern), die Kokerei, die Ziegelei, die Emaillierhütte und zwölf Dampfmaschinen (mit insgesamt 550 PS).

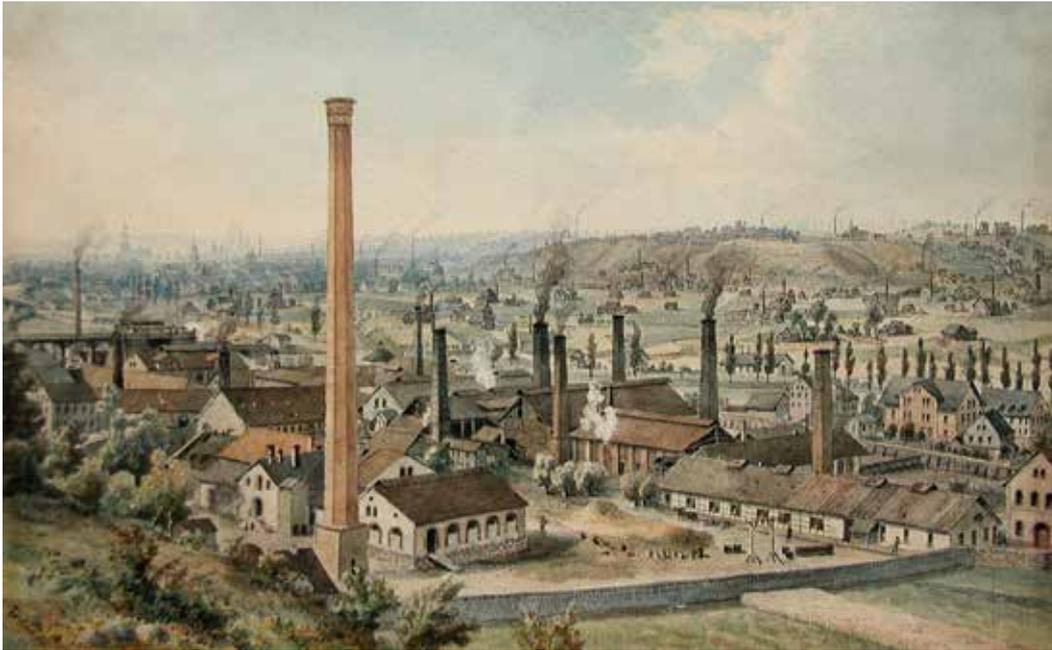
Drei Lokomotiven der betriebseigenen Eisenbahn vor einem Hochofen (hinten), um 1898
 © Museum für Stadt- und Kulturgeschichte Zwickau



Am 13. März 1864 weilte der Oberberghauptmann Freiherr von Beust in der Königin-Marienhütte, um im Beratungszimmer der Hüttenleitung das Bessemerverfahren zu erläutern.⁶⁵ Die Eigentümer und die technische Leitung des Unternehmens beschäf-

tigten sich nämlich mit dem Gedanken, das vom britischen Ingenieur Henry Bessemer (1813–1898) im Jahre 1855 erfundene Verfahren, mit der Bessemerbirne Stahl günstig in Massenproduktion herzustellen, in der Königin-Marienhütte einzuführen. Aus diesem Grunde reisten vier Männer im Jahre 1864 nach Neuberg an der Mürz (Steiermark), um sich im dortigen Stahlwerk den Bessemerprozess mit dem Windfrischverfahren anzuschauen. Am 15. Oktober meldeten sich der Hüttenmeister Alexander Rühle von Lilienstern, der Hüttenmeisterassistent Julius Bruno Erhardt, der Maschinenmeister Karl Theodor Teichmann und der Ingenieur A. Böhme auf ihrer Reise im „Österreichischen Hof“ in Wien an, wie die „Wiener Zeitung“ zu berichten wusste. Im Jahr 1865 stellten Monteure unter Bruno Erhardts Leitung in der Königin-Marienhütte die erste Bessemerbirne Sachsens auf. Die „Klagenfurter Zeitung“ meldete am 26. Februar 1865, die Eisenhütte zu Heft in Kärnten habe die Königin-Marienhütte mit den notwendigen Anlagen versorgt. Alexander Rühle von Lilienstern berichtete Henning von Arnim am 1. September 1866 glücklich:⁶⁶ „Gestern ist man endlich zur ersten Charge in der Bessemerhütte gekommen. [...] Mit gutem Gewissen glaube ich, die erste Bessemer-Charge auf der Königin-Marienhütte als solche für gelungen ansehen und bezeichnen zu können.“ Der Sohn des Generaldirektors, Alfred Heinrich Alexander Rühle von Lilienstein (1845–1910), ab 1864 Student an der Bergakademie Freiberg, wurde nach einem Auslandsaufenthalt als Leiter des Bessemerwerkes eingestellt. Er erfand eine neue Art des Bodens der Bessemerbirne, die er sich patentieren ließ.

Eine große Ehre war für die Eigentümer und Mitarbeiter der Königin-Marienhütte am 27. Juli 1867,



Königin-Marienhütte Cainsdorf, Tafelmalerei von Friedrich Wilhelm Tretau, um 1866. Im Hintergrund das Bockwaer Kohlefeld mit der Bockwaer Kohlebahn, links die Brücke mit den Zuführungsgleisen für die beiden Hochöfen.

© Kunstsammlungen Zwickau

dass König Johann I. von Sachsen (1801–1873) das Werk besuchte und sich auch über das Bessemerverfahren informierte. Das bisherige Puddelverfahren wurde im Jahre 1866 das letzte Mal angewendet. Es war nicht der erste Königsbesuch: Schon am 28. August 1855 hatte König Johann die Königin-Marienhütte besucht.

Ausgerechnet im Jahr 1865, einem Jahr wichtiger technischer Umstrukturierungen, verstarb am 22. Oktober der Generalbevollmächtigte und Oberhüttenmeister Friedrich August Schildbach. Das war ein schwerer Schlag. Die Funktion des Generalbevollmächtigten wurde am 27. Oktober 1865 abgeschafft. Dafür wurden Alexander Rühle von Lilienstern als Technischer Direktor und Friedrich Adolf Schäfer als Kaufmännischer Direktor eingesetzt.

Friedrich Wilhelm Alexander Rühle von Lilienstern wurde am 16. Januar 1815 in Meiningen geboren. Er studierte zunächst in Jena, ab 1835 in Freiberg. Wahrscheinlich 1841 oder Anfang 1842 war er als Hütten-Ingenieur in der Königin-Marienhütte eingestellt worden. Von 1865 bis 1873 füllte er die Funktion eines Technischen Direktors aus. Im Jahre 1874 schied er als Generaldirektor freiwillig aus der Königin-Marienhütte aus. Für seine Verdienste wurde er vom sächsischen König Albert mit dem Albrechtsorden - Ritterkreuz erster Klasse, geehrt. Alexander Rühle von Lilienstern starb im Jahre 1890 in Pirna.⁶⁷

In den 1860er Jahren stand die Königin-Marienhütte in der Blüte ihrer Existenz. Einen interessanten Einblick in das Innere des Unternehmens gibt das Protokoll zur Inventur am 1. Juli 1864. Für das Unternehmen wurde ein Gesamtwert von 3.008.351 Talern errechnet. Die Produktion des Geschäftsjahres 1. Juli 1863 bis 30. Juni 1864 umfasste 23.750 Tonnen Koks, 15.750 Tonnen Roheisen, 1.815 Tonnen Gusswaren und 14.400 Tonnen Walzeisen und Eisenbahnschienen. Die Maschinenbauanstalt mit dem angeschlossenen Brücken-

bau erzeugte Waren (z. B. Bergbaumaschinen, Fördergerüste, Brücken) im Wert von 85.000 Talern, die Ziegelei im Wert von 22.000 Talern.

Henning von Arnim stand seiner Schwägerin Isolda von Arnim stets mit Rat und Tat zur Seite. Im Jahre 1865 übergab er der Hüttenleitung eine Denkschrift, die auf einige schwerwiegende Probleme hinwies. Arnim forderte vor allem mehr Verantwortung des Einzelnen und dafür die entsprechende Zusatzentlohnung. Er unterstützte seine Schwägerin auch auf andere Art und Weise. In der Vergangenheit hatte Isolda von Arnim gegenüber Henning vertraulich geäußert, dass „dieses Werk wohl den Wohlstand unserer Familie noch vernichten werde. Wir wollen es verkaufen, bevor es zu spät ist.“ In seiner Antwort stimmte er ihr grundsätzlich zu, „aber es gelte durchzuhalten, bis die Eisenpreise so steigen würden, dass sich Interessenten von selbst finden.“ Selbst der Versuch des bestellten Kommissars Bernhard von Bose aus Dresden, im Jahre 1863 in London die Königin-Marienhütte zu veräußern, schlug fehl. Aber das Warten sollte sich lohnen. In den sogenannten Gründerjahren 1872/73 setzte im Deutschen Reich ein Boom auf der Grundlage der französischen Reparationszahlungen ein. Zahlreiche Aktiengesellschaften wurden auf spekulativer Basis gegründet. Jetzt war für die Familie von Arnim der günstige Zeitpunkt da, die Königin-Marienhütte zu verkaufen.

Im Jahre 1873 war die Königin-Marienhütte das wohl bedeutendste, leistungsfähigste und modernste Eisenwerk Sachsens, in dem über 1.700 Arbeiter beschäftigt waren. Die Auftragslage war sehr gut, da überall der Ausbau des Eisenbahnnetzes Vorrang hatte. Wie gut sich das Werk präsentierte, zeigen die Verkaufszahlen. Im Jahre 1850 wurden noch Waren im Wert von 861.000 Mark veräußert. Der Erlös für die verkauften Produkte stieg von 3,985 Millionen Mark (1865) über 7,265



Isolda von Arnim, geborene Gräfin zur Lippe-Weißenfeld, um 1850

⁶⁷ Carl Wilhelm Anton Schifferner: Aus dem Leben alter Freiburger Bergstudenten, Bd. 1, Freiberg 1935, S. 218.

68 1 Quadratrute = 17,387 Quadratmeter, also sind es etwa 20 Quadratkilometer.

69 Zwickauer Tageblatt und Anzeiger vom 23. Januar 1873.

70 <http://www.deutsche-biographie.de/sfz15146.html>.

71 Sächsisches Staatsarchiv, Archiv Chemnitz, Akte 30771, Bl. 34 und 41.

Millionen Mark (1870) auf 11,403 Millionen Mark (1873). Als Interessent für den Kauf des Werkes bewarb sich die Continental-Eisenbahn-Gesellschaft mit Sitz in Berlin.

Der Verkauf des Eisenwerkes

Das Augenmerk dieser Gesellschaft war wegen des Eisenbahnbaus mit dem Bedarf an Schienen, Weichen, Brücken usw. auf die Königin-Marienhütte gerichtet: „Das Werk, welches vielleicht als Eisen- und Hüttenwerk den 5. Rang unter derartigen Etablissements in Deutschland einnimmt, [...] umfasst jetzt einen Gebäude-Komplex von circa 46–48 Häusern, welche einen Flächenraum von circa 11.000–12.000 Quadratruthen⁶⁸ einnehmen.“⁶⁹

Dem Aufsichtsrat der Deutschen Reichs- und Continental-Eisenbahnbau-Gesellschaft gehörten namhafte Industrielle wie der Geheime Kommerzienrat Gerson von Bleichröder (1822–1893) an, einer der reichsten Männer Deutschlands. Er war Hofbankier der Hohenzollern, besaß ausgezeichnete Verbindungen zum Bankhaus Rothschild, war Finanzberater bei der Verteilung der 5 Mio. Goldfrancs Reparationen und Vertrauensmann Otto von Bismarcks (1815–1898). Der Bankier wurde für seine Verdienste am 8. März 1872 auf mündlichen Antrag Bismarcks von Kaiser Wilhelm I. (1797–1888) als erster Jude in Preußen in den erblichen Adelsstand erhoben.⁷⁰

Am 30. Juni 1872 konnte der Vertrag zwischen der Deutschen Reichs- und Continental-Eisenbahn-Gesellschaft und der Familie von Arnim, vertreten durch Alexander Karl Leonhard von Arnim, Arno Achim von Arnim und Henning von Arnim, unterzeichnet werden. Die Königin-Marienhütte wurde per 31. Dezember 1872 verkauft. Das Grundkapital der neuen Gesellschaft bestand aus zehn Millionen Talern (50.000 Aktien zu je 200 Talern). Der Technische Direktor Alexander Rühle von Lilienstern wurde zum Generaldirektor ernannt.

Der Wert des Eisenwerkes und der 74 Eisenerzgruben belief sich auf 2.500.000 Taler, der der Vorräte auf 1.100.000 Taler, zusammen also auf 3.600.000

Taler. Dem gegenüber standen Forderungen der Familie von Arnim in Planitz in Höhe von 748.853 Talern, des Henning von Arnim aus Crossen in Höhe von 729.718 Talern, 12 Groschen und 9 Pfennigen sowie von „Fremden“ in Höhe von 402.305 Talern und 19 Groschen, was eine Summe von 1.880.877 Talern ergab. Der Verkauf des Werkes abzüglich der Forderungen erbrachte letztlich 1.719.124 Taler.⁷¹ Außerdem liefen fünf Prozent Zinsen in Höhe von 37.500 Talern auf, so dass der Familie von Arnim auf Planitz außer ihren Forderungen insgesamt noch weitere 1.756.622 Taler zustanden.

Am 5. Oktober 1873 beschäftigte sich das „Zwickauer Tageblatt und Anzeiger“ mit der Königin-Marienhütte. „Das Etablissement umfasst jetzt:

- die Coakserie mit 54 Öfen, mechanischer Kohlenwäsche und 25pferdiger Dampfmaschine,
- 3 Hochöfen mit 3 zusammen 340pferdigen Gebläse-Dampfmaschinen,
- die Gießerei mit 4 Cupolöfen, 1 Flammenofen, einer 20pferdigen Gebläse-Dampfmaschine, Tischler-, Schlosser und Putzerwerkstätten, 1 Emallirhütte,
- das Schienen- und Stabeisen-Walzwerk mit 4 Walzenstraßen, 3 zusammen 270pferdigen Dampfmaschinen und einem 30pferdigen Wasserrad, 8 Schweiß-, 38 Puddel- und 1 Gas-Regeneratoröfen,
- das Feineisen-Walzwerk mit 25pferdiger Dampfmaschine und 3 Schweißöfen,
- die Bessemerstahl-Anlage mit Convertern, 3 Cupolöfen und einer 200pferdigen gekuppelten Gebläsemaschine, wozu im August 1871 noch eine zweite Hütte mit 2 Convertern, 2 Cupol-Öfen und einer 400pferdigen Gebläsemaschine gekommen ist,
- die Maschinenwerkstatt mit 1 Montirgebäude für eiserne Brücken und Schmiedewerkstatt mit 16 Feuern,
- die Chamotteziegelei mit 2 Trockengewölben, 2 Brennöfen, einer 12pferdigen Dampfmaschine und 1 Thonmühle,
- die Gasanstalt mit 4 Gasöfen, 14 Retorten, 2 Gasometern und einer 2pferdigen Dampfmaschine und
- Eisensteigruben in Sachsen, Reuß, Bayern und Preußen.“

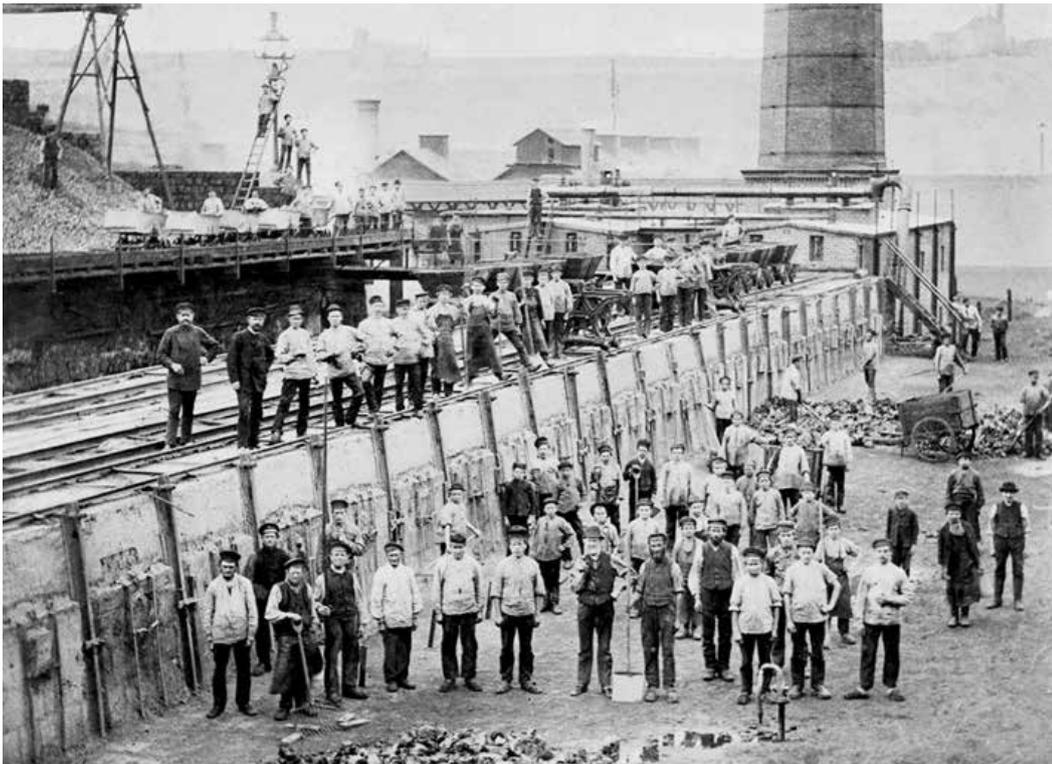
Es waren eigentlich gute Bedingungen für die Entwicklung der Gesellschaft gegeben. Den Aktionären und dem leitenden Personal der Gesellschaft war der maximale Gewinn oberstes Prinzip.

Entwicklung der Königin-Marienhütte bis zum Ende

Am 31. Januar 1877 erlosch die Deutsche Reichs- und Continental-Eisenbahnbau-Gesellschaft. Diese Gesellschaft scheint nur gegründet worden zu sein, um einige wenige Männer noch reicher zu machen. Die Aktionäre wollten nun, um etwas zu retten, das Unternehmen in die Königin-Marienhütte AG umwandeln. Dabei verminderte sich jedoch wegen der Schulden das Aktienkapital von zehn auf sechs Millionen Mark.

Königin-Marienhütte Cainsdorf von Norden, 1878. Links verläuft neben der Zwickauer Mulde die Fernstraße Zwickau–Schneeberg.





Kokerei der Königin-Marienhütte Cainsdorf

72 Sächsisches Staatsarchiv, Archiv Chemnitz, Akte 30771, Bl. 102.

Die Generalversammlung der Aktionäre billigte am 13. Dezember 1877 die Verselbständigung der Königin-Marienhütte AG mit Sitz in Cainsdorf. Am 8. Januar 1878 erfolgte die Eintragung dieses Unternehmens in das Gewerberegister. Das Königliche Gerichtsamt Zwickau bestätigte den Vertrag am 22. August 1878 rechtskräftig.⁷²

Am 8. August 1898 nahm das König-Albert-Werk der bayerischen Eisenwerksgesellschaft Maximilianshütte in Sulzbach-Rosenberg (Oberpfalz) in Lichtentanne bei Zwickau den Betrieb auf. Ein Konkurrent war da! Diese Situation veranlasste beide Direktoren, Verhandlungen aufzunehmen. Das Resultat war, dass die Königin-Marienhütte auf die Produktion großer Walzwerksfabrikate verzichtete und dafür von der Maxhütte eine Entschädigungen von mehr als einer halben Million Mark bezog. Hintergrund dieser Vereinbarung war die Forderung der Königlich Sächsischen Staatseisenbahnen, schwere statt leichte Vignolschienen zu liefern, die die Königin-Marienhütte wegen der erforderlichen Umrüstung des Walzwerkes und den dafür erforderlichen finanziellen Mitteln nicht erfüllen konnte. So brach dem Unternehmen mit der Produktion von Eisenbahnschienen ein wichtiger, wenn nicht gar der wichtigste Produktionszweig weg. Im November 1901 wurde deshalb in der Königin-Marienhütte auch der Betrieb des letzten Hochofens in Sachsen eingestellt.

Am 30. August 1916 beschloss die Hauptversammlung der Sächsischen Gußstahl-Werke Döhlen AG die Übernahme der Königin-Marienhütte Cainsdorf AG, was am 12. Dezember 1916 auch eintrat. Die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in der Nachkriegszeit veranlassten die Eigentümer, das veraltete Eisenwerk in Cainsdorf zu

schließen. Im Januar 1931 wurden die Abbrucharbeiten für große Teile der Königin-Marienhütte beendet. Als einzige Abteilung verblieb nur noch der Weichenbau.

Im Jahre 1939 übernahm die zum Flick-Konzern gehörende Mitteldeutsche Stahlwerke AG die Aktienmehrheit der Sächsischen Gußstahl-Werke Döhlen AG. Im Jahre 1944 konnte im Weichenbau ein Umsatz in Höhe von 3,031 Mio. Reichsmark erzielt werden, den 170 Deutsche und 360 Kriegsgefangene erarbeiteten. Nach der im Mai/Juni 1945 durchgeführten Inventur und den Reparaturarbeiten konnte Ende Juli wieder die Produktion beginnen. Das enteignete und in Volkseigentum überführte Werk nannte sich ab 1946 Marienhütte Cainsdorf, Zweigbetrieb der Industrieverwaltung 12. Am 1. August 1949 etablierte sich ein Werk der SAG Wismut auf dem Hüttengelände. Es hieß Wismut-SAG, Objekt 34, Werk 536 Cainsdorf. 1954 bekam dieser Betrieb übrigens den Namen Werk 536 der SDAG Wismut, Betrieb für Bergbau- und Aufbereitungsanlagen Cainsdorf (BAC). Am 3. Oktober 1990 gingen die Anteile der SDAG Wismut in das Eigentum der Bundesrepublik Deutschland über und ein Regierungsabkommen beendete am 15. Mai 1991 die Existenz der SDAG Wismut. Auf dem Werksgelände etablierten sich verschiedene Firmen.

Am 1. Januar 2006 kaufte Stefan Bauer (1961–2018) von der Sächsischen Anlagen- und Maschinengesellschaft mit beschränkter Haftung (SAM) fast die gesamte Fläche der ehemaligen Königin-Marienhütte. Nach dem viel zu frühen Tod von Stefan Bauer setzen seine Söhne Thomas und Paul Bauer sein Werk fort. Nur noch wenige steinerne Zeitzeugen erinnern an die erfolgreichen Zeiten im 19. Jahrhundert.

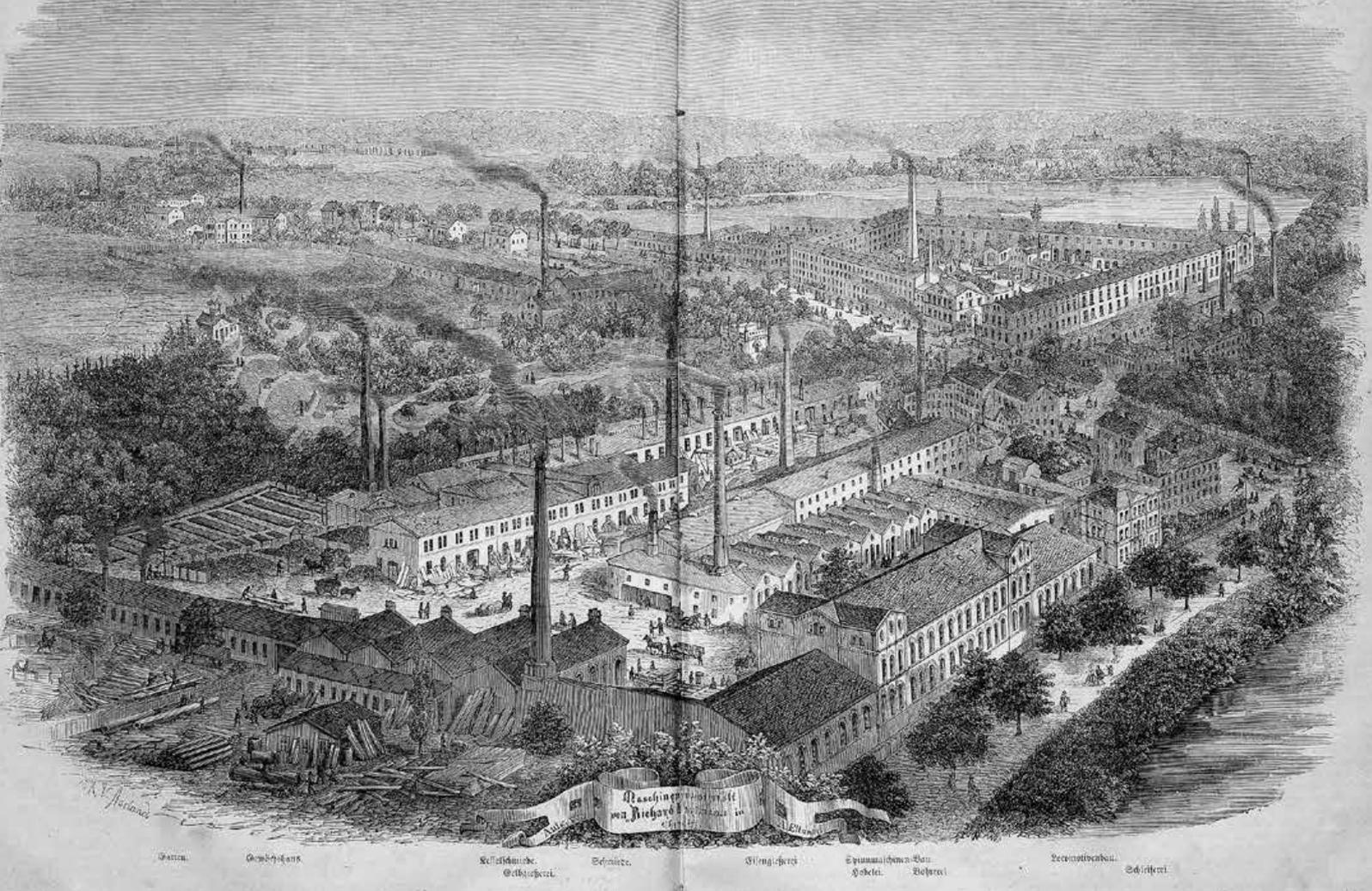


Zum Weiterlesen:

Norbert Peschke: Geschichte der Königin-Marienhütte und anderer Eisenwerke Zwickaus, Zwickau 2019, 360 Seiten, zahlreiche, z. T. vierfarbige Abbildungen, 35,00 Euro
Bezugshinweis: Bestellungen sind an den Autoren zu richten, Tel. 0375/676041, Adresse siehe unten

Autor

Dipl.-Ing. Norbert Peschke
Zwickau



Chemnitz – die Industriestadt in Sachsen

Ein Abriss zur Industrie- und Wirtschaftsgeschichte

Wolfgang Uhlmann

Maschinenanstalt von Richard Hartmann in Chemnitz, 1866

Gemessen an anderen sächsischen Städten verfügt Chemnitz nur über wenige Kulturgüter von nationaler Bedeutung. Die Stadt wurde und wird zu meist mit ihrer Industrie verbunden, erlangte sie doch damit nationale und internationale Bedeutung und Bekanntheit. Betriebe der Stadt lieferten ihre Erzeugnisse in viele Länder der Welt: Möbelstoffe, Strümpfe und Handschuhe, Maschinen und Anlagen, Lokomotiven, Fahrräder und Kraftfahrzeuge und vieles anderes. Deshalb im Folgendem ein Überblick über die gewerblichen und industriellen Traditionen der Stadt Chemnitz von den Anfängen bis in die unmittelbare Gegenwart.

Chemnitzer Gewerbelandschaft bis 1765

Begonnen hatte alles im 12. Jahrhundert. 1143 bestätigte König Konrad III. dem Chemnitzer Be-

nediktinerkloster die von Kaiser Lothar III. verliehenen Rechte, Besitz im Umkreis von zwei Meilen, und erlaubte den Mönchen, einen königlichen reichsoffenen Markt („forum publicum“) an der Chemnitz abzuhalten. In dieser Urkunde wird erstmals der Name Chemnitz erwähnt, deshalb beging die Stadt 2018 das Jubiläum ihres 875-jährigen Bestehens. Wann und wie oft der Markt abgehalten wurde, bleibt im Dunkeln, dazu konnten keine Quellen erschlossen werden.

In der nun entstehenden Stadt siedelten sich zunächst Handwerker an, die die Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigten: Bäcker, Fleischer, Schuster. Einen besonderen Aufschwung nahmen die Zeug- und Leineweber. Das führte letztlich dazu, dass Chemnitz zum Zentrum des Leinenbleichens wurde. 1357 erteilten die Meißner Markgrafen Friedrich und Balthasar vier Bürgern, „Nykel Manhoupt mu-

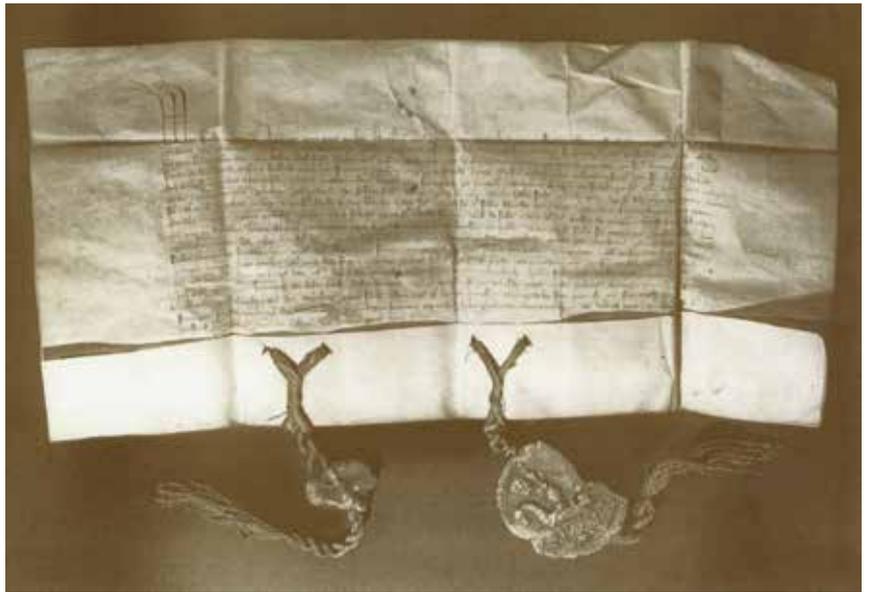
- 1 Stadtarchiv Chemnitz (folgend StadtA Chemnitz), Urkundenbuch Chemnitz, Nr. 23.
- 2 StadtA Chemnitz, V II 1-75.
- 3 Wolfgang Uhlmann: Chemnitzer Unternehmer während der Frühindustrialisierung 1800 – 1871, Beucha 2010.

entzmeister zscu Friberg, Nykele Schultheissin zsu Myteweide, Mathis Maltzmeister burger zsc Kempnitz unde Hentzel Randecken burger zsu Friberg“¹, das Privileg am Chemnitzfluss eine Landesbleiche für Leinwand anzulegen. Damit war verbunden, dass alle im Umkreis von zehn Meilen gewebte Leinwand nach Chemnitz gebracht und den hiesigen Händlern zum Kauf angeboten werden musste. Das sicherte Chemnitz eine herausragende Stellung im Lande. Jedoch versuchten auch andere Orte wie Penig und Rochlitz die Chemnitzer Monopolstellung zu unterlaufen, indem sie eigene Bleichen anlegten, die von den Chemnitzern verächtlich als „Winkelbleichen“ bezeichnet wurden. Auf die Dauer konnte dieses Verbot jedoch nicht aufrecht erhalten bleiben, weitere Bleichen entstanden im Lande.

Der aufstrebende Bergbau im Erzgebirge hatte Auswirkungen bis nach Chemnitz. 1471 ließen der Chemnitzer Ratsherr Nickel Thiele und der aus Nürnberg stammende Kaufmann Ulrich Schütz in Chemnitz eine Kupfersaigerhütte errichten. Das Saigerverfahren ermöglichte die Trennung des Kupfers vom Silber. Sechs Jahre später, am 2. September 1477, erhielten Ulrich Schütz und seine Gesellschafter die Erlaubnis zur Anlage und Betrieb eines Kupferhammers.

Chemnitz wird zum Zentrum der Kattundruckerei in Sachsen 1765 bis 1800

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts kamen in Frankreich und den Niederlanden bedruckte Baumwollstoffe (Kattune) in Mode. Initiiert durch westdeutsche Unternehmer, fasste dieser neue Produktionszweig auch in Sachsen Fuß. Dabei profilierte sich Chemnitz und Umgebung zum Zentrum der sächsischen Kattundruckerei. 1808 entstanden hier 67,7 Prozent der Landesproduktion. Die hier seit Jahrhunderten bestehende Weberei sorgte dafür, dass ständig Material bereitstand und zum anderen waren die damals noch weitaus wasserreicheren Bäche und Flüsse ein Garant für eine kontinuierliche Produktion. Denn die Bearbeitung der Kattune erforderte viel Wasser. Nachdem



Bleichprivileg von 1357
© Stadarchiv Chemnitz

1765 der Hamburger Kaufmann Wilhelm Georg Schlüssel die erste Chemnitzer Kattundruckerei gegründet hatte, entstanden weitere Unternehmen dieser Art, so dass 1800 schon 14 Kattundruckereien arbeiteten. Ihre Besitzer waren in der Mehrzahl ehemalige Handwerksmeister (zumeist Weber). Die bedeutendsten Firmen waren Pflugbeil & Co., Gebr. Hübner, Kreissig, Becker & Schraps. Einige von ihnen verbanden nach 1811 ihr Unternehmen noch mit einer Baumwollspinnerei.

Die Bearbeitung der Kattune erfolgte zunächst ausschließlich von Hand, aber schon in einem spezialisierten und arbeitsteiligen Prozess. Die „Nahrungsstandtabellen“², eine statistische Erfassung zur Erhebung der Steuer, verzeichneten damals folgende Arbeitskräfte: Aufseher, Drucker, Streichjungen, Färber, Bleichknechte, Schildermädchen, Formstecher und Glätter, außerdem noch Tischler, Handlungsdienner und Knechte. Der Einsatz von Maschinen in der Kattundruckerei erfolgte in Chemnitz nur zögerlich. Erst 1820 wollte Gottfried Christian Becker die aufwendige Hand-

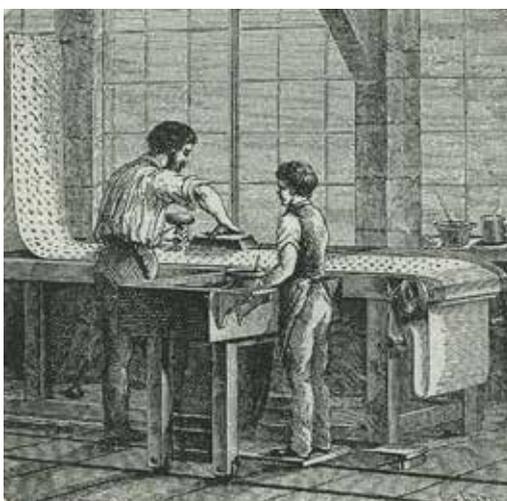
- 4 Brief von Amtmann Dürisch an den Rat der Stadt, die Geheimhaltung der neuen Spinnmaschinen betr., vgl. StadtA Chemnitz, V III 38a; Verbot, Fremde in Chemnitzer Fabriken zu führen. In: Chemnitzer Anzeiger 5 (1804), Nr. 35, vom 1. September 1804.

links unten: Kattundrucker mit Streichjungen

Aus: Emil Weinhold: Chemnitz und seine Umgebung. Geschichtliche Bilder aus alter und neuer Zeit, Chemnitz o. J., S. 134

unten: Kattundruckereien Gebr. Webers, Pietzsch & Müller, um 1840

Aus: Friedrich Georg Wieck: Sachsen in Bildern, Reprint 1990, Tafel 6





oben: Baumwollspinnerei Gebr. Bernhard in Harthau

Aus: Friedrich Georg Wieck: Sachsen in Bildern, Reprint 1990, Tafel 55

darunter: Spinnerei Becker & Schrapf

Aus: Louis Oeser: Album der sächsischen Industrie, Neusalza 1856, S. 113



Carl Gottlieb Haubold (1783–1856)
Aus: Festschrift zur XXXIX. Hauptversammlung des VDI Chemnitz 1898, S. 337

arbeit durch Aufstellung einer Walzendruckmaschine einschränken. Dadurch wären 30 Drucker freigesetzt worden, denen Becker fristgemäß kündigte. Daraufhin legten alle Drucker der Firma die Arbeit nieder. Mehrere Tage wurde nicht gearbeitet. Becker gab nach und verkaufte die Maschinen nach Böhmen. Erst in den 1830er Jahren können in den Chemnitzer Druckereien wieder Maschinen nachgewiesen werden. 1845 verfügten erst drei von elf Firmen über Maschinen. Neue Druckereien verzichteten von vornherein auf Großserien und spezialisierten sich auf bedruckte Tücher.

Da mittlerweile die Weberei auch in der Lage war, bunte und gemusterte Stoffe herzustellen, ging die Nachfrage nach Kattunen immer weiter zurück und letztlich war die Kattundruckerei nur noch ein Produktionszweig unter vielen.

Frühindustrialisierung 1800 bis 1871³

Die in Chemnitz und seinem Umland ansässigen Weber (1800: 1.846 Personen) sowie die Strumpf- und Handschuhwirker benötigten für ihre Arbeit ständig große Mengen von Garn. Es wurde also nach Wegen gesucht, um mehr Garn zu spinnen, so bauten 1791 zwei Chemnitzer Handwerker, der Webermeister und Maschinenbauer Christian Wilhelm Forkel und der Maschinenbauer und Spinnereibesitzer J. C. Irmscher nach Beschrei-

bung von Landriani mit Unterstützung der Landesökonomie-, Manufaktur- und Commerziendeputation zwei englische Maschinen nach: Forkel eine Krempel- und Irmscher eine Jenny-Spinnmaschine, die in der Stadt zum Einsatz kamen. Der Durchbruch kam jedoch erst mit der Einführung der Baumwoll-Maschinen-Garnspinnerei.

1800 war es soweit. Damals arbeiteten in Sachsen die ersten drei „Spinnmühlen“, zwei davon unmittelbar an den Grenzen der Stadt Chemnitz: Wöhler & Lange sowie Carl Friedrich Bernhard und August von Bugenhagen, nach Ausscheiden Bugenhagens und Aufnahme des Bruders Ludwig Bernhard ab 1802 Gebr. Bernhard in Harthau (Klaffenbacher Straße 47/49) sowie die Schafwollspinnerei des Grafen Detlev von Einsiedel in Wolkenburg. In diesen „geschlossenen Etablissements“ kam erstmals das dreiteilige Maschinensystem (Transmission – Antrieb – Arbeitsmaschinen) zum Einsatz. Mit den Maschinen vollzog sich auch der Übergang von der Handwerkzeugtechnik zur Werkzeugmaschinenteknik und auf sozialem Gebiet die endgültige Trennung von Arbeit und Wohnen. Damit begann mit den ersten drei Fabriken in Sachsen die Industrielle Revolution.

Der sächsische Staat unterstützte die Gründer mit Krediten und Privilegien. Bernhard erhielt einen Kredit von 15.000 Talern und ein „privilegium exclusivum“ auf Mule-Maschinen für zehn Jahre, Wöhler & Lange ebenfalls 15.000 Taler und ein Privileg für die nicht so produktiven Watertwist-Maschinen.

So brauchten die Spinnereien zunächst keine Konkurrenz zu fürchten, denn das Privileg garantiert für zehn Jahre, dass sie die einzigen „Spinnmühlen“ im Lande blieben. Als dieses 1809 ablief, war mittlerweile die Kontinentalsperre Napoleons in Kraft, welche die Einfuhr englischen Garnes auf den europäischen Kontinent unter Strafe stellte. So etablierten sich in und um Chemnitz an den Flüssen Würschnitz und Zwönitz, an der Chemnitz, aber auch am Pleiß- und Kappelbach neue Spinnereien. Somit entstanden die ersten Ballungsgebiete der Chemnitzer Industrie, die später noch ausgeweitet wurden. 1812 gab es schon 35 Spinnereien, die 314.358 Pfund Garn spannen. Die Fabriken wurden zunächst „ans Wasser gelegt“, das heißt, der Antrieb erfolgte mittels Wasserkraft. Erst 1822 wurden in zwei Betrieben Dampfmaschinen aufgestellt. Staatliche und städtische Behörden wachten darüber, dass das Produktionsgeheimnis gewahrt blieb, und erließen deshalb wiederholt entsprechende Vorschriften.⁴

Die zunächst erfolgreiche Entwicklung der Chemnitzer Baumwollspinnerei fand mit dem Sieg der verbündeten Preußen, Österreicher und Russen über Napoleon 1813 ein vorläufiges Ende, da nun auch die Kontinentalsperre in Wegfall kam. Die Anzahl der Chemnitzer Baumwollspinnereien ging bis 1830 auf acht (Jahresproduktion 399.000 Pfund Garn) zurück, aber die Industrialisierung fand dennoch ihre Fortsetzung.

Zeitgleich mit der Baumwollspinnerei begann auch der Maschinenbau, vorerst als Reparaturab-

teilung der Spinnereien. 1803 beschäftigten Gebr. Bernhard schon 20 Arbeiter im Maschinenbau. Zunächst waren es Engländer, Evan Evans bei Bernhard und William Whitefield bei Wöhler & Lange, die die Chemnitzer Spinnereien mit Maschinen ausrüsteten. Aber bald lernten Chemnitzer Handwerker unter deren Anleitung, solche Maschinen zu reparieren, und begannen sie schließlich nachzubauen. Die erfolgreichsten waren Carl Gottlieb Haubold und Johann Samuel Schwalbe, die eigene Maschinenbauunternehmen gründeten.

Die Bildung des Deutschen Zollvereins im Jahre 1834 führte zu einem erneuten Aufschwung von Industrie und Gewerbe auch in Chemnitz. Neue Spinnereien und Kattundruckereien nahmen die Produktion auf. Der Maschinenbau begann sich endgültig von der Textilindustrie zu lösen und verselbständigte sich. Da zu diesem Zeitpunkt auch der Übergang vom hölzernen zum eisernen Maschinenbau einsetzte, fiel in jene Jahre auch die Gründung der ersten Eisengießereien.

In den 1830er und 1840er Jahren wurden solche Unternehmen wie Richard Hartmann⁵, Johann Zimmermann⁶, Constantin Pfaff u. a. gegründet, die über Jahrzehnte den Industriestandort Chemnitz maßgeblich prägten. Der Maschinenbau beschränkte sich bald nicht mehr nur auf die Herstellung von Spinnmaschinen, hinzu kamen nun Dampfmaschinen und -kessel, 1838/39 baute A. Rabenstein in der Sächsischen Maschinen-Bau-Compagnie die Lokomotive „Pegasus“. Nach 1848 begründete Johann Zimmermann in Chemnitz den deutschen Werkzeugmaschinenbau und 1848 lieferte Hartmann seine erste Lokomotive ab. Dank solcher Firmen entwickelte sich Chemnitz nicht nur zum Zentrum des sächsischen, sondern auch zu einem Zentrum des deutschen Maschinenbaus. Ab 1850 vollzogen weitere Produktionszweige den Übergang zur Fabrik: die Weberei und die Strumpfwirkerei. Im Revolutionsjahr 1848 konnten die Hausweber zunächst noch die Einführung der maschinellen Weberei verhindern, aber 1852/53 erhielten drei Unternehmer die Konzession „zur Errichtung und Betreibung (von) Webwarenfabrik(en) auf mechanischen Webstühlen in geschlossenen Etablissements“.⁷ Dieser Prozess wurde dadurch begünstigt, dass seit 1852 die Firma Schönherr & Seidler mit der Massenproduktion von mechanischen Webstühlen begann. Ein Haupterzeugnis vieler Webwarenfabriken waren Möbelstoffe, wohl deshalb wurde Chemnitz auch als „Sächsisches Manchester“ bezeichnet.

1855 resümierte das „Chemnitzer Tageblatt“: „Keine Stadt des Landes steht so wie Chemnitz an der Eingangspforte einer glänzenden Zukunft.“⁸ Diese Einschätzung bestand zu Recht, verzeichnete doch die Statistik für jenes Jahr 174 Fabrikunternehmen, davon allein 56 Maschinenbauunternehmen.⁹ Natürlich war dieser Prozess auch mit Rückschlägen verbunden. Ein beträchtlicher Teil der neuen Unternehmen existierte nur kurze Zeit. Zu geringes Kapital, mangelnde fachliche und auch kaufmännische Kenntnisse sowie wenig oder gar keine

Unterstützung durch den Staat waren die Ursachen. Das hielt jedoch zu keiner Zeit Wagemutige ab, den Schritt in die Selbständigkeit zu gehen.

Gegenüber anderen Teilen Deutschlands hatten die Unternehmer im Chemnitzer Raum einen nicht zu unterschätzenden Vorteil: Die Überbevölkerung des Erzgebirges und der Zustrom von Arbeitskräften aus Böhmen führte zur „Billigkeit der Arbeitskräfte“ und ermöglichte die Zahlung „wohlfeiler Löhne“. Aber dies nahmen die Chemnitzer Arbeiter nicht immer widerstandslos hin. 1871 streikten in Chemnitz 8.000 Metallarbeiter, um die Einführung des Zehn-Stunden-Normalarbeitstages zu erzwingen.¹⁰ Dieses Ziel konnten sie damals noch nicht erreichen, aber ein Signal wurde gesetzt, war es doch einer der ersten Streiks in Deutschland, der sich gegen den langen Arbeitstag richtete.

Ein Teil der Unternehmer war nicht nur auf einem Gebiet tätig. Sie investierten noch in anderen Bereichen. Neben seiner ursprünglichen Profession, dem Maschinenbau, beteiligte sich Richard Hartmann an einer Brauerei, drei Baumwollspinnereien, vier Eisenbahngesellschaften und einer Bank; 1868 ersteigerte er für 16.000 Taler die in Konkurs geratene Spinnerei Neubert & Erkel in Harthau. Außerdem besaß er noch eine Kohlengrube in Böhmen. Der Maschinenbaufabrikant August Götze beteiligte sich an einer Baumwollspinnerei, drei Eisenbahngesellschaften und einer Baugesellschaft. Constantin Pfaff betrieb außer dem Maschinenbau eine Gießerei, eine Spinnerei sowie eine Gasanstalt und beteiligte sich an einer Eisenbahngesellschaft. Der Maschinenbau- und Gießereiunternehmer Louis Schönherr beteiligte sich an einer Brauerei und an dem Chemnitzer Bankverein. So bildete sich auch in Chemnitz ein neuer Unternehmertyp heraus – der „multipotente“¹¹ bzw. „Allround-Unternehmer“¹².

Mit der Umwandlung wichtiger Unternehmen in Aktiengesellschaften wie dem Rückzug der Gründergeneration aus dem unmittelbaren Geschäftsleben begann eine neue Stufe der Entwicklung. Sie drückte sich zugleich im deutschlandweit ersten Massenstreik von Industriearbeitern zur Einführung des Zehn-Stunden-Arbeitstages aus. Damit endet die Industrielle Revolution.

Hochindustrialisierung 1871 bis 1914¹³

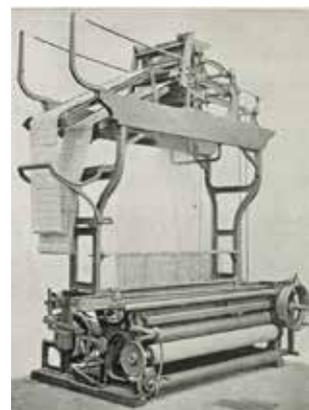
Die nun folgende Periode der industriellen Entwicklung, die bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges währte, wird auch als zweite Industrielle Revolution bezeichnet. Zutreffender und häufiger verwendet ist jedoch der Begriff Hochindustrialisierung. Neue Forschungsergebnisse und technische Erfindungen, durchgreifende Änderungen im Verkehrswesen, höhere Anforderungen an den Maschinenbau, beginnende und fortschreitende Elektrifizierung, Neuerungen in der Nachrichtentechnik u. a. führten zur Herausbildung neuer Industriezweige.



Richard Hartmann (1809–1878)
Aus: 100 Jahre Hartmann
Textilmaschinenbau, Berlin 1937



Johann Zimmermann (1820–1901)
Aus: Festschrift zur XXXIX. Hauptversammlung des VDI Chemnitz 1898,
S. 200



Einschüssiger Möbelstoffwebstuhl, gebaut von der Sächsischen Webstuhlfabrik AG vormals Louis Schönherr

Aus: Festschrift zur XXXIX. Hauptversammlung des VDI Chemnitz 1898,
S. 310



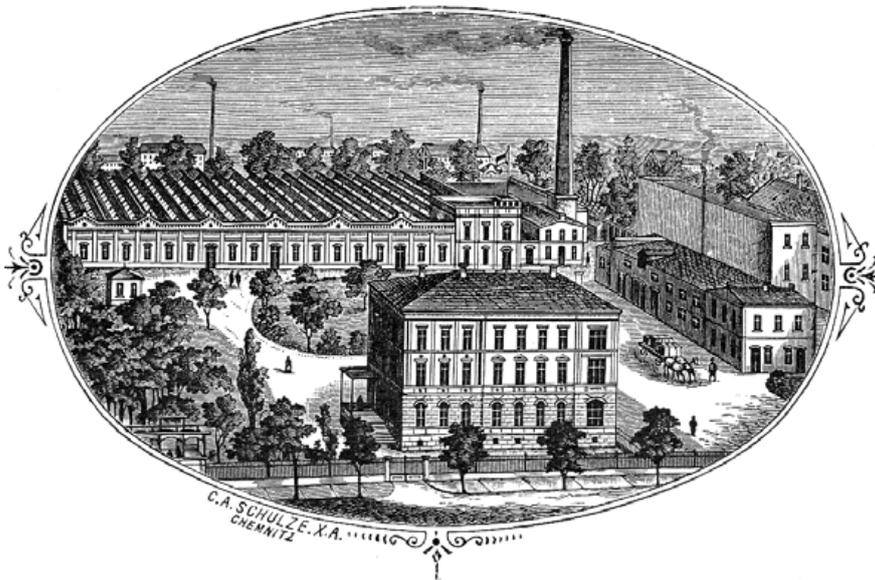
Streikplakat, 1871

Aus: Herbert Stöbe: Der große Streik der Chemnitzer Metallarbeiter zur Durchsetzung des Zehnstundentages im Jahre 1871, in: Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt, Heft 10, Karl-Marx-Stadt 1962

oben rechts: Aktie der Sächsischen Kammgarnspinnerei zu Harthau, 1872
Sammlung Uhlmann

5 Wolfgang Uhlmann: Richard Hartmann. Zeugschmied – Maschinenbauer – Millionär – sächsischer Lokomotivkönig, in: Chemnitzer Roland 16 (2009), 13. Beiheft, Chemnitz 2009.

unten: Möbelstoffweberei Gebr. Goeritz, um 1880
Aus: Festschrift zur XXXIX. Hauptversammlung des VDI Chemnitz 1898, S. 320



1871 bestanden in Chemnitz 64 Maschinenbaubetriebe, 31 Gießereien, 84 Webereien, 59 Strumpf- und Handschuhbetriebe. Die Baumwollspinnerei und Stoffdruckerei, die einst die Chemnitzer Gewerbelandschaft dominierten, hatten an Bedeutung verloren. Den Maschinenbau prägende Erzeugnisse waren Spinnmaschinen und Webstühle, Strick- und Stickmaschinen, Werkzeugmaschinen, landwirtschaftlichen Maschinen und Antriebstechnik.

Größter Industriebetrieb nicht nur in Chemnitz, sondern auch in Sachsen war die Sächsische Maschinenfabrik vorm. Rich. Hartmann AG mit 2.745 Beschäftigten. Sie produzierte hauptsächlich Spinnmaschinen und Webstühle, Werkzeug- und Dampfmaschinen sowie als Alleinhersteller in Sachsen Lokomotiven.

Chemnitzer Industrielle waren zu allen Zeiten bestrebt, ihre Produktionspalette zu erweitern und neue Produktionszweige anzusiedeln. 1885 begannen Winklhofer & Jaenicke (ab 1896 Wanderer-Werke AG), 1895 die Gebrüder Neevoigt (später Elite-Diamant) und nach der Jahrhundertwende Schubert & Salzer mit dem Fahrradbau. Daraus entwickelte sich der Motorrad- (1901 Presto, 1902 Wanderer, 1903 Gebr. Nevoigt, Schüttoff) und Pkw-Bau (1907 Presto, 1912 Wanderer). 1904 begannen Wanderer und 1913 die Maschinenfabrik Kappel mit dem Bau von Schreibmaschinen.

Bei Arbeitsgängen, die bisher manuell verrichtet wurden, kamen nun auch Maschinen zum Einsatz. Diese wurden in Chemnitz hergestellt, darunter Maschinen zur Wäschepflege (Waschmaschinen, Zentrifugen) und Maschinen für Nahrungs- und Genussmittel (Brauereieinrichtung, Einrichtungen für Brennereien und Destillationen, Fleischereimaschinen, Bäckereimaschinen sowie Eismaschinen und Kühlanlagen).

1912 registrierte die Statistik für die Stadt Chemnitz 72.781 Arbeiter in 1.839 Fabriken.¹⁴ Die meisten waren im Maschinenbau (30.682 Beschäftigte in 229 Betrieben) sowie in der Textilindustrie (20.570 Beschäftigte in 267 Betrieben)¹⁵ tätig. Auf einigen Gebieten nahm die Region Chemnitz eine



Spitzenstellung ein: Im Jahr 1900 hatte der Handelskammerbezirk Chemnitz mit 80 Prozent am Weltexport von Damenstrümpfen eine Monopolstellung. Im gleichen Jahr kamen 75 Prozent aller in der Welt produzierten Cottonmaschinen aus dem Raum Chemnitz.

Ab August 1914, mit Beginn des Ersten Weltkrieges, fand diese Entwicklung ein jähes Ende. Es erfolgte die Umstellung auf Rüstungsproduktion.¹⁶ In der Sächsischen Maschinenfabrik wurden nun vorrangig Granaten, Feldküchen, hölzerne Planwagen, Munitionswagen, Tiefenruder für U-Boote, Kanonenrohre und Mienenwerfer hergestellt. Die Wanderer-Werke lieferten Patronenauswerfer, Aufschlagzünder und Mündungsschoner. Um den Bedürfnissen des Heeres gerecht zu werden, wurden Überstunden und Nacharbeit unumgänglich. Die Gewinne der Unternehmer, die für die Rüstung arbeiteten, stiegen erheblich. Doch auch während des Krieges gingen die Fusionen weiter: 1917 erwarben Schubert & Salzer eine Gießerei, die Oskar Schimmel AG wurde Bestandteil der Sächsischen Maschinenfabrik.

Die Chemnitzer Industrie zwischen zwei Kriegen 1919 bis 1939

Der Erste Weltkrieg und die Niederlage Deutschlands in demselben führten zu empfindlichen Einschnitten bei der Chemnitzer Industrie. Traditionelle Märkte in Übersee und Westeuropa gingen zunächst verloren. 1919 gab es nur noch 1.693 Betriebe mit 58.253 Beschäftigten.¹⁷ Nach der Novemberrevolution und dem Abebben der revolutionären Ereignisse konnte sich die Chemnitzer Wirtschaft wieder stabilisieren. 1922 arbeiteten 85.628 Personen in 2.228 Betrieben¹⁸. Eine erneute Gründungswelle von Aktiengesellschaften setz-

te ein. Es entstanden 104 neue Gesellschaften, überwiegend durch die Umwandlung bestehender Unternehmen in diese Eigentumsform.

Die Sächsische Maschinenfabrik richtete 1920 ein Zweigwerk in den ehemaligen Artilleriewerkstätten in Dresden ein, 1921/22 kaufte sie die Fa. Walter Loebel AG Dresden und die Friedrich-August-Hütte in Freital. Damit erreichte diese Firma mit 11.000 Arbeitern und Angestellten den höchsten Stand an Beschäftigten seit Firmengründung. Schubert & Salzer erwarb 1926 die Firma F. Reinhold Brauer in Chemnitz. John E. Greve gründete 1919 eine eigene Firma, die Astra-Werke, in der als erster auf dem Kontinent Rechenmaschinen mit Zehnertastatur herstellte.¹⁹ In der Chemiefabrik Th. H. Böhme entwickelte Dr. Heinrich Bertsch das erste vollsynthetische Waschmittel, das FEWA.²⁰

Doch die „Goldenen Zwanziger“ waren nicht nur mit industriellem Aufschwung verbunden. Der Bedarf an Werkzeugmaschinen ging spürbar zurück. 1924 stellten die Zimmermann-Werke (so nannte sich seit 1915 die Chemnitz Werkzeugmaschinenfabrik, vorm. Joh. Zimmermann) die Produktion ein. Zwei Jahre später beendete die Sächsische Maschinenfabrik ebenfalls den Werkzeugmaschinenbau.

Die Weltwirtschaftskrise hatte auch für Chemnitz verheerende Auswirkungen. Besonders hart traf es wiederum den Werkzeugmaschinenbau. Die Sächsische Maschinenfabrik ging 1930 in Konkurs, lediglich der Textilmaschinenbau wurde als Sächsische Textilmaschinenfabrik, vorm. Rich. Hartmann AG Chemnitz weitergeführt. Im Herbst 1931 verloren die 2.600 Arbeiter und Angestellten der Pöge-Elektrizitäts AG ihre Arbeit, da diese Gesellschaft ebenfalls Konkurs anmeldete.²¹ Am 4. Juli 1929 drehten sich letztmals die Spindeln in der Aktienspinnerei.²² Einige Chemnitzer Firmen wie Pfauter, Reinecker und Wanderer konnten durch Exporte in die Sowjetunion („Russenaufträge“) die Weltwirtschaftskrise überleben.²³ Allerdings mussten auch diese Unternehmen ihre Belegschaftszahl reduzieren. Betrug die Anzahl der Beschäftigten in den Wanderer-Werken 1927/28 noch 5.100 Arbeiter und Angestellte, so waren es 1929/30 nur noch 3.459.²⁴ 1930/31 waren 29.879 Chemnitzer auf die Unterstützung durch das Arbeitsamt angewiesen.

Kriegsvorbereitung und Rüstungsindustrie

Nach Abebben der Krise konnte sich die Chemnitzer Industrie wieder stabilisieren. Dazu trugen auch Absprachen zwischen den Unternehmen bei. 1933 schlossen sich die Sächsische Textilmaschinenfabrik vorm. Rich. Hartmann AG, die Carl Hamel AG Schönau bei Chemnitz, die Sächsische Webstuhlfabrik vormals Louis Schönherr AG Chemnitz und Kettling & Braun, Textilmaschinenfabrik und Eisengießerei Crimmitschau zur Textilmaschinen-Compagnie (TeMaCo), einer Export- und Verkaufsgemeinschaft, zusammen. Der Fahrzeugbau gewann zunehmend an Bedeutung. 1935 verlegte die 1932 aus dem Zusammenschluss von Audi, Horch, DKW und Wanderer-Fahrzeug-

bau hervorgegangene Auto Union ihren Sitz nach Chemnitz an die Scheffelstraße. Die Auto Union AG war vor dem Zweiten Weltkrieg der zweitgrößte deutsche Automobilproduzent.

Die Rassentheorie der Nationalsozialisten führte dazu, dass 1938/39 auch Chemnitzer jüdische Betriebe und Kaufhäuser „arisiert“ bzw. „entjudet“ wurden, das heißt, sie gingen nach der Enteignung in den Besitz deutscher Industrieller über oder wurden liquidiert. Das betraf unter anderem die Kaufhäuser Schocken und Tietz sowie eine Reihe von Textilbetrieben.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden immer mehr Betriebe in die Rüstungsproduktion einbezogen.²⁵ Betriebe, deren Produktion nicht unmittelbar der Versorgung der Bevölkerung und den Belangen der Wehrmacht dienen, wurden als „nichtkriegswichtig“ geschlossen oder mussten die betreffenden Produktionszweige einstellen, so 1943 der Bau von Schreibmaschinen in der Maschinenfabrik Kappel, der Bau von Leichtmotorrädern in den Wanderer-Werken und der Bau von Fahrrädern bei Wanderer und Presto. Rüstungsgüter produzierten und lieferten Germania (Torpedokessel, Lafetten für Flakgeschütze, Flakgranaten, Maschinengewehrdrehkränze für Flugzeuge), Astra Werk I (Bombenzielgeräte, Wendehorizonte, elektrische Kreiselgeräte, Horizontal- und Vertikalkreisel, Höhensteuergeräte für V-Waffen, Luftkreisel, Teile für Sende- und Empfangsgeräte für U-Boote), Astra Werk II (Teile für die Gewehre K 98 und MG 42), Manometer-Förster (Höhenmesser für Flugzeuge) sowie die Weberei Rauchalles (Tarnnetze). Die Wanderer-Werke entwickelten und bauten die W41, eine Chiffriermaschine, wegen ihrer Kurbel auch als „Hitlermühle“ bezeichnet. Ab 1941/42 stieg die Auto Union in den Bau von Panzermotoren ein. Dazu erwarb sie in der Stadt und im Umland weitere Betriebe. Die Industriebrache Zwickauer Straße 119-123 (heute Sächsisches Industriemuseum) ließ der Konzern als Gießerei ausbauen. Sie soll damals über die modernsten Produktionsanlagen verfügt haben. Die Gießmaschinen wurden trotz des Krieges aus der Schweiz bezogen.

Die Konzentration vieler Rüstungsbetriebe in der Region Chemnitz blieb natürlich auch den Kriegsgegnern Deutschlands nicht verborgen. Ab 1944 war die Chemnitzer Industrie verstärkt Bombenangriffen ausgesetzt, bei denen zahlreiche Betriebe stark beschädigt oder völlig zerstört wurden. Einer



Johann Baptist Winklhofer und Richard Adolf Jaenicke im Gründungsjahr ihres Unternehmens, der späteren Wanderer-Werke, 1885
Aus: Conrad Matschoss: Vom Werden der Wanderer-Werke, Berlin 1935, S. 6.



FEWA-Werbung, um 1935
Sammlung Uhlmann



Signet der Auto Union AG am Kühlergrill eines Automobils

Brennende Wanderer-Werke, September 1944
Aufnahme: Foto-Fuchs

- 6 Wolfgang Uhlmann: Johann von Zimmermann (1820–1901), in: Biographien bedeutender Unternehmer. Eine Sammlung von Biographien, Berlin 1991.
- 7 StadtA Chemnitz, V II 151a, Bl. 4f.
- 8 Chemnitzer Tageblatt 8 (1855), Nr. 52 vom 3. März 1855.
- 9 StadtA Chemnitz, VII II 23, Bl. 16ff.
- 10 Herbert Stöbe: Der große Streik der Chemnitzer Metallarbeiter zur Durchsetzung des Zehnstundentages im Jahre 1871, in: Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt, Heft 10, Karl-Marx-Stadt 1962.
- 11 Hartmut Zwahr: Zur Klassenkonstituierung der deutschen Bourgeoisie, in: Jahrbuch für Geschichte 18 (1978), S. 47.
- 12 Jürgen Kocka: Unternehmer in der deutschen Industrialisierung, Göttingen 1975, S. 46.
- 13 Wolfgang Uhlmann: Chemnitzer Unternehmen während der Hochindustrialisierung 1871-1914, Beucha 2018.
- 14 Deutschlands Städtebau. Chemnitz, Berlin 1929, S. 30.
- 15 Ebenda.
- 16 Wolfgang Uhlmann: Rüstungsproduktion in Chemnitzer Betrieben im I. Weltkrieg, in: Chemnitzer Roland 21 (2014), Heft 3, S. 3-7, S. 4-7.
- 17 Deutschlands Städtebau (wie Anm. 14), S. 30.
- 18 Ebenda.

Werbung zum Volksentscheid 1946
Sammlung Uhlmann

der verheerendsten Angriffe traf am 11. September 1944 das Industriegebiet an der Jagdschänkenstraße, wo die Wanderer-Werke und die Auto-Union umfangreiche Produktionsstätten für die Rüstung unterhielten. Die Wanderer-Werke wurden so stark zerstört, dass die Produktion dort nicht mehr weitergeführt werden konnte. Der Bomberangriff vom 5. März 1945 führte zur Zerstörung von weiteren Betrieben.

Wiederaufbau der Industrie und Neuanfang²⁶

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges besetzte die Rote Armee die Stadt. Den Kampftruppen folgten Trophäenkommissionen, deren Aufgabe darin bestand, deutsche Betriebe für die Demontage auszuwählen. Noch vor Potsdamer Konferenz begann die Demontage von Chemnitzer Betrieben. Diese währte mit Unterbrechungen vom Juni 1945 bis Sommer 1946.²⁷ Darunter befanden sich solch renommierte Firmen wie die Auto Union, die Maschinenfabrik Germania, die Werkzeugmaschinenfabriken H. Pfauter, J. E. Reinecker und die Sächsische Textilmaschinenfabrik, vorm. Rich. Hartmann AG. Aber nicht nur produzierende Betriebe fielen unter die Demontagebestimmungen. So konnten fünf Chemnitzer Druckereien ebenfalls nicht mehr arbeiten, weil ihre Einrichtungen beschlagnahmt und abgebaut worden waren. Im Juli/August 1945 waren in Chemnitz 12.000 Arbeiter mit Demontagearbeiten beschäftigt. Allein für den Abtransport der Maschinen und Ausrüstung der Wanderer-Werke waren 509 Eisenbahnwaggons erforderlich. Nachdem im Sommer 1945 von den örtlichen Kommandanturen der Besatzungsmacht den Unternehmern zum Teil schon die Verfügung über ihre Betriebe genommen wurde und einige von ihnen ohne Gerichtsurteil inhaftiert worden waren, ordnete die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) die Beschlagnahme von Großbetrieben an. Das betraf in Chemnitz 130 Betriebe. Im Sommer 1946 entstanden auf der

Grundlage des Befehls Nr. 167 der SMAD vom 5. Juni die ersten Sowjetischen Aktiengesellschaften (SAG). Das betraf in Chemnitz die Gießerei Krauthelm, Elite-Diamant, Gebr. Langer und vorübergehend die Schleifscheibenfabrik Rottluff. Diese arbeiteten nun ausschließlich für die Sowjetunion. Aus Teilen der Auto-Union ging das Sächsische Aufbauwerk hervor, das ebenfalls Reparationsarbeiten ausführte. Um das Wissen deutscher Ingenieure zu nutzen, entstanden auf Weisung der Besatzungsmacht Konstruktions- und Technologiebüros (SKTB)²⁸, die ausschließlich für die sowjetische Wirtschaft tätig waren, für den Maschinenbau das SKTB 3 in den Pfauter-Werken und das Automobiltechnische Büro des Ministerium für Automobilindustrie, das aus der ehemaligen Versuchsabteilung und dem Zentralen Entwicklungs- und Konstruktionsbüro der Auto Union hervorging. Anfang 1949, kurz vor der Auflösung dieser Einrichtungen, fanden hier ca. 500 Personen Beschäftigung. Am 30. Juni 1946 war die Bevölkerung in Sachen zum Volksentscheid zur „Enteignung der Betriebe der Kriegs- und Naziverbrecher“ aufgerufen. In dessen Ergebnis wurden in Chemnitz 70 Betriebe „in das Volkseigentum überführt“. Weitere 30 Betriebe verblieben unter Zwangsverwaltung und Kontrolle der SMAD.

Die Chemnitzer/Karl-Marx-Städter Industrie in der Planwirtschaft

1947/48 waren die Demontagen weitgehend abgeschlossen. Nach dem Vorbild der Sowjetunion als Alternative zur kapitalistischen Marktwirtschaft wurde die Wirtschaft der DDR durch Pläne gelenkt und gesteuert. Diese Entwicklung begann schon im Sommer 1948 mit einem Halbjahrplan, dem 1949/50 der Zweijahrplan folgte. Ab 1951 waren es dann die Fünfjahrpläne (der Siebenjahrplan 1959 bis 1965 wurde nicht beendet), die die Wirtschaft regulierten. Im ersten Fünfjahrplan (1951 bis 1955) orientierte die DDR auf den verstärkten Ausbau des Maschinenbaus. Für 28 Betriebe, darunter neun in Sachsen und drei in Chemnitz (Modul, Niles und Wanderer-Fräsmaschinenbau) wurden umfangreiche Investitionsmittel zur Verfügung gestellt. Dadurch konnte der Wanderer-Fräsmaschinenbau seine Belegschaft von 357 Personen im Jahre 1950 auf 865 im Jahre 1952 erhöhen. Auch andere Betriebe wurden modernisiert und konnten somit an ihre Vorkriegsproduktion anknüpfen und diese weiterentwickeln. Der Spinnereimaschinenbau, hervorgegangen aus der Sächsischen Textilmaschinenfabrik, vorm. Rich. Hartmann AG, stellte 1946 schon wieder Lumpenreißer, Krepmpelwölfe und Kammstühle her. Das Sortiment umfasste 1949 acht verschiedene Maschinen für die Spinnerei. Ab 1959 lieferte der Betrieb Ausrüstungen für sieben ägyptische Spinnereien. Die Astra-Werke begannen 1955 mit der Fertigung der neuen Buchungsmaschine 170, die ein Jahr vorher auf dem Internationalen Salon für Büroaus-



rüstungen in Paris, die Auszeichnung „Königin der Buchungsautomaten“ erhielt.²⁹ Sie wurde in den folgenden Jahren in über 100 Länder der Erde verkauft. Die Wanderer-Werke wurden in zwei Betriebe geteilt: Wanderer-Büromaschinenbau und Wanderer-Fräsmaschinenbau. Dieser, ab 1951 VEB „Fritz Heckert“ und ab 1969 Stammbetrieb des gleichnamigen Kombinates, wurde zum Flaggschiff des DDR-Maschinenbaus entwickelt. Für den Bau des Neuwertes in Siegmars standen umfangreiche finanzielle Mittel zur Verfügung.³⁰ Die Inbetriebnahme des Fertigungssystems Prisma 2 fand damals weltweite Beachtung. Dieses rechnergeführte Maschinensystem war eine Pionier- und Weltspitzenleistung im Werkzeugmaschinenbau. Als die DDR 1955 mit dem Flugzeugbau begann, wurde aus dem Wanderer-Büromaschinenbau das VEB Industrierwerk. Das Produktionsassortiment umfasste nun bis 1961 unter anderem das Triebwerk Schwegow ASch 82 T, Fahrwerke für das Verkehrsflugzeug Iljuschin IL-14, Triebwerksgeräte einschließlich Ersatzteile sowie die Reparatur von Triebwerken.

Nach Gründung der DDR bestand noch ein relativ großer privatwirtschaftlicher Sektor. Einige Betriebe konnten sich zunächst gut entwickeln. Aber die SED war bestrebt, schrittweise alle Betriebe in Volkseigentum umzuwandeln, um sie so in die Planwirtschaft zu integrieren. Ab 1956 bestand für die Privatbetriebe die Möglichkeit der Aufnahme einer staatlichen Beteiligung. Die Unternehmer gingen zunächst sehr zögerlich auf dieses Angebot ein. Im Sommer 1971 beschloss der VIII. Parteitag der SED, das Volkseigentum weiter zu stärken. Daraufhin setzte im Frühjahr 1972 eine umfangreiche Kampagne ein, in deren Ergebnis in Karl-Marx-Stadt 171 Betriebe mit staatlicher Beteiligung, 14 Produktionsgenossenschaften des Handwerks und 65 Privatbetriebe in Volkseigentum umgewandelt wurden.³¹ Die ehemaligen Besitzer wurden nun zumeist als Betriebsleiter „berufen“. Die festgesetzte Kaufsumme für die Betriebe lag immer weit unter dem realen Wert des Betriebes und wurde auch nur in Raten ausgezahlt. Nach kurzer Zeit der Selbständigkeit erfolgte dann zumeist die Angliederung an einen Großbetrieb. Aus Betriebsleitern wurden nun Betriebsteil- oder Produktionsstättenleiter.

In den 1980er Jahren setzte die DDR verstärkt auf die Zusammenarbeit mit westlichen Ländern. In Chemnitz entstand ein neues Motorenwerk, in dem ein 1,05-Liter-VW-Motor für den Trabant gefertigt wurde. Am 31. August 1988 übergab Dr. Carl Hahn vom VW-Vorstand die Alpha-Motoren-Produktionsanlage sowie die Rechte zum Vertrieb der Motorenreihe EA 111 an den VEB IFA-Kombinat Pkw Karl-Marx-Stadt.

Hatten die Betriebe zunächst noch einen gewissen Spielraum und eigene Entscheidungsmöglichkeiten, wurden diese durch zunehmende „Vertiefung der Planung“ immer weiter einengt. Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre begann die Kombinatbildung. Betriebe gleicher bzw. ähnlicher Produktionsstruktur wurden zu wirtschaftli-



chen Großeinheiten zusammengeschlossen, die dann Industrieministerien unterstanden. In Karl-Marx-Stadt hatten 15 Kombinate ihren Sitz. Entscheidungen über Produktionsprofil, Investitionen und Einkauf von benötigten Rohstoffen traf in zunehmendem Maße das Kombinat oder das zuständige Ministerium. Der Versuch, mittels straffer zentralistischer Wirtschaftsführung ein überdurchschnittliches Wachstum der Industrieproduktion zu erreichen, schlug letztlich ins Gegenteil um.

Die Chemnitzer Industrie im wiedervereinten Deutschland³²

Die Ereignisse des Herbsts 1989, die Einführung der D-Mark für das Gebiet der DDR und letztlich der Beitritt zur Bundesrepublik Deutschland führten zu nicht vorhergesehenen Folgen für die Wirtschaft. Langjährige Beziehungen im RGW kamen zum jähen Abbruch, da die bisherigen Partner nicht auf der Basis von D-Mark zahlen konnten. Die Nachfrage und der Kauf von DDR-Erzeugnissen gingen im auch Inland schlagartig zurück. Die Betriebe begegneten dem durch drastische Reduzierung der Belegschaften, die Auflösung des Fuhrparks und Entlassung der Betriebshandwerker.

Ab 1990 wurde den früheren Besitzern der 1972 verstaatlichten Betriebe die Möglichkeit eingeräumt, ihre Betriebe sich wieder rückübertragen zu lassen. Davon machten eine Reihe von ihnen Gebrauch, doch vielen gelang es nicht, sich in der Marktwirtschaft zu behaupten. Im Frühjahr 1990 nahm die Treuhand die Arbeit auf. Diese entstand noch unter der Regierung Modrow und sollte das Volkseigentum erhalten. Nach der Wiedervereinigung oblag ihr die Privatisierung der Wirtschaft der ehemaligen DDR. Das betraf in Chemnitz 1.094 Unternehmen. Nicht sanierungsfähige bzw. -würdige Betriebe wurden geschlossen, „abgewickelt“ und zum Teil auch abgerissen. So verschwanden die Baumwollspinnerei und die Weberei. Die Folge war Massenarbeitslosigkeit: 1993 waren im Chemnitzer Maschinenbau nur noch 5.000 von einst 42.000 Personen beschäftigt. Für die noch produzierenden Betriebe war es in dieser Situation schwer, Aufträge zu erhalten, da diesen keine Aussagen zu ihrer Zukunft möglich waren. Ein weiterer Abbau von Arbeitskräften war die

Bearbeitungszentrum CBFK, gefertigt 1983 vom VEB Werkzeugmaschinenfabrik Union

Aus: Festschrift 150 Jahre Werkzeugmaschinenfabrik Union 1852-2002, Chemnitz 2002, S. 46

19 Friedrich Naumann: Um alles aus dem Nichts herzuleiten genügt eines, in: Ingenieurleistungen in Sachsen, Chemnitz 1998, S. 76.

20 Jörg Feldkamp (Hrsg.): Die Chemnitzer Fettchemie. Von der Seifensiederei und Drogenhandlung zum Chemiebetrieb. Begleitschrift zur Ausstellung vom 28. September bis zum 16. November 1997 im Industriemuseum Chemnitz, Chemnitz 1997.

21 Pöge-Werke werden stillgelegt. In: Der Kämpfer 14 (1931), Nr. 144.

22 Wolfgang Uhlmann: Von der Chemnitzer Aktienspinnerei zum VEB Baumwollspinner Karl-Marx-Stadt, in: Der Streik in der Aktienspinnerei Chemnitz 1883, Chemnitz 2000.

23 Hans Münch: Arbeit und Brot durch sowjetische Produktionsaufträge, Berlin 1969.

24 Heckert-Werker machen Geschichte, Berlin 1985, S. 204.

25 Wolfgang Uhlmann: Die Chemnitzer Rüstungsindustrie zwischen 1933 und 1945, in: Chemnitz in der NS-Zeit. Beiträge zur Stadtgeschichte 1933 – 1945, Chemnitz 2008, S. 173-196.

26 Wolfram Hoschke: Industrielle Entwicklung von Chemnitz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Das Herz von Chemnitz. 220 Jahre Industriekultur. Begleitschrift zur Sonderausstellung, Halle 2018, S. 84-91.

27 Jochen Leimert: Demontagen im industriellen Ballungsraum Chemnitz-Zwickau 1945-1946. Problematik, Verlauf und Folgen. Hausarbeit zur Erlangung des Magistergrades (M. A.) an der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen, Göttingen 1997.

28 Profil durch Tradition und Leistung. 30 Jahre FZW. Beitrag zur Werkzeugmaschinenforschung in der DDR, Karl-Marx-Stadt 1986, S. 21.

29 Naumann 1998 (wie Anm. 19), S. 76.

30 Heckert-Werker machen Geschichte, Berlin 1985, S. 204.



**Ehemaliger VEB Fettchemie
Karl-Marx-Stadt, großer Saal, 2012**
© Wikimedia (Theonlytruth)

- 31 Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Chemnitz, Rat des Bezirkes Karl-Marx-Stadt, Abt. Finanzen, Staatlich und treuhänderisch verwaltetes Eigentum 14 45 79.
- 32 Katrin Hoffmann: Die industrielle Entwicklung von Chemnitz von 1989 bis heute, in: Das Herz von Chemnitz. 220 Jahre Industriekultur. Begleitschrift zur Sonderausstellung, Halle 2018, S. 93-103.

**Solaristurm auf dem Gelände des
ehemaligen VEB Fettchemie**
Foto: Wolfgang Uhlmann

- 33 Wolfgang Uhlmann: Die Chemnitzer Union. Privatbetrieb – Aktiengesellschaft – Volkseigener Betrieb – Mitarbeitergesellschaft, in: Ulrich Heß/Petra Listewnik/Michael Schäfer (Hrsg.): Unternehmer im regionalen und lokalen Raum 1750-2000, Leipzig 2004, S. 241-248.

Folge. Die Privatisierung verlief oft überhastet. Nicht jeder Investor verfolgte ernsthafte und seriöse Absichten. Man war an den modernen Maschinen und der Immobilie sowie an Zuschüssen der Treuhand interessiert. Von der Treuhand geforderte Zusagen über die Weiterbeschäftigung einer Mindestbelegschaft wurden nicht eingehalten. Deshalb organisierte die IG Metall wiederholt Protestaktionen in der Stadt. Es ist seriösen Unternehmen zu verdanken, dass Kernbereiche des Chemnitzer Maschinenbaus erhalten bleiben und weitergeführt wurden: Siemens übernahm Numerik. Aus Teilen des IFA-Kombinats ging das VW-Motorenwerk hervor, das 1.800 Arbeitnehmer beschäftigt und bis Ende 2018

16.294.675 Motoren fertigte. Der deutsch-amerikanisch Unternehmer Hans J. Naumann kaufte von der Treuhand den ehemaligen VEB Großdrehmaschinenbau „8. Mai“ und bildete daraus Niles-Simmons Industrieanlagen GmbH. Die Karl Mayer Maschinenfabrik übernahm 1992 Malimo. Für die Erhaltung der 1852 gegründeten Werkzeugmaschinenfabrik „Union“ wurde ein anderer Weg gegangen.³³ Nach mehreren missglückten Privatisierungen und der drohenden Schließung des Betriebes ergriffen die Beschäftigten selbst Maßnahmen zur Erhaltung ihres Arbeitsplatzes, indem sie eine Mitarbeitergesellschaft gründeten. Am 1. Oktober 1996 begannen die ersten 13 Gesellschafter mit der Arbeit. Dank guter Auftragslage konnte die Zahl der Beschäftigten ständig erhöht werden. 2006 stieg die Niederländische Nimbus-Gruppe bei der Union ein und erwarb 2009 alle Anteile der Gesellschafter. 2011 kaufte die Herkules-Gruppe die Union. In den letzten Jahren konnten keine Gewinne mehr erzielt werden, deshalb erfolgte Ende 2019 die Schließung des Standortes Chemnitz, lediglich Vertrieb und Service verblieben in der Stadt. Ein ähnlicher Versuch zur Erhaltung des Spinnereimaschinenbaus verlief erfolglos. Ein Großteil der in Chemnitz 1990 vorhandenen Fabriken stammten noch aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert und entsprachen nicht den modernen Anforderungen. Deshalb wurden viele abgerissen. Andere wurden einer neuen Nutzung zugeführt, so als Gewerbezentren, Handelseinrichtungen, Museen, Senioreneinrichtungen, Wohnanlagen oder Verwaltungsgebäude. Seit 1991 dokumentiert das Sächsische Industriemuseum mit seiner Dauerausstellung und Sonderausstellungen die Traditionen des „Sächsischen Manchester“.



Autor
Dr. Wolfgang Uhlmann
Chemnitz



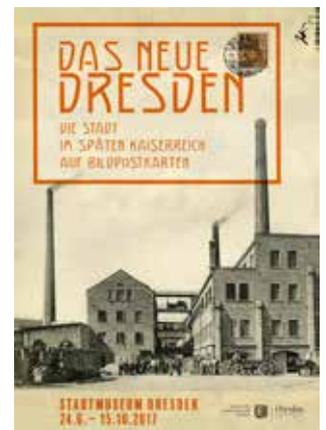
Lagerbier, Schokolade und Orientzigarette: Der Aufstieg Dresdens zur Genussmittelmetropole Sachsens

Holger Starke

„Altes Dresden oder Industriestadt Chemnitz?“ Mit diesem Satz machte ein empörter Besucher des Stadtmuseums Dresden seinem Ärger Luft.¹ Er hatte in der Ausstellung „Das NEUE DRESDEN. Die Stadt im späten Kaiserreich auf Bildpostkarten“ nicht die Residenz mit ihren barocken Prachtbauten vorgefunden, sondern: Dresden als Industriestadt! Und er führte weiter aus: „Das Faltblatt hätte mich warnen müssen!“ Denn Werbemotiv war das fotografische Abbild einer Ziegelei. Es ist erstaunlich, wie hartnäckig das Bild von Dresden als Stadt der Künste und Chemnitz als Stadt der Industrie allen realen Veränderungen und neuen Zuschreibungen trotz. Es findet sich auch im vielzitierten Sprichwort, in dem Chemnitz als Ort be-

zeichnet wird, an dem in Sachsen das Geld erarbeitet und Dresden als Ort, an dem es verbraucht wird. Bei aller Pointierung ist dies freilich nur die halbe Wahrheit, wenn man das zum Wirtschaftsraum gehörige Umland einbezieht und auf Gebäude wie die westlich der Altstadt gelegene Yenidze schaut.² Im Äußeren gestaltet wie eine Moschee (mit dem Schornstein als Minarett) war die in Stampfbetonbauweise errichtete, im Inneren hochfunktional gegliederte Zigarettenfabrik der perfekte Reklamebau für ein transnationales Produkt: die „deutsche Orientzigarette“.³ Wie kein zweites Gebäude steht der heutige Bürokomplex für die (allmählich vergehende) Geschichte eines Dresdner Genussmittels.

Die Schokoladenindustrie in Sachsen 1907 und 1925
 Bearbeiter: Holger Starke,
 Kartografie: Uwe Ulrich Jäschke



Plakat zur Sonderausstellung im Stadtmuseum Dresden, 2017
 Entwurf: Alexander Clauß, unter Verwendung des Postkartenmotivs Dampfziegelwerk und Dachsteinfabrik F. Hermann Richter in Gostritz-Dresden, Sammlung Gert Klügel

Ehemalige Zigarettenfabrik Yenidze,
später Tabakkontor Dresden,
heute Bürokomplex
Foto: Franz Zadni cek,
Stadtmuseum Dresden, 1996



- 1 Brief eines Besuchers „Fürs Gästebuch“, gerichtet an „Stadtmuseum Dresden Direktion“, 18. August 2017.
- 2 Vgl. Klaus R. Scherpe: Reklame für Salem Aleikum. 11. Januar 1909: Die Dresdner Cigarettenfabrik Yenidze erhält eine Moscheekuppel, in: Alexander Honoldt/Klaus R. Scherpe (Hrsg.): Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit, Stuttgart/Weimar 2004, S. 381-388.
- 3 Vgl. Sandra Schürmann/Christoph Alten/Gerulf Hirt/Stefan Knopf/Evelyn Möcking/Dirk Schindelbeck/Merle Strunk: Die Welt in einer Zigaretten-schachtel. Transnationale Horizonte eines deutschen Produkts, Weimar 2017; Stefan Rahner/Sandra Schürmann, Die „deutsche Orientzigarette“, in: Yavuz Köze (Hrsg.): Osmanen in Hamburg – eine Beziehungsgeschichte zur Zeit des Ersten Weltkrieges, Hamburg 2016, S. 135-154.
- 4 Vgl. Holger Starke: Vom Brauerhandwerk zur Brauindustrie. Die Geschichte der Bierbrauerei in Dresden und Sachsen 1800–1914, Köln/Weimar/Wien 2005; Jörg Feldkamp/Achim Dresler (Hrsg.): Das süße Herz Deutschlands. Sachsens Schokoladenseite, Chemnitz 2011; Erika Eschebach/Holger Starke (Hrsg.): Schokoladenstadt Dresden. Süßigkeiten aus Elbflorenz, Dresden 2013. Auf die Zitation aus Einzelaufsätzen wird aus Umfangsgründen verzichtet. Ein Band zur Zigaretten-Geschichte ist für 2020 in Vorbereitung.
- 5 Zur Frühgeschichte in Dresden: Christian Hochmuth: Globale Güter – lokale Aneignung. Kaffee, Tee, Schokolade und Tabak im frühneuzeitlichen Dresden, Konstanz 2008.

Tatsächlich stellt die mit der Region Dresden verbundene Geschichte der Genussmittelindustrie nicht nur eine prägende Komponente der Industriegeschichte des Landes Sachsen dar, sondern ist auch Teil der europäischen Kulturgeschichte. Dies soll anhand dreier wichtiger Branchen – der Lagerbierbrauerei, der Schokoladen- und der Zigarettenindustrie – überblicksartig für deren Aufstiegszeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert nachgezeichnet werden.⁴ Sind doch in diesem Zeitraum aus exklusiven, handwerklich gefertigten Waren für einen kleinen Kreis Vermögender industriell produzierte und vertriebene Massenkonsumgüter für breite Schichten der Bevölkerung und Markenartikel geworden.

Genussmittel als Industrieprodukte

Die aus Getreidemalz, Kakao und Zucker bzw. Tabak hergestellten Genussmittel Bier, Schokolade und Zigarette unterscheiden sich erst einmal durch die Art und Weise der Aufnahme in den Körper: Bier wird getrunken, Schokolade wird verzehrt, eine Zigarette wird geraucht. Sie stellen Waren dar, die, wie die meisten Konsumgüter, zum Leben nicht notwendig sind. Ihr Genuss birgt sogar mehr oder weniger große Risiken für die Gesundheit der Konsumenten, Suchtgefahren eingeschlossen. Ihr Aufkommen und ihre Verbreitung sind im Kontext der europäischen Kulturgeschichte zu sehen, bei Schokolade und Tabak unter Einbeziehung des kolonialen Kontexts.⁵ Während des Übergangs zur Industriezeit haben sich die Herstellungsweisen der Produkte stark verändert⁶ – so wie Formen, Orte und Umfang des Konsums.

Massenkonsumgüter können freilich nur in großen Mengen hergestellte Industrieprodukte sein. Produkte, die sich durch gleichbleibende Qualität und gleichmäßigen Geschmack auszeichnen, was bei natürlichen Rohstoffen vor allem durch den Verschnitt großer Chargen ermöglicht wird. Sie müssen transport- und lagerfähig, hygienisch verpackt, kundengerecht portioniert, richtig versteuert und jederzeit verfügbar sein. Der Absatz der Produkte erfolgt über den Handel, wobei die Produktreklame die Klammer darstellt, hierbei den oft unscheinbaren Produkten ein unverwechselba-

res Image verleihend, das sie begehrenswert macht: die Marke.

So wie dies bei Feinmechanik und Optik, bei Porzellan und Steingut der Fall gewesen ist, konnte die Herstellung von Genussmitteln in Dresden an ältere Konsumtraditionen und Handwerksfertigkeiten anknüpfen. Schokoladenmacher, Konditoren und Waffelbäcker aus Norditalien, der Schweiz und Österreich etablierten seit dem 18. Jahrhundert in Dresden die Schokoladen- und Süßwarenherstellung. Braumeister aus Bayern führten seit den 1830er Jahren überall in Sachsen die Technologie der Untergärung ein. Unternehmer und Tabakspezialisten aus Osteuropa, dem Osmanischen Reich und Balkanstaaten brachten seit den 1860er Jahren die Kenntnis der Auswahl und Verarbeitung von „Orienttabaken“ zu Papirossi bzw. Zigaretten nach Dresden. Und so wie sich die Verbreitung handwerklicher Kenntnisse bei der Schokoladenherstellung und deren Technisierung in einem europäischen Kontext vollzog,⁷ verbreiteten sich auch neue Erkenntnisse und Verfahren im Braugewerbe: über Gesellen und Braumeister, Werksspionage, Fachliteratur und Ausbildungsstätten – zuerst innerhalb und später auch außerhalb Europas.⁸

Damit Dresden zum Zentrum industrieller Genussmittelherstellung werden konnte, bedurfte es jedoch nicht nur der handwerklichen Vorgeschichte und zuwandernder Spezialisten, sondern auch eines wachsenden Kundenkreises, der als Abnehmer für die mit seltenen bzw. stark veredelten Rohstoffen erzeugten, anfangs in Handarbeit gefertigten und damit noch sehr teuren Produkte in Frage kam. Das war durch eine breite Schicht gut situierten, dem Genuss zugewandter Einwohner der Residenzstadt, die wachsende Zahl vermögender (Kultur-) Touristen und Pensionäre gegeben. Der sächsische Hof, die zentralen Landesinstitutionen und die Stätten der Hochkultur, die vornehmen Geschäfts-, Villen- und Ausländerviertel verliehen der Stadt im 19. Jahrhundert Weltläufigkeit und Eleganz. Das spiegelte sich in der Aufgeschlossenheit der Begüterten gegenüber neuen Luxus- und exotischen Produkten wider. Schokolade und Tabak wurden bereits seit dem 17. Jahrhundert als Genussmittel konsumiert; letzterer hatte bis dahin als Heilmittel gegolten. Das seit den 1830er Jahren vor allem in Dresden, Leipzig und im Vogtland hergestellte Lagerbier „nach bayerischer Art“ wurde vom hohen und mittleren Bürgertum begeistert aufgenommen. Es entsprach mit seinen Eigenschaften – größere Reinheit, Bekömmlichkeit und Gleichmäßigkeit, höherer Alkoholgehalt und Verkaufspreis – dem bürgerlichen Lebensgefühl und gestattete zugleich, sich im Konsum von unteren sozialen Schichten abzugrenzen.⁹ Wie ein Produkt dem Zeitgeist neu angepasst werden konnte, zeigt das Beispiel der Schokolade, die in der ersten Jahrhunderthälfte von einem Synonym für adligen Müßiggang in ein dem bürgerlichen Leistungsideal entsprechendes „nahrhaftes“ Produkt verwandelt wurde, um später auch für junge Käufer aus allen sozialen Schichten attraktiv zu werden.¹⁰



Eine liberale Gewerbepolitik begünstigte das Wachstum der Genussmittelbranche. So wurde noch vor der Aufhebung des Bierzwangs in Sachsen zwischen 1826 und 1830 der Bierimport nach Dresden freigegeben. Die Landesregierung unternahm damit einen Testlauf, ob das System der freien Konkurrenz, das das Zunftsystem ablösen sollte, überhaupt funktionieren würde. Das Ergebnis überzeugte auch die letzten Zweifler: Die Qualität der Produkte war bei vergleichbaren Preisen gestiegen, kein Brauer hatte seinen Betrieb aufgeben müssen.¹¹ Damit war der Weg frei. Mit dem Kunstgriff, die Lagerbierbrauerei zur „neuen Industrie im Vaterland“ zu erklären, wurden untergärtig arbeitende Unternehmen konzessioniert – also deren Betrieb ungeachtet der noch gar nicht bestehenden Gewerbefreiheit (die erst 1861 eingeführt wurde) gestattet.

Der Staat betrieb seit den 1830er Jahren eine gezielte Gewerbeförderung inklusive des Zollschatzes nach außen und den Aufbau einer modernen Bildungs-, Kommunikations- und Verkehrsinfrastruktur. Im Prozess der Industrialisierung wurde die in der Mitte Europas befindliche Hauptstadt Sachsens so allmählich aus einem Schnittpunkt höfisch-bürgerlicher Kultur zu einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt, einem Ort des Handels und der Industrie. Mit den Entschädigungen für abgelöste Feudallasten, den Erträgen aus Hausbesitz und Fremdenverkehr war freies Kapital vorhanden, das die Empfänger bzw. die das Kapital verwaltenden Bankiers bevor-

zugt in Wachstumsbranchen investierten. Privatbankiers aus Sachsen, vor allem aus Dresden und Leipzig, gelang zur Mitte des 19. Jahrhunderts sogar der Coup, die Kulmbacher Bierbrauerei quasi zu übernehmen.¹² Die Kulmbacher Exportoffensive nach Norden beruhte also auf sächsischem Kapital. Und 1899 schuf das Dresdner Bankhaus Gebr. Arnold das spezialisierte Institut der Branche: die Bank für Brauindustrie.¹³

Bis zum Jahr 1906 blieb die Brauindustrie im Wesentlichen dem freien Spiel der Marktkräfte überlassen.¹⁴ Nachdem der Versuch der Reichsregierung, Ende der 1870er Jahre ein Tabakmonopol wie in Österreich oder Italien einzurichten, gescheitert war, begann eine bis 1933 reichende liberale Periode staatlicher Tabakregulierung¹⁵, ohne dass der Staat seine für Europa kennzeichnende „Doppelstrategie der Einhegung und merkantilen Nutzbarmachung“¹⁶ damit aufgegeben hätte. Bei der Schokoladen- und Zuckerwarenindustrie waren die Zollsätze für Schokolade und Kakao und die Preise für Rübenzucker von Bedeutung. Gustav Stresemann, der in Leipzig zum Flaschenbierhandel promoviert worden war, startete seine Karriere 1901 beim Verband der Schokoladefabrikanten in Dresden. Seine Spuren erwarb er sich bei der Bekämpfung des Zuckerkartells. Danach schuf er als Syndikus den größten regionalen Industriellenverband im Reich – den Verband Sächsischer Industrieller –, mit dem die in Sachsen überaus starke verarbeitende Industrie Rückhalt gewann.¹⁷

Societäts-Lagerbierbrauerei zum Waldschlößchen an der Schillerstraße, Lithografie von Hans Anton Williard nach einer Zeichnung von Gustav Täubert
Städtische Galerie Dresden – Kunstsammlung, 1980/k 2425

- 6 Beispielhaft: Francesco Chiapparino: Von der Trink- zur Eßschokolade. Veränderungen eines Genussmittels zwischen dem 19. und dem beginnenden 20. Jahrhundert, in: Hans Jürgen Teuteberg/Gerhard Neumann/Alois Wierlacher (Hrsg.): Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997, S. 387-400.
- 7 Vgl. Margrit Schulte Beerbühl: Faszination Schokolade. Die Geschichte des Kakaos zwischen Luxus, Massenprodukt und Medizin, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 95 (2008), Heft 4, S. 410-429, hier S. 420 f.
- 8 Grundlegend: Mikuláš Teich: Bier, Wissenschaft und Wirtschaft in Deutschland 1800 – 1914. Ein Beitrag zur deutschen Industrialisierungsgeschichte, Wien/Köln/Weimar 2000.
- 9 Vgl. Nahrungsweise (= Kapitel 15), in: Ernst Julius Jacob Meyer: Versuch einer medizinischen Topographie und Statistik der Haupt- und Residenz-Stadt Dresden, Stolberg am Harz/Leipzig 1840, S. 130-140.
- 10 Nana Badenberg: Usambara-Kaffee und Kamerun-Kakao im Kolonialwarenhandel, in: Honoldt/Scherpe 2004 (wie Anm. 2), S. 94-105, hier S. 101.
- 11 Starke 2005 (wie Anm. 4), S. 56-60.
- 12 Geschichte der Großbrauereien, in: Bernd Winkler: Das Bierbrauen in Kulmbach, Kulmbach 1987, S. 49-84.
- 13 Vgl. Manfred Köhler: „Vertrauenswürdig wie ein Beichtvater und mit Nerven wie Schiffstau.“ Von der Bank für Brau-Industrie zur Frankfurter Bankgesellschaft, Frankfurt am Main 2011.

- 14 Heinrich Tappe: Auf dem Weg zur modernen Alkoholkultur. Alkoholproduktion, Trinkverhalten und Temperenzbewegung in Deutschland vom frühen 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1994, S. 218.
- 15 Vgl. Christoph Lövenich: Entwicklung der Tabakregulierung in Deutschland, in: Frank Jacob/Gerrit Dworrok (Hrsg.): Tabak und Gesellschaft. Vom braunen Gold zum sozialen Stigma, Baden-Baden 2015, S. 59-81.
- 16 Hasso Spode: Kulturgeschichte des Tabaks, in: Manfred V. Singer/Anil Bhatra/Karl Mann (Hrsg.): Alkohol und Tabak. Grundlagen und Folgeerkrankungen, Stuttgart 2011, S. 13-24, hier S. 15.
- 17 Vgl. zuletzt Karl Heinrich Pohl: Gustav Stresemann. Biografie eines Grenzgängers, Göttingen 2015.
- 18 Unter anderem mit Eismaschinen aus Chemnitz, vgl. Hans-Liudger Dienel: Die Linde AG. Geschichte eines Technologiekonzerns 1879-2004, München 2004, S. 100 f.
- 19 Starke 2005 (wie Anm. 4), S. 288-324.
- 20 Klaus-Peter Ellerbrock: Geschichte der deutschen Nahrungs- und Genussmittelindustrie 1750-1914, Stuttgart 1993, S. 344 f.
- 21 Walter Stollwerck: Der Kakao und die Schokoladen-Industrie. Eine wirtschafts-statistische Untersuchung, Diss. Halle 1907, S. 58.
- 22 Noch 1895 entfielen etwa 60 Prozent der insgesamt 2.588 Arbeitskräfte der Branche auf Dresden. Zahlen nach Werner Peschke: Die Dresdner Zigarettenindustrie, Diss. Dresden 1927, S. 17.

Nicht zuletzt erforderte die Lieferung von Rohstoffen aus anderen Landesgegenden, anderen Regionen Europas und von anderen Kontinenten überregionale und internationale Verkehrsverbindungen. Dies war mit dem Lückenschluss der Eisenbahnen zur Mitte des 19. Jahrhunderts und dem Ausbau der Elbe zum schiffbaren Fluss, der schrittweise seit den 1860er Jahren erfolgte, gegeben. Vor allem per Bahn erfolgte auch der Fertigwarenexport, der gerade in der Zeit des Aufstiegs der Schokoladen- und Zigarettenindustrie vonnöten war, ehe mit der größeren Bekanntheit der Produkte, dem steigenden Wohlstand der rasch anwachsenden Bevölkerung und ihrer Ballung in den Großstadträumen der Inlandsmarkt aufnahmefähiger wurde. Was angesichts wechselnder Zollverhältnisse in der zweiten Jahrhunderthälfte, mit dem sich die Märkte der National- und Vielvölkerstaaten Europas wieder voneinander abzuschotten suchten, immer wichtiger wurde. Es vollzogen sich zugleich tiefgreifende Veränderungen in der Ernährungskultur; neue „städtische“ (von den Zeitgenossen viel diskutierte) Konsummuster entstanden, die ihrerseits wieder auf die entsprechenden Industrien zurückwirkten.

Entwicklungsetappen

Die Industriezweige zur Herstellung von in Fässer bzw. Flaschen abgefülltem Lagerbier, von fester und portionierter Schokolade und von abgepackten Zigaretten bildeten sich in den letzten beiden Dritteln des 19. Jahrhunderts heraus.

Bei den frühen Lagerbierbrauereien der 1830er Jahre wie in Dresden (Societätsbrauerei Waldschlösschen) und in Lützenscha bei Leipzig (Speck von Sternburg) kamen das Know-how bayerischer Braumeister und sächsisches Kapital zusammen. Seit den 1850er Jahren fanden immer mehr Maschinen Eingang in die Brauereien, was in der Einführung der künstlichen Kühlung (Eismaschine¹⁸) und der Flaschenbierabfüllung gipfelte. Seitdem verdrängte das untergärige Lagerbier rasch das obergärige Einfachbier. Aus dem teuren Luxusprodukt Lagerbier wurde nun ein Massenkonsumgut, dessen Vertrieb über Marken erfolgte. Unternehmensverbände wie der Dresdner Felsenkeller-Konzern, der mitteldeutsche Riebeck-Konzern und die Deutsche Bierbrauerei AG (Berlin, Dresden-Radeberg) deckten schließlich das gesamte Spektrum moderner Biertypen ab. Der landesweiten Verteilung der Industrie mit Schwerpunkt in den Großstadregionen entsprechend, arbeiteten Maschinenbauunternehmen wie Schwalbe bzw. Germania in Chemnitz oder die Maschinenbau-Aktiengesellschaft Golzern-Grimma für die Bedürfnisse der Brau- und Malzindustrie über die Grenzen Sachsens hinaus; in Grimma entstand eine Brauerschule mit Versuchsstation.¹⁹

Bei der Fabrikation von Schokolade ging Dresden in Sachsen ebenfalls voran. Neben den schon erwähnten begünstigenden Faktoren spielte die Lage an der schiffbaren Elbe (Rohrzucker via Hamburg) und die Nähe zur Rübenzuckerindustrie eine gewichtige

Rolle.²⁰ In dem 1823 gegründeten Unternehmen Jordan & Timaeus wurden zuerst Nudeln und Ersatzkaffee, nach 1828 mit Hilfe einer aufgestellten Maschine auch „Dampfchocolade“ hergestellt. In den Jahren 1838, 1843, 1858/60 und 1870 folgten mit Lobeck & Co., Petzold & Aulhorn, Otto Rüger und Hartwig & Vogel spätere Großbetriebe, in Leipzig nahm das Unternehmen Riquet die Schokoladenproduktion auf. Nach der Jahrhundertwende überholte der deutsche Verbrauch an Rohkakao den französischen, womit das Deutsche Reich in Europa die Spitzenposition übernahm.²¹ 1913 waren in 28 Unternehmen der Schokoladen- und Zuckerwarenindustrie in Dresden etwa 7.000 Arbeitskräfte beschäftigt (davon allein bei Hartwig & Vogel ca. 2.000), was einem Fünftel des deutschen Gesamtwerts entsprach. Damals soll es in Dresden schon über 1.000 Verkaufsstellen für Schokolade gegeben haben, die sich mittlerweile auch Arbeiterhaushalte ab und an leisten konnten. Der seit etwa 1880 ebenfalls zum Massenkonsumgut gewordene Zucker war sogar zum „Grundnahrungsmittel“ geworden; fortan wurde Zucker (wenn auch rationiert) selbst in Kriegszeiten abgegeben.

Der Konsum von Tabakwaren in Form von Schnupf-, Kau- und Rauchtobak war schon weit verbreitet, als die Zigarette in Deutschland Fuß fasste: 1862 wurde in Dresden mit der „Compagnie Laferme“ die erste Fabrikationsstätte als Filiale eines St. Petersburger Unternehmens gegründet; die russischen Fachkräfte wurden vom Eigentümer mitgebracht. Die mit Tabak aus dem Schwarz- bzw. Mittelmeerraum gefüllten Papirossi konnten sich jedoch, ebenso wie die nach ägyptischem Vorbild gefertigten Zigaretten späterer Gründungen, im Inland lange nicht gegenüber der Pfeife und Zigarre durchsetzen. 1880, als 21 von 33 deutschen Unternehmen ihren Sitz in Dresden hatten, wurden noch vier Fünftel der überwiegend in der Stadt hergestellten Gesamtproduktion exportiert.²² Erst als Zollschranken das florierende Exportgeschäft, u. a. für die italienische Tabakregie, behinderten, richtete sich das Augenmerk der Hersteller stärker auf das Inland. Zum Massenkonsumgut wurde die Zigarette erst nach der Jahrhundertwende, als sich das Produkt infolge der Ablösung der Hand- durch Maschinenarbeit verbilligte und der Kundenkreis durch intensive Produktreklame stark erweiterte. Die Steuergesetze 1906/1909, der durch das Vordringen des britisch-amerikanischen Tabaktrusts ausgelöste intensive Wettbewerb und die Zwangswirtschaft während des Ersten Weltkrieges beförderten die Konzentration der Unternehmen und die Ballung der Industrie in wenigen Großstädten. So wie dies schon im Frieden bei Zucker und Schokolade der Fall gewesen war, sicherte die Belieferung des Militärs mit Zigaretten den Absatz. Sie gelangten sowohl als „Liebesgaben“ an die Front, fanden aber auch Aufnahme in die Verpflegungsration der Soldaten. Aufgrund des rasch süchtig machenden Nikotins bewirkte dies eine Verbreitung in alle Bevölkerungsschichten hinein.

Innovationen

Die immer wieder gerühmten Dresdner Erfindungen erscheinen angesichts der andernorts und in anderen Branchen gemachten Innovationen auf den ersten Blick ziemlich banal: Denn was ist an einem Bierdeckel (Spath), einem Drahtverschluss mit Porzellankopf (Siemens), einem Teeaufgussbeutelchen (Teekanne) oder einem löschblattartigen Kaffeefilter (Melitta) so Besonderes?²³ Und warum ist ein portioniertes Stückchen feste Schokolade oder ein mit Tabak gefülltes Papierröllchen eine Innovation? So einfach, wie die Antwort auf den ersten Blick erscheinen mag, ist sie freilich nicht. Die unscheinbaren Produkte standen oft am Anfang einer Innovationskette, welche nicht nur die Herstellungstechnologie und Maschinenteknik, sondern auch die innere Organisation der Unternehmen und die Wege und Formen des Vertriebs revolutionieren sollten.

Dies geschah beispielhaft nach Einführung der Glasflaschenabfüllung 1884/85 in den Großbrauereien Sachsens. Damit änderten sich nicht nur die Betriebsabläufe und die Zusammensetzung der Belegschaft – in Männerbetrieben arbeiteten nun auch Frauen –, sondern es mussten die Vertriebsmechanismen und Absatzwege vollkommen umgekrempelt werden. Nicht zuletzt wurden hiervon die Entwicklung spezieller Anlagen für den Betrieb des Flaschenkellers sowie die Einführung der Owens-Maschinen in den Flaschenglasfabriken angestoßen. Mit der billigen Glasbierflasche wurden die Vertriebsgebiete stark erweitert und zugleich der Kontakt zum Kunden enger. Damit verstärkte sich der Druck, Biere als Marken zu kreieren: zugeschnitten auf die jeweilige Zielgruppe, mit hohem Wiedererkennungswert und verbunden mit dem Versprechen auf einen attraktiven Preis bei guter Qualität. Marketing und Produktreklame wurden in wachsenden Märkten nun zur Aufgabe für die Hersteller von Konsumgütern; das Reichswarenzeichenregister entstand 1894. Wenn sich 1893 in Leipzig der Deutsche Braumeister- und Malzmeister-Bund gründete, um dem Bedeutungsverlust der Berufsgenossen und dem Vordringen der Kaufleute entgegenzuwirken, zeigt dies genau jene Veränderungen an. Das versandfähige untergärige verdrängte das obergärige Bier weiter; es sollte 1910/11 einen Anteil an der Gesamtproduktion von 90 Prozent (1837: 17 Prozent) erreichen.

In der Schokoladen- und Zuckerwarenindustrie wurden zuerst die Grundprozesse zur Herstellung der Schokoladenmasse – das Enthülsen der Kakaobohnen, das Melangieren der Kakaomasse und das Auspressen der Kakaobutter – maschinell erledigt. Gegen die starke ausländische Konkurrenz konnten sich vor allem das Dresdner Unternehmen von Johann Martin Lehmann sowie die in Döhlen (später Freital) bestehende Fabrik von Johann Samuel Petzoldt behaupten und durchsetzen, die beide in den 1870er Jahren die Fertigung entsprechender Maschinen aufgenommen hatten. Für die Bedürfnisse der Branche arbeiteten auch die Hersteller von Blechemballagen (Schokoladeformen), von denen Anton

Reiche in Dresden-Plauen das bedeutendste Unternehmen gewesen war. Reiche lieferte auch gestanzte und bedruckte Verkaufsverpackungen aus Blech, Reklame-Blechplakate u. Ä. für die gesamte Genussmittelbranche – ein Geschäftsfeld, das seit den 1880er Jahren immer mehr sächsische Unternehmen bedienten, darunter die 1887 gegründete Metallplakate-Fabrik und Prägeanstalt Saupe & Busch (Union-Werke) in Radebeul. Weitere Prozesse, in erster Linie die Verpackung, wurden im Wesentlichen erst in Weimarer Zeit mechanisiert, wofür der 1916 eingeführte Packungszwang einen An Schub gab. Dadurch, dass vor dem Krieg vieles noch in Handarbeit erledigt wurde, erreichte der Anteil der zumeist ungelerten weiblichen Arbeitskräfte in der Schokoladen- und Zigarettenindustrie bis zu 90 Prozent.

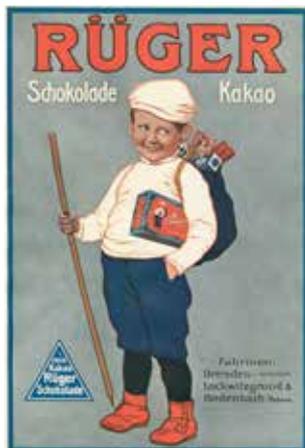
Im Unterschied zur Rauch-, Kau- und Schnupftabakherstellung kam die Mechanisierung der Zigarettenfertigung aufgrund des Verlagssystems und des geringen Absatzes mundstückloser Zigaretten im Inland lange nicht in Gang. Letztlich setzte sich die Stopfmachine nach Patenten von Otto Bergsträßer (1880/82) durch, die für Zigaretten mit Kartonmundstück gedacht war, wie sie in der „Compagnie Laferme“ in Dresden gefertigt wurden. 1893 begründete Bergsträßer mit einem Zigaretten- (Sulima) und Maschinenfabrikanten (Händel & Reibisch) die Dresdner „Universelle“, das später führende deutsche Unternehmen. An der Jahrhundertwende brachte schließlich die Kombination von Hülsen- und Stopfmachine bei Senkung der Ausschussquote den Durchbruch. Der inländische Markt war nun aufnahmefähig genug, zumal ein überlegener Konkurrent nach Dresden gelangte: 1901 übernahm die American Tobacco Company (seit 1902 British American Tobacco Company) die zweitgrößte Zigarettenfabrik Georg A. Jasmatzi. Zeitgleich eröffnete die mit ihr verbundene United Cigarette Machine Company ein Zweigwerk in Dresden. Dort wurden Universal-Zigarettenmaschinen nach J. Bonsack gefertigt, mit denen die Handfertigung von Zigaretten unterer Preisklassen unrentabel wurde. Die „Universelle“ konterte mit der „Excelsior“. Der Druck zur Mechanisierung erhöhte sich mit der Pflicht zu banderolierten Verpackungen nach dem Steuergesetz von 1906 und weitete sich mit der Steuererhöhung 1909 auf höherpreisige Produkte aus. Der Zigarettenmarkt wuchs explosionsartig an: Seit 1911 wurden mehr Zigaretten als Zigarren hergestellt, 1913 bereits eineinhalbmal so viel, was im Reichsmaßstab einem Pro-Kopf-Verbrauch von 193 Stück entsprach. Das Wachstum ging vor allem auf das Konto mechanisierter Unternehmen, die 86 Prozent der Beschäftigten in den 1.346 deutschen Unternehmen vereinten. Zehn Betriebe verfügten über mehr als 500 Beschäftigte (1913). Großunternehmen in Sachsen waren der Jasmatzi-Konzern (BAT) und die je über 2.000 Mitarbeiter zählenden Dresdner Firmen A. M. Eckstein & Söhne und Yenidze. Bis zum Kriegsbeginn 1914 übernahm der Jasmatzi-Konzern die Dresdner Konkurrenten Delta, Adler und Sulima mit starken Marktanteilen in anderen Regionen (Ruhrgebiet) und beteiligte sich an Josetti (Berlin)



Tafelschokolade, Jordan & Timaeus, Dresden, um 1910, Verpackung als Reiseführer gestaltet („Baedeker's Schlaraffenland“) Stadtmuseum Dresden, 2012/391



Werbemarken für Radeberger Pilsner, um 1910, Lithografie: Edmund Zepernick, Dresden Privatbesitz, Dresden



Plakat mit Figur des „Hansi“, Schokoladenfabrik Otto Rüger, Lockwitzgrund bei Dresden
Stadtmuseum Dresden, SMD_SP_1988_00641

und Batschari (Baden). Auf ihn entfielen 23 Prozent der Produktionsmenge mit 27 Prozent des Produktionswertes im Reich. In den etwa 100 Dresdner Betrieben wurden 53 Prozent der deutschen Produktion (1913) gefertigt.²⁴

Produktreklame und Werbebilder

In der Produktreklame für die von der Süßwarenindustrie hergestellten Schokolade-, Zucker- und Dauerbackwaren, darunter auch Konfitüre, Kakao, Marzipan, Lebkuchen, Bonbons usw., lassen sich (abgesehen von jahreszeitlich angepasster Werbung) folgende Bilder erkennen. Speziell auf die Region zugeschnitten, also auf Sachsens Geschichte und die Marke „Kunststadt Dresden“, waren die „Schwerter“-Marke (Riedel & Engelmann), die Künstlerlebkuchen (Jordan & Timaeus) und das Abbild des überall zu findenden „Schokoladenmädchens“ nach dem Pastell von Jean Étienne Liotard in der Dresdner Galerie. Ein Zeitgenosse stellte fest, dass dem „unerträglichen Figürchen“ kaum noch auszuweichen sei.²⁵ Qualität und Reinheit des Produkts wurden bei der „leichtschmelzenden“ Tell-Schokolade und „Cacao Vero“ (Hartwig & Vogel) hervorgehoben. Mit Verbandsmarken bürgte der 1877 gegründete „Verband deutscher Chocolate-Fabrikanten“ mit Sitz in Köln bzw. Dresden für die Fabrikanten, die sich 1878 zur Einhaltung eines „Reinheitsgebots“ bei Schokolade verpflichtet hatten, was sogar Eingang in das Lebensmittelgesetz des Deutschen Reichs von 1879 fand. Hartwig & Vogel knüpfte mit dem Motiv des Wilhelm Tell (nach dem 1895 in Altdorf aufgestellten Denkmal) an den Ruf der Schweizer Schokolade an und suchte zugleich das über Friedrich Schillers Theaterstück populäre Motiv zu nutzen, um Schokolade als Familienprodukt anzupreisen. Noch stärker trat das Bemühen um die Ziel-

gruppe der Jüngsten im „Hansi“ (Otto Rüger) zutage, einem Jungenporträt nach realem Dresdner Vorbild. Die Industrie ging zusammen mit Liebig's Fleischextrakt mit Sammelbildern als Mittel der Kundenbindung voran, was in den 1920er Jahren zur Domäne der Zigarettenindustrie werden sollte. Es fehlte aber auch nicht der Bezug zu Nation und Reich, wie die Deutsche-Mark (Petzold & Aulhorn) und das Motiv des „Reichsschmieds“ (Richard Selbmann) zeigen, ebenso wenig wie Orientalisierendes, das jedoch vor allem zur Domäne der Zigarettenreklame werden sollte.

Bei Biermarken auffällig, vor allem im Vergleich mit den jüngeren Konsumgütern Schokolade und Zigarette, ist der Gegensatz zwischen der starken Ausweitung des Konsums im 19. Jahrhundert und den weiterhin dominierenden regionalen und lokalen Werbebildern. Dies lag in der langen Tradition des Getränks und in der ungleich stärkeren Verankerung in Ort und Region begründet, wofür allein die Zahl von 437 noch arbeitenden Brauereien im Königreich Sachsen (1911) spricht. Ungeachtet der Aktivitäten der Abstinenzbewegung hatte der Wandel in der Konsumkultur das Bier in der Alltagskultur allgegenwärtig werden lassen. So war es beispielsweise Teil der Beköstigung des Dienstpersonals auf den Staatseisenbahnen. In Mengen konsumiert wurde es in den Bierpalästen, die in Dresden vornehm „Ballsäle“ genannt wurden, und in den zahlreichen Kneipen: Sachsen hatte die größte Gaststättendichte im Reich. Nicht wenigen Funktionären der SPD erschien der „sozialdemokratische Saft“ unverzichtbar für die Organisation der Arbeiterschaft, weshalb Vorlagen zur höheren Besteuerung von der Partei (wie bei Tabakprodukten) regelmäßig abgelehnt wurden.²⁶ Auch Reformen betrachteten das Bier als das geringere Übel gegenüber dem Schnaps. Der Verbrauchshöhepunkt wurde in Sachsen wie im Reich an der Jahrhundertwende erreicht. Danach verschob sich der Konsum weiter zu höherwertigen Sorten wie Lagerbier, das seit 1906 nach dem bayerischen Reinheitsgebot gebraut werden musste. 1913 wurde mit dem Urteil des Reichsgerichts zum Radeberger Pilsner die Klage der auf der Herkunftsbezeichnung beharrenden Brauereien aus Pilsen abgewiesen, womit Rechtssicherheit bei der Markenverwendung gegeben und das „deutsche“ Pilsner geboren war. Das Vordringen der durch Präzisionsarbeit gekennzeichneten „neuen“ Industrien (Kamerafertigung etc.) beförderte die Verdrängung des Getränks von den Arbeitsstätten. Allmählich wurde sogar der Hastrunk in den Brauereien, ein Überbleibsel der „freien Station“, eingeschränkt. Zum neuen Geschäftsfeld wurde die Limonadenproduktion, wofür die in der Region Dresden kreierte „Sinalco“ (sine alcohol = lat. ohne Alkohol) stehen kann, die nach dem Gesundheitsreformer Friedrich Eduard Bilz volkstümlich „Bilz-Brause“ genannt wurde. Die Zigarette war erst über einen Umweg nach Deutschland gelangt: Von Spanien und Frankreich kommend, hatte sie im „Orient“ am Schwarzen und Mittelmeer (Ägypten) Fuß gefasst, ehe sie über Ost- nach Mitteleuropa kam. Der Eigentümer der St. Petersburg „Compagnie Laferme“, der 1862 Dresden

Blech-Zigarettschachtel der Marke „Matrapas“, Zigarettenfabrik Sulima“
Stadtmuseum Dresden, SMD_2014_00327_Z3



als Sitz für die Zweigfabrik wegen des Bahnanschlusses nach Italien wählte, vermied damit die hohe russische Tabaksteuer. Hergestellt wurden in der nach einem französischen Schnupftabak benannten Fabrik russische Papirossi mit Pappmündstück. Die 1871 von Franziska Louise und Anna Wolff gegründete Fabrik „Sulima“ war nach einer Wappengemeinschaft des polnischen Adels benannt. Markennamen und -bilder der auch in Russisch und Polnisch beschrifteten Packungen wiesen einen Bezug nach Osteuropa auf. Was wegen der Herkunft der Gründerfrauen aus Posen, der polnisch-sächsischen Geschichte und der großen polnisch- und russischstämmigen Gemeinden in Dresden (u. a. der Dichter der „Sachsen-Trilogie“ Józef Ignacy Krasiński) nicht verwundert. Jedoch blieb es der „echten“ Orientzigarette nach ägyptischem Vorbild mit vergleichsweise mildem Tabak vorbehalten, das Rauchen papierummüllter Tabakröllchen in Deutschland zum Massenphänomen zu machen. Die Durchsetzung ist in Dresden mit dem Tabakmeister Georg A. Jasmatzi verbunden, der sich 1883 selbstständig machte, ehe weitere, zumeist griechischstämmige Tabakhändler und -fachleute aus dem Osmanischen Reich zuwanderten. Der bis 1945 dominierende Orientzigarette entsprach die Art und Weise der Reklame, in der (alt-)ägyptisch, arabisch-islamisch und persisch erscheinende Versatzstücke auftauchten. Mittels Symbolen und Worten wurde ein in Europa gängiges Orientbild reproduziert und verstärkt, das zwischen geheimnisvoller Exotik, Opulenz und Müßiggang changierte.²⁷ Was als erstrebenswerter Gegenpol zur eigenen Welt galt, die als zu hektisch empfunden wurde – obgleich gerade die Zigarette die schnelle Alternative zur Zigarre oder Tabakpfeife war. Die in unzähligen Varianten gestalteten Hauptmarken Dresdner Fabriken wie Matrapas (Sulima), Ramses (Jasmatzi) und Salem Aleikum (Yenidze) stehen für dieses populäre Reklambild, das bis in die 1960er Jahre auf den Verkaufsverpackungen Dresdner Zigaretten auftauchte, um schließlich in der Endzeit der DDR eine Wiederauferstehung zu feiern.

Die der Gegenwart eher gemäßen Bilder, welche die Moderne zur Inspiration für die Tabakreklame machten, fanden erst in den 1920er Jahren Eingang. Beim Bier stellte die Zwischenkriegszeit eine vergleichsweise „trockene“ Periode dar, an deren Beginn das große „Brauereisterben“ in Norddeutschland stand. Der sich in den häuslichen und Freizeitbereich verlagernde Alkoholkonsum unterlag nun vor allem der Selbstkontrolle; das Trinkverhalten politisch scharf getrennter Sozialmilieus glich sich an.²⁸ Die leicht handhabbare Zigarette, deren Konsum sich zwischen 1913 und 1930 fast verdreifachte, verdrängte ältere Produkte weiter: die Zigarre und die Tabakpfeife, die als bürgerlich bzw. dörflich galten. Im Caféhaus gingen Kaffee und Zigarette, denen eine nervenanregende und konzentrationsfördernde Wirkung zugeschrieben wurden, eine kongeniale Verbindung ein: Dieser Ort wurde geradezu zum Markenzeichen einer Welt der Künstler und Intellektuellen, die keine Grenzen kannte – von Egon Erwin Kisch bis zu Erich Kästner. Die Produk-

treklame zeigte sich anschlussfähig für unterschiedliche Bereiche: vom Leistungssport über den Kriegerverein bis zur politischen Partei. Frauen, die rauchten, waren nun auch im öffentlichen Leben keine Ausnahme mehr. Aber nicht gemeinsam mit den Männern, sondern noch immer eher als Femme fatale, so wie die populäre Figur der spanischen Zigarettenarbeiterin Carmen aus der bereits 1875 uraufgeführten Oper von Georges Bizet.

Ausblick

Es ist hier nicht der Platz, den Genussmittelkonsum oder den weiteren Weg der Branchen und ihrer Hilfsgewerbe zu verfolgen, in denen zur Mitte der 1920er Jahre noch etwa ein Fünftel der Dresdner Berufstätigen gearbeitet hat. Das gilt auch für ihre besondere Entwicklung nach 1945 oder die aufschlussreiche Geschichte der Gegenbewegungen, die zahlreiche Spuren in- und außerhalb der Stadt hinterlassen haben.²⁹ Noch wesentlicher sind die Hinterlassenschaften dieser Geschichte in sozialen Verhältnissen und Anschauungen. Wie grundlegend sich der Blick auf die Produkte seitdem verändert hat, zeigt die Zigarette – das zuletzt entstandene Massenkonsumgut –, das vom „braunen Gold zum sozialen Stigma“ geworden ist, wie ein Sammelband aus jüngerer Zeit treffend titelte.³⁰ Hingegen ist dem über längere Zeit „alternden“ Produkt Bier von der aus Amerika kommenden Craft-Beer-Bewegung neues Leben eingehaucht worden. So wie der Schokolade, welche eine junge und experimentierfreudige Anhängerschaft gewonnen hat, wodurch sie (noch) vom allmählich heranrückenden Anti-Zuckerdiskurs verschont geblieben ist.

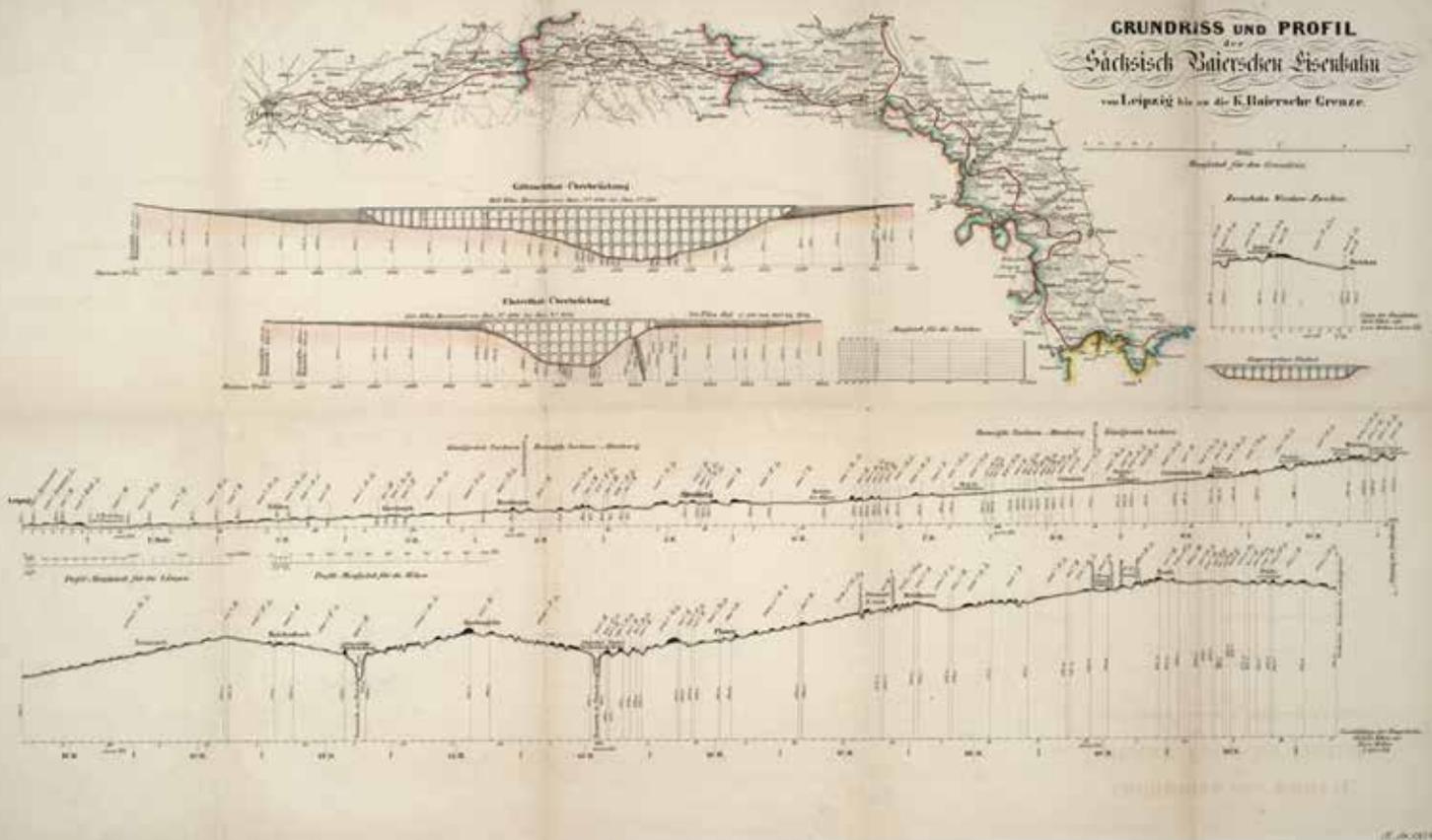
Gegenwart 2020: Salem Aleikum

Ein knappes Vierteljahrhundert ist seit 1996 vergangen ist – dem Jahr, an dem im Stadtmuseum Dresden der erste Teil der Ausstellungstrilogie zur „Genussmittelstadt“ an die Öffentlichkeit gelangt ist, die 2020 ihren Abschluss finden soll.³¹ In diesem Zeitraum hat sich das Wissen zur Industrie-, Ernährungs- und Sozialgeschichte und über Massenkonsumgüter der Industriezeit, darunter zu globalen, (trans-)nationalen und regionalen Verflechtungen, erheblich erweitert. Was eben andere Fragen an die Geschichte verlangt, als sie bei den Ausstellungen über das Bier (1996) oder die Schokolade (2013) gestellt werden konnten. Und so wird die Exposition zur Kulturgeschichte der Zigarette, die wohl den Titel „Salem Aleikum“ führen wird, gänzlich neue Fragen aufnehmen, die gesellschaftliche Relevanz gewonnen haben. Und es ist zu hoffen, dass über dieses bedeutende Kapitel sächsischer Industriegeschichte und Industriekultur die Besucher im Stadtmuseum Dresden (2020) und im Sächsischen Industriemuseum Chemnitz (2021) untereinander und mit den „Machern“ der Ausstellung in eine intensive Diskussion eintreten werden – als produktiver Teil der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem „Jahr der Industriekultur“.

- 23 Vgl. Holger Starke: Artikel „Spath, Robert“, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 24, München 2010, S. 771-772 [Online-Version <https://www.deutsche-biographie.de/pnd1020373687.html#ndbcontent>, letzter Abruf 22. Februar 2020], Mechtild Hempe: 100 Jahre Melitta. Geschichte eines Markenunternehmens, Köln 2008; Anette Dubbers: 125 Jahre Teekanne, Düsseldorf 2007.
- 24 Ines Vetter: Zur Geschichte der Mechanisierung – dargestellt am Beispiel der Tabakverarbeitung von den Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, Diss. Dresden 1989, S. 21 ff.; Peschke 1927 (wie Anm. 22), S. 24.
- 25 Zitiert nach Manfred Bachmann/Monika Tinhofer: Osterhase, Nikolaus, Zeppelin. Schokoladenformen im Spiegel alter Musterbücher, Husum 1998, S. 53.
- 26 Hasso Spode: Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland, Opladen 1993, S. 237-247.
- 27 Schürmann/Alten/Hirt/Knopf/Möcking/Schindelbeck/Strunk 2017 (wie Anm. 3), S. 54 f.; vgl. auch Swen Steinberg: Mohammed aus Sachsen. Die Vermarktung von ‚orientalischer Fremdheit‘, Regionalität, Nationalismus und Ideologie in der Dresdner Zigarettenindustrie, in: Jacob/Dworrok 2015 (wie Anm. 15), S. 183-212.
- 28 Spode 1993 (wie Anm. 26), S. 252-267.
- 29 Vom Verschwinden der Fabrik. Spurensuche in der früheren Tabakmetropole Dresden, Fotoausstellung im Stadtmuseum Dresden, 27. Juni bis 30. August 2020.
- 30 Vgl. Jacob/Dworrok 2015 (wie Anm. 15).
- 31 1996: Ein bierseliges Land. Aus der Braugeschichte von Dresden und Umgebung; 2013: Schokoladenstadt Dresden. Süßigkeiten aus Elbflorenz; 2020/21: Salem Aleikum! Geschichten zwischen Orient und Okzident.

Autor

Dr. Holger Starke
Stadtmuseum Dresden
holger.starke@museen-dresden.de



Industrialisierung und höhere technische Bildung in Sachsen

Martin Munke

Grundriss und Profil der Sächsisch-Baierschen Eisenbahn von Leipzig bis an die K. Baierschen Grenze, um 1850, u. a. mit Zeichnung der Göltzschtalbrücke und des Elstertalviadukts
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

Von der „Industriellen“ über die „Wissenschaftlich-Technische Revolution“ zur „angewandten Wissenschaft“

1986 veröffentlichte der Wirtschaftshistoriker und Leiter des „Zentrums für die Geschichte der Technikwissenschaften“ an der Technischen Universität Dresden, Rolf Sonnemann (1928–2010), in dieser Zeitschrift einen Artikel zu dem Themenfeld, dem auch der vorliegende Beitrag gewidmet ist.¹ Die Publikation fiel in eine Zeit ca. 40 Jahre nach der Gründung von Ingenieurschulen in der DDR und ca. 20 Jahre nach deren teilweiser Umwandlung in Ingenieurhochschulen – in eine Zeit, in der Staat und Partei der „Traditions- und Erbpflege“ in der Geschichtspolitik eine neue Bedeutung zumaßen. Entsprechend erschienen aus diesen Einrichtungen heraus zahlreiche Veröffentlichungen, in denen sie sich mit ihren oft bis ins frühe 19. Jahrhundert zurückzuverfolgenden Vorgängereinrichtungen auseinandersetzen und Ansprüche zur eigenen Rolle beim Aufbau der „sozialistischen Gesellschaft“ formulierten.

Deutlich wird hierbei das Ideal der „szientistischen Leitvorstellung, dass sowohl zwischen technischen und wissenschaftlichen Fortschritten als auch zwischen Technik-, Wirtschafts- und Gesellschaftsent-

wicklung ein sehr unmittelbarer und vor allem auch planbarer Zusammenhang besteht“². Unter spezifisch „marxistisch-leninistischen“ Vorzeichen lässt sich im Leitbild der „Wissenschaftlich-Technischen Revolution“ (später: „Wissenschaftlich-Technischer Fortschritt“) ein Fortschrittsoptimismus erkennen, der seine Wurzeln u. a. in den bereits von den Zeitgenossen als „revolutionär“ empfundenen Umwälzungen der Industrialisierungsprozesse ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte. Der Begriff der „Industriellen Revolution“ lässt sich seit den 1820er/1830er Jahren nachweisen. In dieser Zeit wurden auch in Deutschland und in Sachsen vermehrt technische Bildungseinrichtungen gegründet. Nach französischem Vorbild sah man „in der polytechnischen Bildung ein Sicherungsinstrument, um neue, die traditionellen Handwerksfertigkeiten beiseite schiebende industrielle Produktions- und Distributionssysteme in den Griff zu bekommen, zu kontrollieren und zugleich zu fördern“³.

Die Auswirkung des Ausbaus dieser Bildungseinrichtungen auf die Industrialisierungsprozesse war jedoch bis weit ins zweite Drittel des 19. Jahrhunderts hinein weitaus geringer als lange angenommen. Eine Ingenieursausbildung auf akademischem Niveau lässt sich in größerem Umfang erst

1 Vgl. Rolf Sonnemann: Industrielle Revolution und technisches Bildungswesen in Sachsen. Teil 1 [mehr erschienen], in: Sächsische Heimatblätter 32 (1986), Heft 2, S. 52-55.

seit Ende der 1860er Jahre nachweisen und diente zudem eher den Erfordernissen des öffentlichen Dienstes denn denen von Wirtschaft und Industrie.⁴ Zugleich war die Entwicklung neuer Anwendungen, war Innovation lange stärker von „methodischen Kenntnisse[n] zum Umsetzen von Funktionsvermutungen“ abhängig, was auch für das „Verbessern der Wirkungsgrade bekannter Technik“⁵ galt: „Machbarkeit“ in Form gelungener Versuche und der praktischen Umsetzung in der Werkstatt oder auf der Baustelle war so lange wichtiger als „Verstehbarkeit“. Der „Übergang vom wissenschaftlichen Verständnis der grundlegenden Prozesse zum wissenschaftlich angeleiteten Entwickeln neuer Produkte und Verfahren“⁶ fand dann erst ab dem Ende des 19. Jahrhunderts statt und ist verbunden mit dem Ausbau neuer Industriezweige wie der Chemie oder der Elektrotechnik. Das Labor und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Schritt vom Modell zur Simulation waren weitere Etappen einer Verwissenschaftlichung von Technik, die erst „in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts [...] zu einer konsistenten Selbstbetrachtung ihrer Theorien und Methoden führte“⁷.

Die „angewandten Wissenschaften“ nehmen bis heute eine wichtige Rolle in der (technischen) sächsischen Bildungslandschaft ein und sind in drei Bereichen zu finden: den Technischen Universitäten in Chemnitz, Dresden und Freiberg, den Fachhochschulen (deren englische Bezeichnung „University of Applied Sciences“ den Anwendungscharakter unterstreicht) in Dresden, Mittweida, Leipzig, Zittau/Görlitz und Zwickau, sowie schließlich den Einrichtungen der Berufsakademie Sachsen – den Studienakademien in Bautzen, Breitenbrunn, Dresden, Glauchau, Leipzig, Plauen und Riesa.⁸ Vielfach lassen sie sich auf Vorgängereinrichtungen im 19. Jahrhundert zurückführen – teilweise in ungebrochener Linie, teilweise über viele Zwischenschritte in der institutionellen Geschichte. An anderen Standorten – wie etwa dem von 1900 bis 1934 existierenden Technikum in Hainichen⁹ – konnte gar nicht an alte Traditionen angeknüpft werden.

Die Geschichte dieser Bildungsstätten ist oft noch nicht quellenbasiert erarbeitet wurden.¹⁰ Vor allem die größeren Einrichtungen in Chemnitz, Dresden, Freiberg und Leipzig haben besonders im Kontext von Jubiläen ausführlichere Überblicksdarstellungen vorgelegt und im Rahmen von Qualifikationsarbeiten bestimmte Abschnitte und Aspekte der eigenen Geschichte intensiver ausgeleuchtet. Für die anderen Einrichtungen liegen dagegen vielfach nur chronikartige Einblicke vor – die zudem, wenn vor 1989/90 erschienen, oft stark politisch gefärbt sind. Auch der vorliegende Beitrag soll nur ein stichpunktartiger Überblick sein, der die politischen Rahmenbedingungen weitgehend außen vorlässt. Hier besteht noch einiger Forschungsbedarf – zitiert wird jeweils nur die neueste Literatur –, ehe eine Gesamtgeschichte der technischen Bildung in Sachsen auf breiter Grundlage geschrieben werden kann.



Vorläufer im 18. Jahrhundert: das Ingenieurkorps der sächsischen Armee und die Bergakademie Freiberg

Technikum Hainichen.
Foto von Brück & Sohn, 1903
Public Domain (Scan: SLUB/Deutsche
Fotothek/Wikimedia Commons)

Den oft vergessenen Anfang der höheren technischen Bildung in Sachsen bildete das Ingenieurkorps der sächsischen Armee, ausgehend von den Entwicklungen im Fortifikationswesen.¹¹ Als „Offiziere zum Fortifizieren“ waren die Ingenieure ab 1631 direkt der Heeresführung unterstellt. Mit der Aufstellung des stehenden Heeres 1682 zunächst der Artillerie angegliedert, wurde das Korps 1712 die erste eigenständige Militärabteilung dieser Art in Deutschland überhaupt. Es war auch in zivilen Fragen aktiv, etwa im Straßen- und Brückenbau und bei der Landesvermessung.

Teil einer Neuorganisation des Korps in den 1730er Jahren war die Einrichtung einer Fachanstalt zur Ausbildung der meist aus dem Bürgertum stammenden Offiziere, die im Dezember 1743 als Ingenieur-



- 2 Thomas Hänseroth: Eine Gründungsschrift der Technikwissenschaftsgeschichte in Deutschland. Kommentar zu Gisela Buchheim: Zur Wechselwirkung von Naturwissenschaften und Technikwissenschaften in ihrer historischen Entwicklung (1978), in: NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 18 (2010), S. 409–420, hier S. 411.
- 3 Wolfhard Weber: Lehren und Lernen für den Fortschritt. Polytechnische Hochschulen, Schulen und Vereine, in: Ulrike Laufer (Hrsg.): Gründerzeit 1848–1871. Industrie und Lebensträume zwischen Vormärz und Kaiserreich, Dresden 2008, S. 156–165, hier S. 156.
- 4 Vgl. Wolfgang König: Technical Education and Industrial Performance in Germany. A Triumph of Heterogeneity, in: Robert Fox/Anna Guagnini (Hrsg.): Education, Technology and Industrial Performance in Europe, 1850–1939, Cambridge 1993, S. 65–87; Ulrich Wengenroth: Industrialisierung, in: Marianne Sommer/Staffan Müller-Wille/Carsten Reinhardt (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftsgeschichte, Stuttgart 2017, S. 294–303.

Ältestes Gebäude der Bergakademie Freiberg
Aus: Carl Schiffner: Aus dem Leben alter Freiburger Bergstudenten, Bd. 3, 1940

- 5 Wengenroth 2017 (wie Anm. 4), S. 299.
- 6 Ebenda.
- 7 Ebenda, S. 300.
- 8 Vgl. einführend Berufsakademie Sachsen (Hrsg.): 25 Jahre Studieren im Markt. Berufsakademie Sachsen, Glauchau 2016.
- 9 Vgl. Günter Neumann: Das Technikum Hainichen. Von seiner Eröffnung im Jahre 1900 bis zur Schließung im Jahre 1934 und nachfolgenden Ereignissen bis in die Gegenwart, Hainichen 2018.
- 10 Die gedruckten Quellen wie Jahresberichte, Prüfungspläne u. ä. lassen sich i. d. R. über die Sächsische Bibliografie erschließen, vgl. <http://swb.bsz-bw.de/DB=2.304>. Sie werden hier nicht gesondert aufgeführt.
- 11 Vgl. Thomas Hänseroth: Die Anfänge des sächsischen Ingenieurwesens, in: Ingenieurkammer Sachsen (Hrsg.): Ingenieurleistungen in Sachsen, [Chemnitz] 1998, S. 8-13.
- 12 Ebenda, S. 9.
- 13 Vgl. zuletzt Helmuth Albrecht: Die Bergakademie Freiberg. Eine Hochschulgeschichte im Spiegel ihrer Jubiläen 1765 bis 2015, Halle (Saale) 2016; Dietrich Stoyan (Hrsg.): Bergakademische Geschichten. Aus der Historie der Bergakademie Freiberg erzählt anlässlich des 250. Jahrestages ihrer Gründung, Halle (Saale) 2015.

Reichturm in Bautzen,
rechts die Industrie- und
Gewerbeschule.

Foto von Brück & Sohn, 1903
Public Domain (Scan: SLUB/Deutsche
Fotothek/Wikimedia Commons)



akademie zu Dresden den Lehrbetrieb aufnahm und in der Neustädter Kaserne am Niedergraben ansässig war. Sie kann als erste dauerhafte technische Bildungseinrichtung in Sachsen gelten. Nach den Napoleonischen Kriegen wurde sie 1816 mit der 1766 gegründeten Artillerieakademie zu einer neuen Militärakademie vereint. Parallel erfolgte die Neugründung der Ingenieur-Bildungsanstalt Dresden ebenfalls in der Neustädter Kaserne, die in ihren Lehrinhalten teilweise der Ausbildung von zivilen Bauingenieuren an der 1828 gegründeten Technischen Bildungsanstalt entsprach. Die Absolventen waren u. a. im aufkommenden Neubau von Eisenbahnstrecken sowohl für die Trassierung und Projektierung der Fernbahn Leipzig-Dresden als auch der Sächsisch-Bayerischen Eisenbahn zuständig. Später ist die Bildungsanstalt als eigenständige Einrichtung nicht mehr nachweisbar. Sie und ihre Vorläufer im Rahmen der Ingenieursausbildung der sächsischen Armee leisteten aber „wesentliche Beiträge sowohl zur Formierung des Ingenieurberufs einschließlich eines befestigten Berufsbildes als auch zur modernen technischen Bildung“¹².

Eine kontinuierliche Entwicklung nahm demgegenüber die 1765 begründete Kurfürstlich Sächsische Bergakademie zu Freiberg, die ab 1806 als Königlich Sächsische Bergakademie firmierte.¹³ Sie gehört damit zu den ältesten noch bestehenden technischen Bildungseinrichtungen der Welt. 1899 wurde sie zur Technischen Hochschule erhoben und erhielt 1905 das Promotionsrecht für den Dr.-Ing., 1939 für den Dr. rer. nat. Seit 1990 ist sie Technische Universität mit Schwerpunkt in den Geowissenschaften, aber auch weitgehend einzigartigen Studiengängen wie dem zur Industriearchäologie.

Gründungen im 19. Jahrhundert

1827: Bautzen¹⁴

Noch vor der Landeshauptstadt Dresden und wenige Jahre nach vergleichbaren Einrichtungen in Berlin und Karlsruhe wurde 1827 in der Oberlausitz eine polytechnische Schule gegründet. Der

Unterricht für Handwerkslehrlinge u. a. mit den Fächern Geometrie, Chemie und Physik fand in Bautzen zunächst in den Wohnungen der Lehrer statt, ehe 1848 ein eigenes Gebäude am Wendischen Graben bezogen wurde. Im Zuge des Allgemeinen Fortbildungsgesetzes für Sachsen wurde die Einrichtung 1875 zu einer Fortbildungsschule an der allgemeinen Volksschule. Als Industrie- und Gewerbeschule war sie ab 1898 im ehemaligen Bauamt am Reichturm angesiedelt. In den nächsten vierzig Jahren erhöhte sich die Schülerzahl stark – von 135 im Jahr 1898 auf über 2.100 1938, als die Einrichtung nunmehr als Technische und Gewerbliche Lehranstalten firmierte. Zusammengeschlossen waren hier eine Industrie- und Gewerbeschule mit dreijähriger und eine Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik mit vierjähriger Ausbildung.

1945 erfolgte die Vereinigung mit der allgemeinen Berufsschule. Die 1950er Jahre sahen mit der Neugliederung des Fachschulwesens in der DDR diverse Umbenennungen und Neuausrichtungen, zunächst als Abendschule für Technische Ausbildung. Seit 1951 wurde neben der Technikerausbildung ein Ingenieurstudium an der Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik angeboten. Weitere Namensformen waren Fachschule für Maschinenbau und Fachschule für Schwermaschinenbau. Abschluss dieser Periode ist 1958 die Umbenennung in Ingenieurschule für Fördertechnik mit ca. 750 Studenten im Jahr 1961. Eine letzte Umbenennung erfolgte 1969 in Ingenieurschule für Maschinenbau. Insgesamt schlossen in der DDR-Zeit knapp 10.000 Absolventen eine Ausbildung ab. Seit 1991 führt die Staatliche Studienakademie Bautzen diese Tradition dort, u. a. mit den Studienrichtungen Maschinenbau, Elektrotechnik und Wirtschaftsingenieurwesen.

1828/1861: Dresden

Die heutige Technische Universität lässt sich auf die 1828 begründete Technische Bildungsanstalt zurückführen, die ab 1851 als Königlich Sächsische Polytechnische Schule und ab 1871 als Königlich Sächsisches Polytechnikum firmierte.¹⁵ Ihr Hauptsitz lag ab 1875 in einem neu errichteten repräsentativen Gebäude am damaligen Bismarckplatz in der unmittelbaren Nähe des Hauptbahnhofes. 1890 erfolgte die Stuserhöhung zur Königlich Sächsischen Technischen Hochschule, die 1900 das Promotionsrecht erhielt und 1961 zur Technischen Universität wurde. Nach 1990 wurde eine Reihe anderer Hochschulen der Stadt wie die Pädagogische Hochschule „Karl Friedrich Wilhelm Wander“ und Teile der Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List“ integriert – letzteres eine Reintegration, war die Verkehrshochschule mit ihren Studiengängen wie Maschineningenieurwesen und Elektroingenieurwesen im Bereich Fahrzeugtechnik doch zwischen 1949 und 1952 eine Fakultät der damaligen Technischen Hochschule gewesen.¹⁶ Heute gehört die Einrichtung zu nur

elf Universitäten bundesweit, die im Rahmen der „Exzellenzinitiative“ bzw. „Exzellenzstrategie“ des Bundes und der Länder entsprechende Anträge bewilligt bekommen haben.

Ein zweiter Strang der höheren technischen Bildung geht auf die 1861 begründete Gewerbeschule Dresden zurück – zunächst ab 1862 als Privateinrichtung weitergeführt, ab 1896 als Städtische Gewerbeschule.¹⁷ Nach verschiedenen Eingliederungen ab 1926 als Technische Lehranstalten der Stadt Dresden benannt, existierte ab 1928/29 eine Höhere Maschinenbauschule als Teileinrichtung, an der 1929 der erste Ingenieur, 1936 die erste Ingenieurin den Abschluss ablegte. 1945 erfolgte die Wiederaufnahme des Lehrbetriebs als Technikerschule, ab Oktober 1947 als Ingenieurschule. Nach diversen Zwischenschritten – 1952 Fachschule für Maschinenbau, Elektrotechnik und Feinmechanik Dresden mit neuem Schwerpunkt Flugzeugbau ab Mitte/Ende der 1950er Jahre, 1962 Ingenieurschule für Maschinenbau und Elektrotechnik mit dem Bereich Informatik als neuem Fokus – erfolgte 1969 die Gründung der Ingenieurhochschule Dresden mit den Bereichen Systemtechnik der Datenverarbeitung und Informationselektronik, die 1980 das Promotionsrecht erhielt und 1986 in die Technische Universität integriert wurde.

Die ehemaligen Gebäude der Einrichtung in Dresden-Johannstadt werden heute u. a. von der Staatlichen Studienakademie Dresden als Teil der Berufsakademie Sachsen genutzt.¹⁸ Diese Einrichtung geht wiederum auf eine 1950 gegründete Techniker-Abendschule in Freital bei Dresden zurück, die 1953 zur Abendfachschule für Holztechnik, 1954 zur Fachschule für Holztechnologie Dresden und schließlich zur Ingenieurschule für Holztechnik Dresden wurde. 1991 begann der Probebetrieb im Rahmen der Berufsakademie, die heute Studi-



In den 1840er Jahren errichtetes Gebäude der Technischen Bildungsanstalt am Antonplatz in Dresden, Foto vor 1945
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

engänge wie Holz- und Holzwerkstofftechnik und Informationstechnologie anbietet.

Zu nennen ist schließlich noch die aus der 1952 begründeten Fachschule für Eisenbahnwesen hervorgegangene Ingenieurschule für Verkehrstechnik, die nach einer 1981 begonnenen vertieften Zusammenarbeit mit der Hochschule für Verkehrswesen 1988 in diese integriert wurde. Ein Teil der Strukturen dieser Einrichtung, der 1992 nicht in die Technische Universität überging, wurde schließlich in der ebenfalls 1992 als Fachhochschule begründeten Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW) weitergeführt.¹⁹ Mit ihren Fakultäten Maschinenbau, Bauingenieurwesen und Landbau/Umwelt/Chemie führt sie ebenfalls Aspekte der technischen Bildungstradition von Dres-



Maschinenlaboratorium der Technischen Hochschule Dresden, Postkarte, um 1905
TU Dresden/Kustodie über SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

- 14 Eine zusammenhängende Darstellung fehlt. Vgl. stichpunktartig <https://www.ba-bautzen.de/die-akademie/die-ba-inbautzen>.
- 15 Vgl. Reiner Pommerin (Hrsg.): 175 Jahre TU Dresden, 3 Bde., Köln/Weimar/Wien 2003.
- 16 Vgl. außer den Eigendarstellungen knapp Reinhard Göttner: Ausbildung an der Verkehrshochschule Dresden. Geschichte der Hochschule für Verkehrswesen Friedrich List von 1952 bis zu ihrer Auflösung 1992, in: Das Archiv. Magazin für Kommunikationsgeschichte (2004), Heft 1, S. 59-63.
- 17 Vgl. Ingenieurhochschule Dresden (Hrsg.): Von der Gewerbeschule Dresden zur sozialistischen Hochschule. 125 Jahre IH Dresden, Dresden 1986.
- 18 Eine zusammenhängende Darstellung fehlt; vgl. stichpunktartig <https://www.ba-dresden.de/die-akademie/chronik>.
- 19 Vgl. Hochschule für Technik und Wirtschaft Dresden (Hrsg.): 25 Jahre HTW Dresden. Mit Hochschulchronik, [Dresden] 2017.

- 20 Vgl. Hans-Joachim Hermes/Wolfgang Lambrecht/Stephan Luther: Von der Kgl. Gewerbschule zur Technischen Universität. Die Entwicklung der höheren technischen Bildung in Chemnitz 1836–2003, Chemnitz 2003.
- 21 Vgl. G[erhard] Ackermann (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte der Ingenieurhochschule Zittau, 4 Bde., Zittau 1987/88; Hochschule Zittau-Görlitz (Hrsg.): Ein Blick zurück nach vorn. 20 Jahre Hochschule Zittau/Görlitz 1992-2012, [Görlitz/Zittau] 2012.
- 22 Vgl. Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur, Fakultät Bauwesen (Hrsg.): 175 Jahre Baukunst aus Leipzig, Leipzig 2013; Autorenkollektiv der Technischen Hochschule Leipzig: Technisches Bildungswesen in Leipzig. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Leipzig 1989.

Ingenieurschule Zwickau,
Foto von Brück & Sohn, 1915
Public Domain (Scan: SLUB/Deutsche
Fotothek/Wikimedia Commons)



den fort. Ihren Sitz hat sie am heutigen Friedrich-List-Platz im ehemaligen Zentralgebäude der Hochschule für Verkehrswesen und damit an jener Stelle, wo sich bis 1945 der Sitz des Polytechnikums und der TH befand.

1836: Chemnitz²⁰

Erste Initiativen zum Ausbau technischer Bildungseinrichtungen in Chemnitz gingen von einem 1829 gegründeten Handwerkerverein aus, der im gleichen Jahr eine Sonntagsschule begründete. 1830 folgte eine Weberschule. Zur Keimzelle der höheren technischen Bildung in der Stadt wurde dann die 1836 begründete Königliche Gewerbeschule, u. a. basierend auf Überlegungen des hier seit 1828 ansässigen Industrievereins für das Königreich Sachsen. Integriert wurde in die Einrichtung eine bereits seit 1796 bestehende Fabrikzeichenschule, 1837 erfolgte die Angliederung einer Baugewerkschule und 1855 einer Werkmeisterschule. Organisatorisch beschränkte sich die Angliederung auf die gemeinsame Direktion mit der ab 1862 so benannten Höheren Gewerbeschule und, ab 1878, auf die Finanzverwaltung. Aufgrund der steigenden Schüler- und Studentenzahlen wurde in den 1870er Jahren ein neuer Gebäudekomplex am Schillerplatz errichtet, der bis heute das Zentralgebäude der Einrichtung ist. Die Bemühungen um eine Statusänderung zur Polytechnischen Schule scheiterten u. a. an Widerstand aus Dresden. Stattdessen erfolgte 1900 die Umbenennung der Höheren Gewerbeschule zur Gewerbeakademie und der Werkmeisterschule zur Maschinenbauschule, womit auch die Sonderstellung zwischen technischen Mittelschulen und Hochschulen verdeutlicht wurde. Die gemeinsam so genannten Technischen Staatslehranstalten wurden nach mehreren räumlichen und inhaltlichen Erweiterungen dann 1929 schließlich zur Staatlichen Akademie für Technik.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Einrichtung wiederum als Technische Lehranstalten zunächst als reine Fachschule weitergeführt, mit den

Schwerpunkten Maschinenbau, Chemie, kommunaler und industrieller Bau sowie Elektrotechnik. 1952 erfolgte die Umbenennung in Fachschule für (Schwer)Maschinenbau und Elektrotechnik – allerdings nur für drei Jahre, als die Bereiche Chemie nach Köthen und Bauwesen nach Görlitz verlegt wurden. Schon 1953 war dafür am Standort der Technischen Lehranstalten am Schillerplatz die Hochschule für Maschinenbau Karl-Marx-Stadt gegründet worden. In der Folge führten auch die fortgesetzten Bemühungen um Statuserhöhung zum Erfolg: 1963 wurde die Einrichtung zur Technischen Hochschule, 1986 zur Technischen Universität. U. a. mit den Fakultäten Maschinenbau sowie Elektrotechnik und Informationstechnik nimmt sie fortgesetzt eine wichtige Stellung in der höheren Bildungslandschaft in Südwestsachsen ein.

1836: Zittau²¹

Ausgangspunkt der technischen Bildung in Zittau war eine ebenfalls 1836 begründete Gewerbeschule. Über eine Baugewerkschule sowie eine Tiefbau- und Hochbauschule entwickelte sie sich schließlich zu einer Höheren Handelsschule mit dem Recht der Verleihung von Ingenieurpatenten. In der DDR bildete der Energiesektor den Schwerpunkt der hiesigen technischen Bildung mit der 1951 erfolgten Gründung der Ingenieurschule für Energiewirtschaft. Ab 1969 firmierte sie als Ingenieurhochschule Zittau mit den Fachbereichen Kraftwerksanlagen, Energieumwandlung, Elektroenergieversorgung und Betriebswirtschaft. Von 1979 bis 2005 wurde ein Lehr- und Forschungsreaktor betrieben. 1988 erfolgte die Aufwertung zur Technischen Hochschule mit der Verleihung des Promotionsrechts. 1992 wurde die TH als Fachhochschule in die Hochschule für Technik und Wirtschaft (ab 1993 plus Sozialwesen) Zittau/Görlitz überführt, die mittlerweile als Hochschule Zittau/Görlitz (HSZG) firmiert. Die technische Tradition wird in den Bereichen Elektrotechnik und Informatik sowie Maschinenwesen fortgeführt, u. a. mit Schwerpunkten in der Energie- und Umwelttechnik.

1838/1875: Leipzig

Für Leipzig lassen sich ähnlich wie für Dresden mehrere Traditionsstränge der höheren technischen Bildung feststellen, die in der Hauptsache in die heutige Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) mündeten.²² Der erste ist verbunden mit der 1838 gegründeten Königlich-Sächsische Baugewerkschule, die 1909 in Königlich-Sächsische Bauschule und 1920 in Sächsische Staatsbauschule umbenannt wurde. 1947 wurde sie als Ingenieurschule für Bauwesen wiedereröffnet, ab 1954 firmierte sie als Hochschule für Bauwesen. Der zweite Strang geht zurück auf die Höhere Maschinenbauschule von 1875. Sie erfuhr einige Transformationen im Kontext der Gründung von Ingenieurschulen in der DDR: 1956 Ingenieurschule für Schwermaschinenbau und Elektrotechnik, 1965 Ingenieurschule für Automati-



Technikum Mittweida, Elektrotechnisches Institut, Postkarte von Brück & Sohn, 1918
Public Domain (Scan: SLUB/Deutsche Fotothek/Wikimedia Commons)

sierungstechnik, schließlich 1969 Ingenieurhochschule Leipzig. In ihr ging die 1950 begründete Ingenieurschule für Polygraphie Leipzig auf, die aus der seit 1869 bestehenden Buchdruckerlehranstalt hervorging, seit 1952 den Beinamen „Otto Grotewohl“ trug und einen weiteren Strang darstellt.

Die Hochschule für Bauwesen und die Ingenieurhochschule wurden 1977 zur Technischen Hochschule Leipzig zusammengeschlossen. Es folgten weitere Konzentrationsprozesse mit dem Anschluss der Ingenieurschule für Energiewirtschaft Leipzig 1988, die unter diesem Namen seit 1970 existierte und über die Ingenieurschule für Gastechnik (1956) aus der 1949 begründeten Fachschule für Energie Markkleeberg hervorging. Die Technische Hochschule wurde nach der Friedlichen Revolution schrittweise in Form der 1992 als Fachhochschule begründeten HTWK fortgeführt und selbst 1996 geschlossen.

Im Bereich Maschinenbau existierte in der DDR-Zeit ab 1956/58 noch eine weitere Ingenieurschule: die Ingenieurschule für Landmaschinenbau bzw. Maschinenbau, die über die Fachschule für Landmaschinenbau (1953) aus der Betriebsfachschule Land-, Bau- und Holzbearbeitungsmaschinen von 1951 hervorging. An ihrem ehemaligen Standort befindet sich seit 1993 mit der Staatlichen Studienakademie Leipzig ein weiterer Teil der Berufsakademie Sachsen, der die technische Tradition mit einem Studiengang Service Engineering/Instandhaltungingenieur fortführt.

1862/1897: Zwickau²³

Auch in Zwickau existieren mehrere Traditionslinien. Die erste ist eng mit dem Steinkohlenbergbau in Südwestsachsen verbunden und sah 1862 die Begründung der Zwickauer Bergschule. Zunächst in staatlicher Trägerschaft, wurde sie ab

1923 durch einen Verein verwaltet. Mit der Wiedereröffnung 1946 erfolgte die erneute Verstaatlichung. Nach verschiedenen Namensänderungen über Bergbau-Ingenieurschule, Fachschule für Bergbau und Bergingenieurschule erhielt die Einrichtung schließlich 1955 den Beinamen „Georgius Agricola“. 1965 wurde sie mit der zweiten technischen Bildungseinrichtung der Stadt vereinigt, der auf eine Gründung des Jahres 1897 zurückgehenden Ingenieurschule. Die spätere Fachschule für Kraftfahrzeugbau, Maschinenbau und Elektrotechnik bzw. Ingenieurschule für Kraftfahrzeugtechnik hatte neben dem Automobilbau zunächst auch einen Schwerpunkt im Flugzeugbau. Zusammen firmierten die Einrichtungen als Ingenieurschule für Maschinenbau und Elektrotechnik, später als Ingenieurhochschule, die 1979 das reguläre Promotionsrecht erhielt. Nach der Eingliederung der Plauener Fachschule für Ökonomie und der Glauchauer Ingenieurschule für Anlagenbau erfolgte 1989 wie in Zittau die Aufwertung zur Technischen Hochschule. Nach 1989/90 wurde die Einrichtung als Fachhochschule weitergeführt: ab 1992 zunächst als Hochschule für Technik und Wirtschaft, seit 1996 und nach Eingliederung der Ingenieurschule für Textiltechnik Reichenbach 1994 schließlich als Westsächsische Hochschule Zwickau u. a. mit den Fakultäten Kraftfahrzeugtechnik, Elektrotechnik, Automobil- und Maschinenbau sowie Physikalische Technik/Informatik.

1865/67: Mittweida²⁴

Das Technikum in Mittweida weist eine doppelte Gründungsgeschichte auf: eine erste Eröffnung 1865 unter Wilhelm Heinrich Uhland, eine zweite 1867 unter Carl Georg Weitzel. Bis in die 1930er hinein blieb die Einrichtung eine privat geführte,

23 Vgl. Westsächsische Hochschule Zwickau (FH) (Hrsg.): 100 Jahre Ingenieurausbildung in Zwickau. 1897–1997, Zwickau 1997.

24 Vgl. den Beitrag von Jan-Peter Domschke und Hansgeorg Hofmann in diesem Heft; Hochschule Mittweida (FH) (Hrsg.): 135 Jahre Hochschule Mittweida – 10 Jahre neue Bildungsform, Mittweida 2003; Hochschule Mittweida (FH) (Hrsg.): 140 Jahre Hochschule Mittweida – 15 Jahre neue Bildungsform, 2 Bde., Mittweida 2007.

- 25 Vgl. Rüdiger Flämig: Staatliche Kunst- und Fachschule für Textilindustrie 1877-1945 Plauen, Vogtland, Plauen 1996; für die Zeit ab 1999 stichpunktartig <https://www.ba-plauen.de/die-akademie/unsere-historie>.
- 26 Westsächsische Hochschule Zwickau (FH), Fachbereich Textil- und Ledertechnik (Hrsg.): 150 Jahre Textiltechnik-Studium in Reichenbach/Vogtland. 1848-1998, Zwickau 1998.
- 27 Eine zusammenhängende Darstellung fehlt. Vgl. für die Gründungszeit die Festschrift zur 30jährigen Jubelfeier der Staatlichen Bauwerkschule zu Görlitz, Görlitz 1924; für die DDR-Zeit Arbeitsgruppe der IS (Red.): Ingenieurschule für Elektronik und Informationsbearbeitung „Friedrich Engels“ Görlitz, Zittau 1982.

1938 kam der Übergang zu einem Stiftungsmodell. Im November 1947 erfolgte die Wiederaufnahme des Lehrbetriebes als Ingenieurschule u. a. mit den Bereichen Elektrotechnik (schon seit Ende des 19. Jahrhunderts ein wichtiger Schwerpunkt), Maschinenbau und Kraftfahrzeugbau. Auch in Mittweida wurde die Einrichtung in den 1960er Jahren (hier: 1969) in eine Ingenieurschule umgewandelt, die 1980 das Promotionsrecht erhielt. Nach 1990 ging es als Fachhochschule weiter. An der Fakultät Ingenieurwissenschaften der heutigen Hochschule Mittweida sind die Lehr- und Forschungsgebiete Maschinenbau, Lasertechnik sowie Elektro- und Automatisierungstechnik angesiedelt.

1877: Plauen²⁵

Die höhere technische Bildung in Plauen ist eng mit der Textilindustrie verbunden, nachdem bereits 1832 eine Gewerbliche Sonntagsschule in der Stadt bestanden hatte. Die 1877 gegründete Kunstgewerbliche Fachzeichenschule wurde 1891 zur Königlichen Industrieschule. In der Folge drückte sich der Textilschwerpunkt stärker in den offiziellen Bezeichnungen aus: 1903 Königlich-Sächsische Kunstschule für Textilindustrie, 1918 Staatliche Kunstschule für Textilindustrie, 1933/34 Staatliche Kunst- und Fachschule für Textilindustrie, 1942 Staatliche Meisterschule für Textilindustrie. 1945 wurden die Lehrgebäude zerstört, die Einrichtung in der DDR nicht als Stätte der höheren technischen Bildung fortgeführt, nachdem die Meisterschule 1950 ihren Betrieb einstellte. Erst 1999 richtete man in der Stadt einer Außenstelle der Staatlichen Studienakademie Breitenbrunn ein, in der ab 2001 Studiengang „Technisches Management“ angeboten wurde. Im Dezember 2006 wurde dann die Staatliche Studienakademie Plauen als neuer Standort der Berufsakademie Sachsen

gegründet. „Technisches Management“ lässt sich hier mit den Schwerpunkten Technische Betriebsführung sowie Metall- und Stahlbau studieren, eine Kontinuität zur Textiltradition besteht also nicht mehr.

1881: Reichenbach²⁶

Nachdem im vogtländischen Reichenbach bereits ab Mitte des 19. Jahrhunderts Webkurse an der örtlichen Sonntagsschule angeboten wurden, wurde diese 1878 in eine Fortbildungsschule mit einer eigenen Abteilung Webschule umgewandelt. Letztere wurde 1881 zu einer eigenständigen Einrichtung und 1901 zur Höheren Webschule umbenannt. Nach einer weiteren Umbenennung in Höhere Textilfachschule konnten ab 1932 Ingenieure ausgebildet werden. 1946 erfolgte die Wiederaufnahme des Lehrbetriebes als Ingenieurschule für Textilindustrie bzw., ab 1964, als Ingenieurschule für Textiltechnik. Nach der Friedlichen Revolution wurde die Einrichtung 1994 geschlossen und als Teil der HTW bzw. Westsächsischen Hochschule Zwickau fortgeführt.

1894: Görlitz²⁷

Zunächst nicht in die Geschichte der technischen Bildung in Sachsen gehört die Gründung einer Bauwerkschule in Görlitz, das bekanntlich zu dieser Zeit im preußischen Teil der Oberlausitz lag. 1898 wurde eine Maschinenbauschule in der Stadt eingerichtet. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte 1952 die Gründung einer Baufachschule, die 1956 als Fachschule für Schienenfahrzeuge und Waggonbau fortgeführt und bereits 1958 in Ingenieurschule für Maschinenbau umbenannt wurde. Dieser Bereich wurde zugunsten einer neuen Profilierung ab 1969 in Ingenieurschule für Elektronik und Informationsverarbeitung, die den Beinamen „Friedrich Engels“ erhielt, aufgegeben, ab 1977 allerdings wieder



Ingenieurschule „Rudolf Diesel“
in Meißen-Zaschendorf, Foto von
Margot Schaal, 1963

© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

aufgegriffen. Die Einrichtung wurde 1990 nach der Friedlichen Revolution aufgelöst, die Tradition der technischen Bildung 1992 mit der Neugründung der Hochschule für Technik und Wirtschaft Zittau/Görlitz wieder aufgenommen.

1898: Glauchau²⁸

Die (höhere) technische Bildung im westsächsischen Glauchau nahm ihren Ausgang in der Eröffnung einer Bauschule im November 1898. 1903 wurde sie mit der örtlichen Webschule, 1905 mit der Dachdeckerschule zusammengeschlossen. 1932 in Städtische Bauschule für Hoch- und Tiefbau und 1938 in Städtische Bauschule – Fachschule für Hoch- und Tiefbau umbenannt, erfolgte 1947 die Wiedereröffnung als Ingenieurschule für Bauwesen. 1950 wurde die Einrichtung, die zuvor eine städtische gewesen war, in staatliche Verwaltung über- und 1965 als Ingenieurschule für Anlagenbau weitergeführt, das Profil also verändert. Ende der 1980er wurde die Ingenieurschule der Zwickauer Ingenieurhochschule zugeordnet und 1991 zunächst als Ingenieurschule für Wärmetechnik und Anlagenbau weitergeführt. 1993 startete hier schließlich mit der Staatlichen Studienakademie Glauchau ein Pilotprojekt im Rahmen der Berufsakademie Sachsen. Heute werden u. a. Studiengänge wie Bauingenieurwesen, Digital Engineering, Industrielle Produktion sowie Versorgungs- und Umwelttechnik angeboten.

Weitere Differenzierung im 20. Jahrhundert

1904/1952: Riesa²⁹

Wie in Mittweida bildete in Riesa ein Technikum den Ausgangspunkt der höheren technischen Bildung. Bis 1914 wurden hier mehr als 800 Ingenieure, Techniker und Werkmeister ausgebildet. Mit dem Ersten Weltkrieg erfolgte bereits die Schließung der 1904 begründeten Einrichtung. Eine höhere Bildung wurde dann ab 1925 in der Öffentlichen höheren Handelslehranstalt vermittelt – allerdings ohne technischen Schwerpunkt –, die auf die seit 1877 bestehende Handelsschule der Stadt zurückging. Relevanz mit Blick auf die Technikwissenschaften gewinnt die Stadt dann besonders mit der 1952 erfolgten Gründung der Ingenieurschule für Walzwerk- und Hüttentechnik, die bis 1994 von ca. 9.000 Ingenieuren und Betriebswirten absolviert wurde. Der Schwerpunkt der Ausbildung lag auf der Stahl- und Kaliindustrie. Gemeinsam mit den Ingenieurschulen Bautzen, Meißen und Dresden initiierte die Riesaer Einrichtung nach der Friedlichen Revolution die Berufsakademie Sachsen, 1993 zog der Meißner Standort hierher um. Nach der offiziellen Schließung der Ingenieurschule 1994 lassen sich heute Studiengänge wie Maschinenbau, Energie-, Strahlen- und Umwelttechnik sowie Versorgungs- und Gebäudetechnik studieren.

1923/1951: Meißen³⁰

Die Meißener Ingenieurschule ging auf eine 1923 begründete Technische Abendschule bzw. Lehranstalt zurück, die u. a. die Bereiche Maschinenbau und (ab 1924) Elektrotechnik bediente. 1927 erfolgte die Er-

öffnung einer Abteilung „Automobil-, Karosserie- und Wagenbauschule“. Die Finanzierung blieb problematisch und wurde ab 1930 von einem Trägerverein sicherzustellen versucht, der den Bereich unter der Bezeichnung Technische Lehranstalt für Fahrzeugtechnik fortführte. Bereits 1932 erfolgte die Privatisierung als Fachschule für Fahrzeugtechnik. Parallel wurde die Abendschule fortgeführt, ab 1940 als Technikerschule Meißen – Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Beide Traditionsstränge wurden ab 1951 als Fach- bzw. Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinenbau fortgeführt, die 1957 den Beinamen „Rudolf Diesel“ erhielt und stark auf die Bedarfe des VEB Kraftwerksanlagenbau Radebeul ausgerichtet war. 1994 erfolgte die offizielle Auflösung der Einrichtung. Die in den 1950ern errichteten Lehr- und Internatsgebäude wurden bereits seit 1992 (und bis heute) von der Fachhochschule der sächsischen Verwaltung genutzt.

1956: Breitenbrunn³¹

Ebenfalls in die 1950er Jahre fällt die Gründung eines Instituts für Gangerzbergbau in Breitenbrunn bei Schwarzenberg im Erzgebirge zur Ausbildung von Ingenieuren in den Bereichen Bergbautechnik, Bergmaschinentechnik, Bergelektrotechnik und Ingenieurökonomie. 1962 wurde es als Bergingenieurschule, 1967 als Ingenieurschule für Maschinenbau fortgeführt und 1983 an die Technische Hochschule Karl-Marx-Stadt angegliedert. 1993 wurde hier die Staatliche Studienakademie Breitenbrunn als Standort der Berufsakademie Sachsen etabliert, die die Bergbautradition freilich nicht fortführte. Neben den Schwerpunkten Soziale Arbeit und Tourismus lässt sich hier ein Studiengang Industrie als Managementstudiengang belegen, der v. a. auf die Arbeit in klein- und mittelständischen Industrieunternehmen abzielt.

„Dem Ingenieur ist nichts zu schwer“ – eine Ausstellung an der SLUB Dresden

Genauer vorgestellt und veranschaulicht werden sollen die dargestellten Entwicklungen in einer Ausstellung, die in der zweiten Jahreshälfte 2020 im Buchmuseum und in der Schatzkammer der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB) zu sehen sein wird. Als Universitätsbibliothek der TU Dresden, an der bis 2015 auch das Sondersammelgebiet Technikgeschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) angesiedelt war³², weist die SLUB selbst einen starken technischen Schwerpunkt auf. Im „Jahr der Industriekultur“ widmet sich der Ausstellung mit der technischen Bildung einer immateriellen Ausprägung des sächsischen (industrie-)kulturellen Erbes. Wichtig erscheint dies besonders vor dem Hintergrund, dass in der sächsischen Industriegeschichte der „permanente Wandel der eigentliche Dauerzustand [ist]“ und die beteiligten Akteure stets eine „hohe Adaptionsfähigkeit“³³ zeigten – Erkenntnisse, an die es gerade mit aktuellen Herausforderungen wie dem Kohleausstieg bzw. allgemein der Energiewende anzuknüpfen gilt.

28 Vgl. Förderverein der Staatlichen Studienakademie Glauchau e.V. (Hrsg.): 100 Jahre Technik-Studium in Glauchau. Ein geschichtlicher Abriss, Glauchau 1998.

29 Vgl. Staatliche Studienakademie Riesa (Hrsg.): Die höhere technische und betriebswirtschaftliche Bildung in Riesa, Bd. 1: Die Anfänge 1904 bis 1949, Riesa 2009; Bd. 2: Die Ingenieurschule Riesa 1952 bis 1994, Riesa 2010. Für die Zeit ab 1994 vgl. stichpunktartig <https://www.ba-riesa.de/die-akademie/die-ba-in-riesa>.

30 Vgl. Alfred Klos: 25 Jahre Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinenbau „Rudolf Diesel“ Meißen, in: Die Fachschule 24 (1976), H. 10, S. 313-314; Günter Naumann: Von der Wagenbauschule Meißen als erster technischer Lehranstalt für das Kraftfahrzeuggewerbe in Sachsen zur Ingenieurschule für Kraft- und Arbeitsmaschinen „Rudolf Diesel“ Meißen, in: Sächsische Heimatblätter 64 (2018), H. 1, S. 55-60.

31 Vgl. Rat der Gemeinde Breitenbrunn (Hrsg.): 600 Jahre Breitenbrunn – 100 Jahre Goethe-Oberschule – 25 Jahre Ingenieurschule für Maschinenbau Breitenbrunn, Breitenbrunn 1981.

32 Vgl. <https://www.slub-dresden.de/sammlungen/technikgeschichte/>.

33 Rainer Karlsch/Michael Schäfer: Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter, Leipzig 2006, S. 7.

Autor

Martin Munke M. A.
Sächsische Landesbibliothek
- Staats- und Universitäts-
bibliothek Dresden
01054 Dresden
martin.munke@
slub-dresden.de



Der Beitrag des Technikums Mittweida zur Ausbildung von Ingenieuren für die aufstrebende Industrie

Jan-Peter Domschke und Hansgeorg Hofmann

Technikum Mittweida, Gesamtansicht der Lehr- und Fabrikwerkstätten, um 1905
HSA Mittweida, Z_00032_000

Das Industrieland Sachsen und die industrielle Revolution in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Dieser exemplarischen Darstellung der sächsischen Industrieentwicklung soll der mittelsächsische Raum als Modell dienen. Heute versteht man unter Mittelsachsen das Territorium von der Leipziger Tieflandsbucht bis zum Erzgebirgskamm östlich von Chemnitz und westlich von Dresden. Von Bedeutung sind solche Städte wie Freiberg, Mittweida, Döbeln, Frankenberg, Hainichen und Flöha. Begonnen hat die sächsische industrielle Revolution in der Textilindustrie, dem – wie im Vorreiterland England – bedeutendsten Gewerbebereich der deutschen Frühindustrialisierung. Unter allen deutschen Staaten wies Sachsen die günstigsten Voraussetzungen auf, um die von England ausgehenden Impulse aufnehmen zu können. Hier war schon vor Anbruch der Industrialisierung ein überdurchschnittlich hoher Anteil der Bevölkerung in Handwerk und Gewerbe beschäftigt. Hatte der Bergbau spätestens am Beginn des 18. Jahr-

hunderts seinen Zenit überschritten, expandierte das Textilgewerbe weiter und blieb bis ins erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hinein, gemessen an der Beschäftigtenzahl, der größte Industriezweig Sachsens. Nicht zuletzt hatte auch die Handspinnerei von Baumwollgarn, die in England die Initialzündung zur Industrialisierung der Welt auslöste, in Sachsen eines ihrer wenigen kontinentaleuropäischen Zentren. Da qualifizierte Arbeitskräfte aus Handwerk und Gewerbe zur Verfügung standen, konnten neue englische Techniken erfolgreich übernommen werden.

Bereits 1834 trat Sachsen dem Deutschen Zollverein bei und gewann an Einfluss. Die beginnende Industrialisierung bedingte große Fortschritte im Verkehrswesen. So wurde im Jahre 1839 die erste Fernverkehrsstrecke von Leipzig nach Dresden eingeweiht. Mit der Inbetriebnahme der Eisenbahnstrecken Chemnitz – Riesa (1852), Chemnitz – Zwickau (1858), Chemnitz – Flöha – Annaberg (1866), Chemnitz – Hainichen (1866) und Chemnitz – Dresden (1869) entwickelte sich die Region zu einem wichtigen Verkehrszentrum. Ebenso

Die Autoren danken den Mitarbeiterinnen des Hochschularchivs Mittweida, insbesondere Frau Karoline Pernt und Frau Carolin Zeller, für ihre freundliche Unterstützung.

nutzte die Industrie die seit 1837 bestehende Elbe-Dampfschiffahrt für den Gütertransport. Ohne die Förderung des Ausbaus der Verkehrsnetze durch den sächsischen Staat wäre ein Aufschwung dieser Region ab 1845/1850 nicht denkbar gewesen. 1871 besaß Sachsen das dichteste Bahnnetz aller deutschen Länder.

Zwischen 1860 und 1890 entstanden zunehmend Textilfabriken in Mittelsachsen und verdrängten die bis dahin dominierende handwerkliche Fertigung. Die Unternehmen nutzten erste Dampfmaschinen. Einen Rückschlag erlitt die Textilindustrie während des Amerikanischen Bürgerkrieges von 1861 bis 1865. Es kam zum Erliegen der Exporte von Baumwolle nach Europa und zum nahezu völligen Niedergang des Handels, was eine Preissteigerung nach sich zog. Die Krisensituation setzte sich 1866 durch den Preußisch-Österreichischen Krieg fort und hielt bis zur Gründung des Deutschen Reiches nach dem Deutsch-Französischen Krieg im Jahre 1871 an. Sachsen war von der Mitte des 19. Jahrhunderts an ein Industriestaat, wies die höchste Bevölkerungsdichte auf und besaß seit 1863 mit der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins auch eine organisierte Arbeiterbewegung. Der Begriffsinhalt des Handwerkes wandelte sich u. a. mit der Aufhebung des Zunftzwanges. Es erfolgte der Übergang von der Warenproduktion zur Dienstleistung.

Industriezweige mit besonderer Bedeutung im sächsischen Raum waren Maschinenbau, Fahrzeugbau, Lokomotivbau, Bergbau, Papierherstellung, Textilindustrie, Schifffahrt, Gerberei, Gießereien, chemische Industrie, Holz- und Möbelindustrie, keramische Industrie, und Glasherstellung.

Den Gewerbetreibenden in und um Mittweida gelang es, den Ingenieur Wilhelm Heinrich Uhland (1840–1907) für Vorträge zum Bau und Betrieb von Dampfmaschinen zu gewinnen. Bestätigt durch den Erfolg auch seiner Vortragsreihe, gründete er am 3. Mai 1865 die Uhlandsche Technische Lehranstalt als privates Technikum in Mittweida. Kurz darauf verließ Uhland Mittweida und gründete in Frankenberg 1867 ein neues Technikum nach seinem Bildungskonzept. Das Technikum in Mittweida blieb unter der Direktion von Carl Georg Weitzel (1843–1927) erhalten und besteht heute in der Hochschule Mittweida fort.

Das neue Ingenieurbild und ein Konzept für die Ingenieurausbildung

Betrachtet man die Arbeitsweise des Ingenieurs in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dominierte noch das Finden empirischer Lösungen. Im Verlaufe der weiteren Entwicklung bestimmten aber systematisches Denken und zielgerichtetes planvolles Vorgehen auf Grundlage eines klassifizierten Bestandes an Maschinenelementen seine Arbeitsweise. Unter Berücksichtigung dieser Annahme verstand sich der „Maschinenwissenschaftler“ als „objektive Instanz“, nach Anerkennung als Wissenschaftler mit Bezug zur



Handwerkerverein!

Heute Abend Punkt 8 Uhr Versammlung.
 Herr Ingenieur Wilhelm Uhland hat bereitwilligst einen Cyclus von Vorträgen über den Bau von Dampfmaschinen zugesagt. Der erste Vortrag, über den Bau der Dampfessel, wird heute stattfinden. In Erwägung, daß diese Vorträge gewiß für Jedermann von großem Interesse sein werden, erlaubt sich zu diesen Versammlungen ganz besonders nicht nur Mitglieder, sondern auch Nichtmitglieder ergebenst einzuladen.
der Vorstand.

Technik strebend. Ferdinand von Steinbeis (1807–1893) plädierte bereits um 1860 für eine sinnvolle Verknüpfung von notwendiger Theorie und praktischem Können und schrieb: „Wer sich der höheren Industrie widmen will, verliere nie aus dem Auge, dass sie das mit der Wissenschaft vermählte Handwerk ist und Wissen und Können gleichzeitig bedingt; er darf sich der Handarbeit nicht schämen, aber auch kein Fremdling bleiben im Heiligthume der Wissenschaft“.¹

Es entstanden staatliche, kommunale und private Gewerbeschulen sowie Polytechnika, um angehenden Unternehmern nicht nur eine allgemeine handwerkliche Bildung zu vermitteln, sondern auch gerade solche Kenntnisse, die für die Führung eines technischen Unternehmens nötig waren. Begünstigt durch die Eintrittsbedingungen und Stipendien erleichterte sich für breitere Schichten der Zugang zu diesen Schulen und damit zu anspruchsvollen Tätigkeiten in der aufstrebenden Industrie. In Deutschland benötigte man in steigendem Umfang Zivilingenieure als technische Beamte, so dass der Unterricht vordergründig als strenger Schulbetrieb angelegt und mit praktischen Unterweisungen verknüpft wurde. Sehr intensiv übte man das Ausdrücken technischer Ideen in Form von Zeichnungen. Nach Auffassung der Gründer von Technika, auch in Mittweida, sollte besonderer Wert auf Förderung einer allgemeinen Bildung, der Erhaltung der Sittlichkeit und der Anregung von Ordnung, Fleiß und Gehorsam gelegt werden.

Die privaten Bildungseinrichtungen profitierten von den relativ strengen Aufnahmebestimmungen der staatlichen Höheren Maschinenbauschulen, weil man es Bewerbern ohne gymnasialen Abschluss und praktischen Erfahrungen ermöglichte, einen beruflichen Aufstieg zu erreichen. Als Prak-

Ankündigung einer Vortragsreihe des Ingenieurs Wilhelm Uhland im „Mittweidaer Wochenblatt, 7. Dezember 1864
 HSA Mittweida, Mittweidaer Wochenblatt 1864, Nr. 98, S. 451, S. 454

1 Günter von Alberti: Ferdinand Steinbeis und die Gewerbeförderung im Königreich Württemberg, 5. Auflage Stuttgart 2009, S. 19.

- 2 Stadtarchiv Mittweida, I/II/329, Antrag von Alfred Holz auf den Stadtrat vom 22. November 1899.
- 3 W. König: Gewinner und Verlierer. Der Stellenwert der einzelnen technischen Hochschulen im Institutionalisierungsprozess in Deutschland, in: Energie – Information – Innovation, 8. VDE-Kolloquium, 22. Januar 1993, Berlin/Offenbach 1993, S. 171 f.
- 4 Wilhelm Lexis (Hrsg.): Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich, Bd. IV, Teil 3, Der mittlere und niedere Fachunterricht im Deutschen Reich, Berlin 1904.
- 5 Deutschland unter Kaiser Wilhelm II., Bd. 2, Buch 9, Berlin 1914, S. 78–94.

tikanten arbeiteten die Studienbewerber in kleinen Werkstätten ein bis eineinhalb Jahre. Die Gründung der ersten von Privatpersonen betriebenen Technika in den 1860er Jahren des 19. Jahrhunderts passten nicht in das Verständnis eines weitgehend staatlichen Schulsystems.

Das Studium an einem Technikum grenzte sich bei Uhland und Weitzel bewusst vom universitären ab. Der Absolvent sollte als Ingenieur in der Industrie tätig werden und weniger im Einsatz zur Wartung und der Anwendung militärischer Technik. Für den Besuch des Technikums waren eine wenigstens einjährige praktische Tätigkeit und das Mindestalter von 15 Jahren, aber keine Hochschulzugangsberechtigung wie z. B. das Abitur erforderlich. Neben der Ausbildung zum Ingenieur war auch die Ausbildung zum „Werkmeister“ möglich. Die Gründer erkannten rechtzeitig, dass eine sich rasch entwickelnde Wirtschaft den mit der industriellen Praxis vertrauten und verbundenen Ingenieur benötigte. Ihnen kam entgegen, dass Sachsen private Gründungen von Schulen dieser Art zuließ, während sie zum Beispiel Preußen nicht gestattet waren. Zu den weitsichtigen Entscheidungen Weitzels gehörten die Einrichtung von Laboratorien für praktische Übungen und die Einführung des Unterrichtsfaches Elektrotechnik im Jahre 1884. Zwei Jahre später erhielt der Hörsaal für Physik eine elektrische Beleuchtungsanlage für Demonstrationszwecke. 1890 entstanden drei neue Räume für die Elektrotechnische Abteilung.

Zum Bildungskonzept des Technikums gehörten die ständig den Bedürfnissen der Industrie und dem wissenschaftlichen Fortschritt angepassten Lehrpläne. In Übereinstimmung damit gaben Carl Georg Weitzel und Alfred Udo Holz die mehrbändigen Lehrbuchreihen „Schule des Maschinentechnikers“ und „Schule des Elektrotechnikers“ heraus. Die Autoren waren vornehmlich Lehrer am Technikum.

Mit Alfred Udo Holz (1859–1945) übernahm im Jahre 1892 ein Mann die Leitung, der sich über viele Jahre hinweg als würdiger Nachfolger erwies. Eines der wichtigsten Ziele des neuen Direktors war die Verstärkung der elektrotechnischen Ausbildung

und die Verwirklichung der von ihm erhobenen Forderung, dass „bei dem Unterricht besonders die praktische Seite zu betonen“ sei.² Genau dies entsprach dem erreichten Stand der industriellen Entwicklung. Äußerer Ausdruck für die ehrgeizigen Zielsetzungen war der Bau des „Electrotechnischen Instituts“ für das Technikum. Diese Entscheidung offenbarte die Weitsicht von Professor Alfred Udo Holz, denn letztlich war der Aufstieg des Technikums Mittweida aufs Engste mit der stürmischen Entwicklung der Elektrotechnik verbunden. Selbst renommierte Hochschulen wie Zürich, Darmstadt, München oder Berlin hatten zu diesem Zeitpunkt deutlich weniger Räumlichkeiten für die elektrotechnische Ausbildung.³

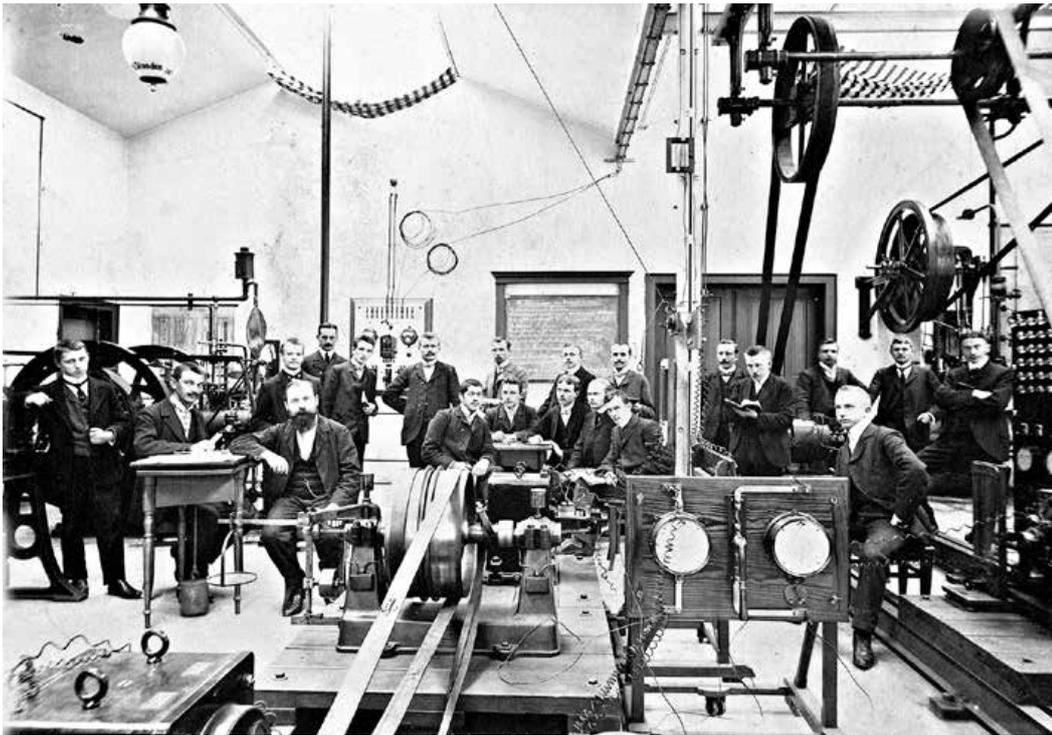
Sowohl Weitzel als auch Holz versuchten zu keiner Zeit, das Technikum als „Höhere Technische Lehranstalt“ den Ansprüchen der Technischen Hochschulen auf theoretischem Gebiet anzunähern, sondern sie behielten einen hohen Anteil an praktischen Übungen bei. Dieses Konzept war durchaus erfolgreich, wenn auch der private Charakter des Technikums gelegentlich herablassend kommentiert wurde. Andere Stimmen, etwa Wilhelm Lexis im Jahre 1904, bemerkten anerkennend: „Die Aufgaben, welche [...] die staatlichen, höheren Maschinenbauschulen in Preußen verfolgen, übernimmt Sachsen teils für die staatliche Gewerbsakademie Chemnitz mit anerkanntem Erfolge, teils übernehmen sie die privaten und städtischen Technika, die allerdings zum größeren Teil ihre Schüler nur nach dem Maßstabe der Maschinenbauschulen ausbilden. Unter diesen Anstalten ragt nach Umfang und Bedeutung das Technikum Mittweida (gegründet 1867) hervor, die am stärksten besuchte private technische Unterrichtsanstalt Deutschlands.“⁴ Lexis vermerkte, dass die Zahl der Besucher des Technikum von 295 im Jahre 1884 auf 1841 im Jahre 1902 anstieg – das waren 74 Prozent aller Schüler an Maschinenbauschulen in Sachsen.

Der Oberregierungsrat und Staatssekretär im preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe, Hermann von Seefeld, verfasste 1913 einen Bericht über die Fach- und Fortbildungsschulen in Deutschland. Er schrieb: „Zu Beginn der Periode 1888–1913 waren von den Fachschulen nur Anfänge vorhanden. Nicht nur der Staat hielt sich zurück, sondern vielfach auch die Gemeinden, so dass stellenweise der Fachunterricht dem Unternehmungsgeist von Vereinen, wo nicht gar von einzelnen Personen anheimfiel. Dies hatte zur Folge, dass es zum Teil an einheitlichen Grundsätzen für die Schulen derselben Fachrichtung fehlte, dass die Anstellungsverhältnisse der Lehrer unregelmäßig waren, und dass der Ausbau der Schulen und die Errichtung neuer Anstalten mit dem Bedürfnis nicht annähernd Schritt hielt.“⁵

Wie sich am Beispiel des Technikums Mittweida zeigen lässt, waren höhere Maschinenbauschulen zur Heranbildung von Maschinentechnikern und Technikern für Konstruktionsbüros, aber auch Schulen zur Heranbildung von Werkmeistern und Mitarbeiter für Konstruktionsbüros entstanden.

Technikum Mittweida, Gesamtansicht der Lehr- und Fabrikwerkstätten, um 1905
HSA Mittweida, Z_00032_000





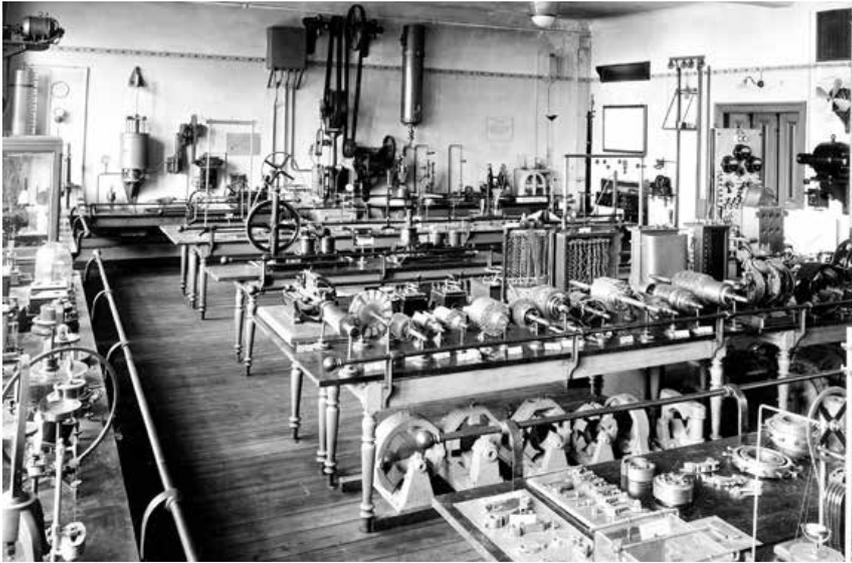
Laboratorium für Elektromaschinen
in den Lehr- und Fabrikwerkstätten
HSA Mittweida, U_00173_000

Seit 1910 galten neue Lehrpläne, die eine fünfsemestrige Ausbildung für Ingenieure und eine viersemestrige für die Werkmeister vorsahen. Die Aufnahme in die höhere Maschinenbauschule setzte die wissenschaftliche Befähigung zum Einjährig-Freiwilligendienst oder die Ablegung einer entsprechenden Prüfung und eine mindestens einjährige praktische Tätigkeit in einer Werkstatt voraus. Der Unterricht war ein theoretischer und wurde unterstützt durch Übungen im technischen Zeichnen sowie Versuchen im Laboratorium.

Betriebliche Praxis als Bestandteil des Studiums

Die Gründung der „Lehr- und Fabrikwerkstätten“ im Jahre 1901 war unter den gegebenen Bedingungen das Ergebnis von Überlegungen, die nicht nur einem Konfliktfeld entsprangen. Sie umfassten zwei bildungstheoretisch streng zu trennende Bereiche, die Laboratorien und die Fabrik mit allen für eine Produktion notwendigen Räumen und Ausrüstungen und selbstverständlich die darin tätigen Personen: Praktikanten, Studierende, Arbeiter, Angestellte und Lehrer. Es lag nahe, neben der Bildungseinrichtung einen Betrieb zu unterhalten, mit dem sich ein Angebot an solche Bewerber verwirklichen ließ, die keine, eine nur kurze oder einseitige betriebliche Praxis besaßen und sich als Praktikanten auf das Studium vorbereiten konnten. Zu den Vorteilen, die sich Direktor Holz davon versprach, gehörte auch ein Angebot an jene, die in Schlossereien und kleineren Fabriken tätig gewesen waren und dadurch mit modernerer Technik nicht oder nur ungenügend vertraut waren. Holzts Überlegungen zielten allerdings nicht nur auf die Verbesserung der Ausbildungsbedingungen, denn die Gründung einer Fabrik warf immer

auch die Frage nach ihrer betriebswirtschaftlichen Rentabilität auf. Das zu gründende Unternehmen musste gleichzeitig marktfähige Produkte herstellen und anbieten können, ebenso war es auf die Einnahmen aus der Praktikantenausbildung angewiesen, um auf diese Weise zur wirtschaftlichen Sicherung des privaten Technikums beizutragen. Die Verbindung von Ausbildungsinhalten mit der rationalen Herstellung von marktfähigen Erzeugnissen warf allerdings immer die Frage auf, wie eine solche Verbindung zu gestalten sei. Die Dominanz wirtschaftlicher Überlegungen beeinträchtigte eine auf den Erwerb von ingenieurwissenschaftlichen Erkenntnissen und Fähigkeiten angelegte Ausbildung und umgekehrt verringerten sich für ein solches Unternehmen die wirtschaftlichen Möglichkeiten. Deshalb betrieb Holz den Auf- und Ausbau der verschiedenen Laboratorien am Technikum mit Weitsicht und Kompetenz, denn es gab für ihn keinen Zweifel daran, dass die Ausbildung von Ingenieuren zwingend der praktischen Unterweisung bedurfte. Die für die Ausbildungen erforderlichen Dampfkessel, Kraftmaschinen, Motoren, Apparate und Schaltanlagen waren im Laboratorium für Maschinentechnik zusammengefasst. Ebenfalls in diesem Gebäude befanden sich die Laboratorien für Werkstoffprüfung, Metallografie, Werkzeug- und Werkzeugmaschinenprüfung, Schweißtechnik, ferner die Maschinenbau-Werkstätten und die Werkstätten für Flugzeugbau sowie die Montagehalle. Ein typisches Merkmal war die gleichzeitige Nutzung dieser technischen Anlagen für die Lehre und die Fertigung. Wie aber war der Wert eines vor dem Studium zu absolvierenden betrieblichen Praktikums für das Studium einzuordnen? Zu diesem Zeitpunkt befand sich der Praktikant vom Erkenntnisstand,



Technikum Mittweida, Sammlung für Elektrotechnik im Elektrotechnischen Institut, um 1900
HSA Mittweida, U_00063_000

- 6 Vgl. <https://www.hs-mittweida.de/webs/archiv/ausstellungen-sammlungen.html>.
- 7 Hochschule Mittweida (Hrsg.): *Mittweidas Ingenieure in aller Welt*, Mittweida 2014.

Autoren
Prof. Dr. phil. habil.
Jan-Peter Domschke
Chemnitz

Prof. Dr. rer. nat.
Hansgeorg Hofmann
Mittweida

nicht von der sozialen Stellung her, im günstigsten Falle auf der Ebene eines Facharbeiters. Was er möchte, war aber die Ebene des Ingenieurs.

In den Werkstätten produziert er elektrische Geräte, Werkzeugmaschinen und Lehrmittel, bei deren Herstellung eine Unterweisung der Praktikanten erfolgte. Neue Forderungen einzelner Wirtschaftszweige berücksichtigte Alfred Udo Holz frühzeitig, so bot er ab 1906 Lehrveranstaltungen zur Automobil- und ab 1909 zur Flugtechnik an. Die angehenden Elektroingenieure konnten seit 1917 das Fach Fernmeldetechnik und Funkentelegraphie belegen, außerdem standen Laboratorien für die Hochfrequenz-, Radio- und Fernmeldetechnik zur Verfügung. Das bereits 1901 eingeweihte Maschinenbau-Laboratorium und die weithin bekannte Modellsammlung zeugen ebenfalls von diesem Bemühen.

Sammlungen des Technikums Mittweida

In den Sammlungen befinden sich technische Erzeugnisse, ihre Einzelteile, Schnittdarstellungen, Modelle und Vorrichtungen. Durch sie lernen die Studierenden Wirkprinzipien technischer Apparaturen zu verstehen, um sie dann in Form technischer Zeichnungen darstellen zu können.

Die Instandhaltung und der Betrieb der Ausstellungsobjekte sowie die Herstellung neuer Apparate erfolgten in der feinmechanischen Werkstatt des Hauses. Für den Betrieb der elektrischen Anlage verfügte die Sammlung über eine Akkumulatorenbatterie. Größere Maschinen und Apparate wurden in den Präzisions- und Lehrwerkstätten hergestellt.

Für den elektrotechnischen Unterricht bestand auch eine weitere übersichtlich geordnete Modellsammlung. Modellsäle für Kraftwagentechnik waren zur Veranschaulichung der Vorträge und zur Unterstützung bei den Entwurfsübungen im Motoren- und Wagenbau eingerichtet worden. In ihnen war eine große Anzahl von Zubehör- und Einzelteilen von Wagen und Motoren vorhanden. Das Zusammenwirken der einzelnen Teile wurde

durch ein vollständiges, an den wichtigeren Stellen aufgeschnittenes Fahrzeug anschaulich dargestellt. Bedingt durch die wachsende Zahl der Ausstellungsstücke ließ Holz später eine Maschinen- und Modellhalle mit einer Grundfläche von 420 Quadratmetern errichten. Eine Besonderheit dieser Sammlung waren die in der Modelltischlerei angefertigten Gießereimodelle und die von ihnen in der Eisengießerei hergestellte Abgüsse.

Das Sammlungsgut des seit 1867 bestehenden Technikums Mittweida und seiner Nachfolgeeinrichtungen ist heute im Archiv zusammengeführt und wird wissenschaftlich bearbeitet. Diese hier verwahrten Materialien dokumentieren mehr als ein Jahrhundert Bildung- und Technikgeschichte mit direktem Einfluss auf die Regionalgeschichte. Die Exposition steht der Allgemeinheit zur Besichtigung offen.

Für das Studium werden heute anstelle von Sammlungen technologische Linien genutzt. Sie gestatten in Instituten und Technika die Simulation von Teilschritten einer konkreten Fertigung eines Produktes zu Ausbildungszwecken.⁶

Vom Technikum zur Hochschule

Die eindrucksvollen Ingenieurleistungen stammen von Persönlichkeiten, die wir nicht auf ihre technischen Leistungen beschränken dürfen. Inzwischen haben nahezu 80.000 junge Menschen Technikum, Ingenieurschule, Ingenieurhochschule und Hochschule Mittweida erfolgreich besucht. Die Absolventen haben Wichtiges für Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft geleistet. Stellvertretend für sie seien genannt der Automobilbauer und Unternehmer August Horch (1868–1915), der Filmpionier August Arnold (1898–1983), der Sportmanager Udo Steinberg (1877–1919), der Erfinder des PAL-Farbfernseh-Systems Walter Bruch (1908–1990), der Entwickler von Flugzeugantrieben Gerhard Neumann (1917–1997), der Textilmaschinenkonstrukteur Kurt Grunert (1877–1955), der Politiker Richard Stücklen (1916–2002), der Maler, Zeichner und Autor Michael Goller (geb. 1974) und der Unternehmensgründer Detlev Müller (geb. 1958).

Auf dem Marktplatz von Mittweida erfahren die verdienstvollen Absolventen der Hochschule eine künstlerische Würdigung in Form der dreiteiligen Darstellung „Reflect“ von Gregor Torsten Kozik aus dem Jahre 2007. Eine Zusammenstellung dieser Ingenieure enthält die Schrift „Mittweidas Ingenieure in aller Welt“.⁷ Unternehmergeist, sozialwirtschaftliches Engagement und mediale Wirkung der ehemaligen Studierenden beschreiben das Profil unserer Hochschule, über 100 Jahre bevor die entsprechenden Disziplinen ausgebildet und in Form von Studienangeboten heimisch wurden. Kennzeichnend für Mittweida ist das Erkennen neuer Entwicklungslinien in Wirtschaft und Gesellschaft und ihre Umsetzung in Lehrangebote. Gegenwärtig lernen annähernd 7.000 Studierende aus vielen Nationen in den Fakultäten Ingenieurwissenschaften, Angewandte Computer- und Biowissenschaften, Wirtschaftsingenieurwesen, Soziale Arbeit und Medien.



Aufstieg und Fall der Oberlausitzer Industriedörfer 1834 bis 2019

Ein Überblick mit Forschungsanregungen

Sven Brajer

Kaum eine Region in Europa hat sich in den letzten knapp 200 Jahren durch wirtschaftliche Auf- und Abschwünge derart verändert wie die Oberlausitz. Zahlreiche Dörfer, besonders im gebirgigen Süden, wuchsen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durch Fabrikanlagen und Ansiedlungen exorbitant. Sie zogen in erster Linie massenhaft Handweber an, die allmählich zu Fabrikarbeitern und Arbeiterinnen werden sollten. Nicht zuletzt trugen auch zahlreiche Arbeitskräfte aus den benachbarten Regionen Böhmen, Schlesien und der Niederlausitz dazu bei, dass aus einigen Dörfern zu Beginn des 20. Jahrhunderts Städte werden sollten. Dadurch generierten sich durch die zahlreichen Betriebe vor Ort gewaltige Steueraufkommen und Wohlstand, zumindest für einige Sozialformationen. Bis auf Fabrikantenvillen und die immer weniger werdenden, leerstehenden Industriebauten bzw. -ruinen sind

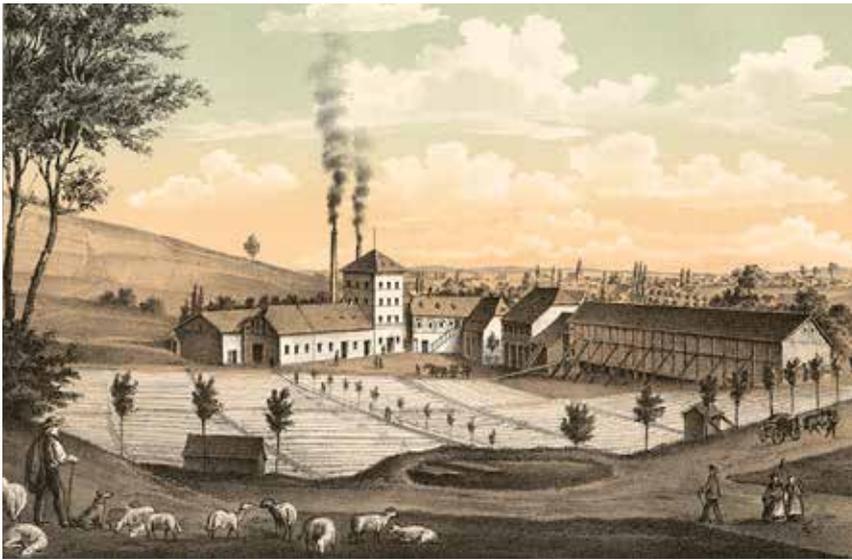
die betonierten Zeitzeugen dieser Entwicklung in Stadtbildern kaum noch präsent. Nicht zuletzt die Rückkehr des Wolfes seit der letzten Jahrtausendwende zeigt bildhaft die Deindustrialisierung und damit verbunden den Rückzug der Menschen aus der Region auf und erinnert an die vorindustrielle Oberlausitz vor etwa 1840. Die zahlreichen Fabrik-schornsteine und Fabrikgebäude sind wieder verschwunden. Dagegen wirken die immer noch zahlreichen Umgebendehäuser wie Relikte aus einer romantische(ere)n Zeit.

1834–1918: Schornsteine, Fabrikanten, Arbeiter- und Arbeiterinnen¹

War der Strukturwandel durch die Industrialisierung in Sachsen im reichsweiten Vergleich besonders stark ausgeprägt, war das in der südlichen

Blick auf Neugersdorf, 1906
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek,
Aufnahme von Brück & Sohn

¹ Dieser Teil der Ausführung rekurriert vor allem auf meinem Aufsatz: Der wirtschaftliche Strukturwandel in der südlichen Oberlausitz im Textilgewerbe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Firmen ‚Carl Gottlieb Hoffmann‘ aus Neugersdorf und ‚Hermann Wünschens Erben‘ aus Ebersbach/Sa., in: Neues Lausitzisches Magazin 138 (2016), S. 69-84 sowie auf größtenteils nicht archivierten Quellen (Firmenakten, Steuerbüchern, Landschaftsdarstellungen, Berichten des Ebersbacher Humboldtvereins) aus den drei Museumsdepots in Ebersbach-Neugersdorf bzw. der 2019 geschlossenen Humboldtbaude, dem ehemaligen und seit 1912 ununterbrochen bestehenden Heimatmuseum auf dem Ebersbacher Schlechteberg.



Bleich- und Appretur-Anstalt von Carl Gocht in Ebersbach, Lithographie, 1856
 Aus: Album der Sächsischen Industrie, Bd. 2, 1856, S. 97

Oberlausitz neben Südwestsachsen am meisten spürbar. Die Hausweber in den Dörfern von Bischofswerda bis Zittau waren die wichtigsten Akteure der vor-modernen Oberlausitzer Textilindustrie.² Seit den 1830er Jahren wurde ihre Leinenweberei jedoch immer stärker verdrängt. Zumeist mit einem Faktor an der Spitze entstanden zahlreiche Webereien in Neugersdorf, Ebersbach, Eibau und Seiffhennersdorf und weiteren Orten der Umgebung. Die Faktoren oder auch Verleger stellten das Material für die Weber bereit und integrierten zunehmend buntgewebte Baumwollstoffe in ihr Produktionssortiment. Am frühesten erfolgreich war dabei Carl Gottlieb Hoffmann mit der Gründung der gleichnamigen Fabrik im Jahr 1834.³ 1837 zog Immanuel Karl Leberecht Gocht in Ebersbach mit seiner Bleich- und Appreturfabrik, die zwanzig Jahre später in Sachsen mit zu den Marktführern gehören sollte, nach. Die Anschubfinanzierung dieser Unternehmen erfolgte fasst immer mit einheimischem Kapital, in Darlehensform, durch eine großzügige Mitgift oder ein Erbe.⁴

Diese Webereien transformierten sich zwischen 1840 und 1860 zu Fabriken. Zumeist bestand zu dieser Zeit noch eine persönliche Bindung zwischen Faktoren und den zumeist außerhalb der Fabriken im gleichen Dorf von zuhause aus beschäftigten Handwebern. Die in der Oberlausitz entstandenen Innovationen wie das mechanisierte Blattwerk des Neugersdorfers Carl Wünsche 1832 oder die 1840 vom Neugersdorfer Fabrikanten C. G. Rudolf geschaffene Stärke- und Appreturmaschine fanden zumeist eine rasche Integration in den Betriebs- und Arbeitsablauf vor Ort. Das trug zum rasanten wirtschaftlichen Aufschwung ab der Jahrhundertmitte bei. Proteste gegen die Neuerungen waren selten. 1842 kam es in Seiffhennersdorf zu einem sogenannten „Maschinensturm“. Dabei protestierten zornige Arbeiter und Arbeiterinnen gegen die Errichtung einer ersten mechanischen Weberei mit etwa 20 englischen Webstühlen und einer Dampfmaschine von jeweils acht Pferdestärken der Brüder Carl und Ernst Bernd.⁵ Nur ein Jahr später fanden sich im 2016 abgerissenen Ebersbacher Kretscham zahlreiche Fabrikanten und

Handweber der südlichen Oberlausitz zusammen, um per Dekret an die sächsische Regierung die Ausbreitung solcher Maschinen verbieten zu lassen. Die Weber fürchteten um ihre Existenz, und für die Fabrikanten waren die Kosten noch zu hoch, um auf vollständige Mechanisierung zu setzen. Die Produktivitätskapazitäten von Mensch und Maschine waren damals auf einem fast parallelen Niveau angesiedelt, bei geringeren „Anschaffungskosten“ für erstere. Konkret stellte der sächsische Ingenieur Robert Prefler, Mitbegründer des Oberlausitzer Gewerbevereins und Bewunderer des aufkommenden Fabrikwesens, 1837 fest, dass die Maschinenweberei es auf 95 bis 118 Schläge pro Minute bringe, ein Lausitzer Handweber es auf immerhin 80 bis 100.⁶

Mit dieser Entwicklung verbunden ging sukzessive die Genese der Heimweber zu Fabrikarbeitern vorstatten. Nach der langsamen Etablierung verbürgerlichter Sozialformationen, vor allem Fabrikanten und Angehörige der freien Berufe, in den Dörfern der südlichen Oberlausitz und dem Einsetzen der Industrialisierung nach kurzer Modernisierungsangst, folgte um 1850 ein rasanter Aufschwung in der Textilindustrie. Vielerorts entstanden zwischen 1849 und den 1870er Jahren wassergetriebene Appreturmaschinen, Walken, Mangeln etc. Die örtliche Infrastruktur wurde mit der Anlage der entsprechenden Gebäude und benötigten Wasserzufuhren umgestaltet. In Verbindung des Ausbaus zentralisierter Fabrikanlagen bei gleichzeitiger Fortführung des Verlags von Hauswebern kann hier die Phase der Herausbildung finanzstarker großbürgerlicher Textilunternehmer, oftmals als überregional agierende Söhne oder Enkel relativ einfacher Handweber, deklariert werden.⁷ Die neue ökonomische Macht schaffte es, wie die Hoffmanns in Neugersdorf oder die Wünsche in Ebersbach, Positionen im Stadtrat, in der örtlichen Kirchengemeinde sowie zahlreichen Gewerbe- und anderen Vereinen zu vereinnahmen. Reinhold Hoffmann zog sogar 1887 als Abgeordneter der Nationalliberalen Partei für den Wahlkreis Löbau für sechs Jahre in den Reichstag.

Etwa ab 1860 erfolgte der serienmäßige Einsatz von mechanischen Webstühlen in Verbindung mit dem Bau von großen Fabrikgebäuden. Damit wurde der Transformationsprozess zuerst in Neugersdorf vom Weberdorf zum Industriestandort, ähnlich wie in Ebersbach, Seiffhennersdorf und teilweise auch Eibau kurze Zeit später, in raschem Tempo bis etwa 1900 in Gang gesetzt. Dies zeigt sich eindrucksvoll in folgender Statistik: So stieg der Anteil der Fabrikarbeiter an der Summe aller gewerblich tätigen Personen von 1871 etwa 13 Prozent über 1882 auf etwa 29 Prozent bis 1900 auf über 50 Prozent. Die Bevölkerung wuchs in diesem Zeitraum in der Region um 65.889 Personen, das entspricht 19,5 Prozent. Die Zahl der Fabrikarbeiter hingegen um 47.245, ergo 357 Prozent. Damit lag der Anteil der Arbeiterbevölkerung um 1900 um zwei Prozent höher in der Oberlausitz als im sächsischen Durchschnitt.⁸

Die maschinelle Herstellung erbrachte Produktionszahlen von bisher unbekanntem Ausmaß und er-

- 2 Vgl. Brajer 2016 (wie Anm. 1), S. 83.
- 3 Vgl. ebenda, besonders S. 75-79.
- 4 Vgl. Hellmut Häntsch: Die Bekleidungsindustrie in der sächsischen Oberlausitz, Leipzig 1939, S. 103.
- 5 Vgl. Heinz-Dieter Fleissig: Untersuchungen zur Klassenkonstituierung der Bourgeoisie in der südlichen Oberlausitz zur Zeit der Industriellen Revolution unter besonderer Berücksichtigung der ökonomischen Konstituierung und deren entscheidenden Grundlagen im Textilgewerbe, Diss. Dresden 1988, S. 51.
- 6 Vgl. Robert Pressler: Wichtigste Fortschritte in neuerer Zeit im Manufaktur- und Gewerbewesen, in: Gewerbeblatt für das Königreich Sachsen 29 (1836/37), Bd. 2, S. 200. Fleissig gibt in dem Zusammenhang mit der Ebersbacher Erfindung des sogenannten „Schnellschützen“ für Heimweber an, welcher deren Produktivität deutlich erhöhte und erstmals 1823 in einen Ebersbacher Nachlassverzeichnis Erwähnung fanden, vgl. Fleissig (wie Anm. 5), S. 168.
- 7 Vgl. Fleissig (wie Anm. 5), S. 53.
- 8 Vgl. ebenda, S. 74, 204.

forderte neue, explorierende Wege für den Absatz, wie die Herstellung von textilen Fertigprodukten, sprich Konfektionsware.⁹ Viele Unternehmen legten sich daher neben mechanischen Webstühlen verschiedene andere Fabrikationsanlagen wie Nähereien, Färbereien und Veredlungsabteilungen zu, welche für die betriebseigenen Produkte nun erforderlich wurden. Viele Unternehmer, zu denen auch die Neugersdorfer bzw. Ebersbacher Unternehmerfamilien (Carl Gottlieb) Hoffmann und (Hermann) Wünsche gehörten, profitierten finanziell exorbitant von der Lohnabhängigkeit und der schlechten sozialen Lage der Weber in den Betrieben und der Hausweber. Trotz zunehmender Absicherung seit den 1880er Jahren durch private Stiftungen und Zuwendungen der Fabrikbesitzer, hatten diese teilweise tausendfach höhere jährliche Einkommen als ihre Arbeiter. Um 1890 waren Arbeitszeiten in den Oberlausitzer Textilfabriken an sechs Tagen die Woche von 11 bis 14 Stunden beziffert. Während der Arbeitszeit durfte weder gegessen noch getrunken oder geredet werden, zwei Stunden Pause pro Tag wurden auf drei Einheiten verteilt. Erst 1910 wurde die Arbeitszeit auf zehn Stunden pro Tag heruntersetzt.

Bei den in den Jahren zwischen 1830 und 1880 entstandenen Firmen der Oberlausitz zeigt sich eine ökonomisch-dynamische Genese einzelner Familien von einfachen Handwebern zu so genannten Faktoren, welche „handwerkliches Geschick“, „kaufmännische Tüchtigkeit“¹⁰ und vor allem persönliche Beziehungen verbanden. Sie schafften es, familiäre Traditionsbetriebe zu etablieren, ihre Position gegenüber Konkurrenten durch Einführung der mechanischen Webstühle entscheidend zu stärken und final als jeweilige Nummer eins für einige Jahrzehnte in ihren Heimatorten und sogar sachsenweit und darüber hinaus zwischen 1875 und etwa 1944 agieren zu können. Das einstmalige persönliche Verhältnis zwischen den Fabrikgründern, den Faktoren der ersten Generation sowie den für sie arbeitenden Handwerkern war jedoch spätestens ab der zweiten bzw. dritten Nachfolgeneration ein rein funktional-materialistisches geworden. Dennoch brachte der Wohlstand der Fabrikanten auch neue Straßen und deren serienmäßige Beleuchtung, Arbeiterwohnungen, Krankenhäuser, Feuerwehr und andere moderne Infrastruktureinheiten und steigerte somit auch den Lebensstandard ihrer Arbeiter- und Arbeiterinnen – freilich für den Preis der Lohnabhängigkeit.

1919-1989 Betrieb und Staat als autoritäres Volkskollektiv

Der verlorene Erste Weltkrieg, an dem zahlreiche Oberlausitzer Textilfirmen das deutsche Heer mit unterschiedlichsten Produkten belieferten, hinterließ, wenn überhaupt, nur kurz negative Spuren in den Auftragsbüchern der Oberlausitzer Fabriken.¹¹ Die Ereignisse zwischen 1917 und 1923 (Revolution in Russland, Revolution in Deutschland, Kapp- und Hitlerputsch, Reichsexekution gegen die SPD/KPD-Regierung in Sachsen) sind in Bezug auf die

	1834	1890	1925	1964	1990	2019
Ebersbach	5.622	7.833	9.419	11.312	12.669	ca. 7.000
Eibau	4.210	4.367	5.179	5.181	3.916	2.762
Neugersdorf	2.325	4.972	11.165	11.970	7.725	ca. 5.000
Seifhennersdorf	5.107	6.998	8.143	8.670	6.874	3.600

Wirtschaftsgeschichte bislang nur wenig bis gar nicht erforscht. Vermutlich haben sie in der eher konservativen und dörflich bis kleinstädtisch geprägten Oberlausitz weniger Spuren hinterlassen als beispielsweise in Berlin, Leipzig oder Chemnitz. Besonders die Jahre 1921/22 und ab Ende 1923 bis 1928 können in den großen Lausitzer Textilfabriken tatsächlich bezüglich der Produktivität und der Absätze als golden angesehen werden.¹²

Die Weltwirtschaftskrise 1929 bis 1932 schlug gerade in der exportorientierten Textilbranche besonders hart durch. Die Arbeitslosenquote in Sachsen war Ende 1931/Anfang 1932 bei 63,5 Prozent, im Reichsdurchschnitt bei 40 Prozent und im Arbeitsamtsbezirk Neugersdorf kurzzeitig bei unvorstellbaren 91,9 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung.¹³ Davon profitierten die Nationalsozialisten, die in der lange vom linksliberalen Freisinn und der sozialdemokratischen Partei dominierten südlichen Oberlausitz anders als zum Beispiel in Südwestsachsen in den 1920er Jahren bislang kaum reüssieren konnten. Deren ideologische Vorläufer hatten freilich in Gestalt zahlreicher antisemitischer „Reformvereine“ seit den frühen 1890er Jahren auch dort ihre Anhänger.¹⁴

Da die Oberlausitz während des Zweiten Weltkriegs bis 1945 fast vollständig von Luftangriffen verschont blieb, konnte hier die Wirtschaft im großen Stil zur Kriegsproduktion herangezogen werden. Die aus dem Ersten Weltkrieg generierte staatliche Zwangswirtschaft wurde dabei in hohem Maße angewandt.¹⁵ Am Beispiel der großen Neugersdorfer Industriellenfamilien, die sich größtenteils im Kaiserreich etabliert hatten, zeigt sich beispielhaft die Verknüpfung zwischen Kapital und Nationalsozialismus. Vor allem die beiden großen Unternehmen C. G. Hoffmann und August Hoffmann sympathisierten, ähnlich wie die mittlerweile zu Wünsches Erben umbenannte Ebersbacher Fabrik, auch nach außen mit dem neuen Regime und konnten sich vor Aufträgen für die Wehrmacht kaum retten. Hakenkreuzfahnen am Stammhaus und die

Einwohnerentwicklung 1834 bis 2019 in ausgewählten Orten der südlichen Oberlausitz

- Vgl. Frank Nürnberger: Die Geschichte der Oberlausitzer Textilindustrie. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Spitzkunnersdorf 2007, S. 279.
- Werner Andert: Ebersbach. Ein Heimat- und Wanderbuch, Ebersbach 1929, S. 25.
- Vgl. die Steuerbücher von C.G. Hoffmann, derzeit im Museumsdepot Neugersdorf, Schillerstraße 2.
- Vgl. Erhard Hartstock: Wirtschaftsgeschichte der Oberlausitz 1547-1945, Bautzen 2007, S. 375-377, siehe auch Verband der Nord-Ostdeutschen Textil- und Bekleidungsindustrie (Hrsg.): Zur Geschichte der Baumwollindustrie Sachsens, Chemnitz 1997, S. 164.
- Vgl. Baumwollindustrie (wie Anm. 12), S. 165.
- Vgl. Sven Brajer: Angst vor dem Fremden in Zeiten des Umbruchs? Aspekte von Antisemitismus und Rassismus im Kaiserreich in der Oberlausitz, in: Neues Lausitzisches Magazin 141 (2019), S. 81-92.
- Hartstock (wie Anm. 12), S. 382-383.

Mechanische Baumwollweberei

C. G. Hoffmann in Neugersdorf

Aus: Die Groß-Industrie des Königreichs Sachsen in Wort und Bild, Teil 1, Dresden 1892





VEB Lautex Neugersdorf,
Arbeiterin am Webstuhl,
Foto von Christian Borchert, 1982
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

- 16 Siehe hierzu vor allem die Fotos in der Ausstellung zu C. G. Hoffmann im ehemaligen Stammhaus der Fabrik in Neugersdorf, <https://www.ebersbach-neugersdorf.de/freizeit/museum/sonderausstellungen/> (letzter Abruf am 30. Dezember 2019).
- 17 Siehe die Fotoalben derselben im Museumsdepot Neugersdorf.
- 18 Vgl. Baumwollindustrie (wie Anm. 12), S. 165.
- 19 Hinweise zu C. G. und August Hoffmann finden sich im Neugersdorfer Museumsdepot in verschiedenen Firmenakten.
- 20 Vgl. Nürnberger 2007 (wie Anm. 9), S. 147.
- 21 Vgl. Baumwollindustrie (wie Anm. 12), S. 165-166.
- 22 Ebenda, S. 166, 171.
- 23 Siehe hierzu exemplarisch die Tagung in der SLUB vom 3. bis 5. April 2019 zum Thema: Kolonie Ost? Aspekte von „Kolonialisierung“ in Ostdeutschland seit 1990.
- 24 Vgl. Altersdurchschnitt im Kreis am höchsten, in: Sächsische Zeitung, Ausgabe Görlitz vom 24. Oktober 2018, <https://www.saechsische.de/altersdurchschnitt-im-kreis-goerlitz-am-hoechsten-4037548.html> (letzter Abruf am 30. Dezember 2019).

Autor
Sven Brajer, M.A. TU Dresden
Zentrum Mittleres und
Östliches Europa
Strehlener Straße 24,
01069 Dresden

Teilnahme an Parademärschen der NSDAP in Neugersdorf zeigen die Vereinnahmung für das „Dritte Reich“. ¹⁶ In den letzten Kriegsjahren war auch die Beschäftigung von russischen und ukrainischen Zwangsarbeiterinnen keine Seltenheit. ¹⁷ Einzig die Firma Johann Gottlieb Klippel zeigte sich in Neugersdorf nicht bereit für eine Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten. Die damals nach den beiden Hoffmanns drittgrößte Neugersdorfer Textilfirma bekam kaum noch Aufträge, musste Personal entlassen und wäre fast bankrottgegangen. ¹⁸ Nach der Gründung der DDR wurde sie im Gegensatz zu den anderen Firmen daher vorerst nicht enteignet. Oftmals standen ab dem 8. Mai 1945 die Maschinen der Betriebe nur wenige Tage still. Die fähigsten Leute wurden dabei zumeist alle behalten, solange sie nicht allzu offensichtlich mit dem Nationalsozialismus sympathisiert hatten. Der ideologische Bruch stand zunächst im Schatten der Notwendigkeit, die Arbeitskraft der Betriebe aufrecht zu erhalten – auch wenn dies bislang im Einzelnen kaum erforscht ist, um ein Resümee für die Region zu ziehen. ¹⁹

Nach dem Volkentscheid vom 30. Juni 1946 in Sachsen gingen die privaten Textilunternehmen in Landeseigentum über. Daraus entstanden die sogenannten Volkseigenen Betriebe (VEB). Teilweise wurden diese, wie C. G. Hoffmann Neugersdorf und Wünsch Erben Ebersbach, direkt von der Sowjetischen Militäradministration verwaltet. Von Demontagen waren am stärksten Maschinenbaubetriebe wie C. A. Roscher aus Neugersdorf betroffen, weniger die Textilfabriken. Seit Mitte der 1950er Jahre stiegen die Beschäftigtenzahlen wieder exorbitant an. ²⁰ Seit den 1960er Jahren kam es zu einer permanenten Erhöhung der Produktivität bezüglich des Warenausstoßes. ²¹

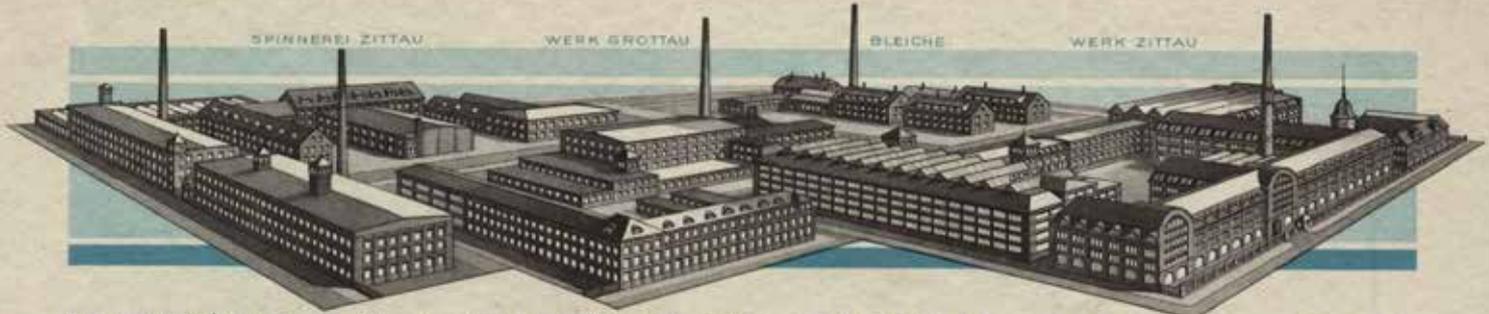
Große Kombinate als Motor der Planwirtschaft wurden gebildet, als größtes kann hier der Zusammenschluss mehrerer Oberlausitzer Fabriken zum VEB Oberlausitzer Textilbetriebe Neugersdorf (Lautex) gesehen werden. Dazu gehörten der VEB Textilkom-

binat Zittau, VEB Buntspecht Neugersdorf (ehemals C. G. Hoffmann mitsamt dem Teilbetrieb in Ebersbach, ehemals Wünsch Erben) sowie der der VEB Baumwollweberei und Veredelung Neusalza-Spremberg. 1979 hatte dieses Kombinat 13.000 Beschäftigte, davon 70 Prozent Frauen. Die Teilbetriebe lagen zwischen Zittau und Neusalza-Spremberg, fast wie die ersten Handwebereien 150 Jahre zuvor. Lautex sollte zum größten Hersteller von Textilien in der gesamten DDR wachsen. Dabei deckte das Produktionsprogramm nicht nur Bekleidung aller Art, sondern auch Tisch- und Haushaltswäsche sowie Garne, Zwirne etc. ab. Seit 1977 wurden die sogenannten Lautex-Jeans produziert. Mit dem Ende der sozialistischen Planwirtschaft 1989/90 wurden sukzessive Betriebsstrukturen aufgelöst und es folgte am 1. Juli 1990 die Umwandlung in die Lautex AG mitsamt Vorstand und Aufsichtsrat. Wenige Wochen später wurde die AG durch einen Treuhandbeschluss in die Teilbetriebe Neugersdorf und Zittau geteilt, wobei der Sitz 1993 nach Zittau verlegt wurde. ²²

1990 bis 2019 „Kolonialisierung“²³ und Deindustrialisierung

Mit der politischen Wende im Gebiet der ehemaligen DDR 1989/90 verschwanden bis zur Mitte der 1990er Jahre mitsamt zahlreichen Arbeitsplätzen in der Textilindustrie auch die riesigen Schornsteine und Fabrikgebäude. Waren zwar die Winter vorbei, die mit schwarzem Rußpartikel angereicherten Schnee brachten, verließen bis Ende der 1990er Jahre zahlreiche Menschen die Oberlausitz, stellenweise bis zu einem Viertel der Bevölkerung von 1989. Fast immer waren das gut ausgebildete Menschen zwischen 20 und 40 Jahren, die bis heute fehlen. Dieser Trend ist heute lediglich aufgrund der demografischen Entwicklung gemildert, doch verlassen immer noch zahlreiche der wenigen jungen Leute im Landkreis Görlitz die Region zwecks Arbeit oder Studium. Dieser hat neben den Vogtlandkreis die älteste Bevölkerung in Sachsen und einen Altersdurchschnitt von knapp fünfzig Jahren. ²⁴ Anstatt die Chancen des ländlichen Raumes zu nutzen, fördert(e) die sächsische Landespolitik Maßnahmen zum Abbau zahlreicher historischer Bauten der Textilindustrie, anstatt alternative Bewirtschaftungsformen zu installieren. Parallel dazu wird Wohnraum aufgrund des Bevölkerungsrückgangs im großen Stil abgerissen. Architektonische Leerstellen an Haupt- und Nebenstraßen zerpfücken die historisch gewachsenen Ortskerne. Im scharfen Kontrast dazu werden durch eine „Politik der Leuchttürme“ ganze Straßenzüge in Dresden und Leipzig mit neuen Wohnungen versehen, sodass diese kaum noch wiedererkennbar sind.

Auffällig ist, dass sich im Jahr der Industriekultur in Sachsen 2020 alle Schauplätze der Landesausstellung in Südwestsachsen befinden. Das einige der größten Textilfirmen Sachsens, ob im Kaiserreich oder der DDR, in der Oberlausitz ihren Sitz hatten, scheint bei der Auswahl dieser Standorte offenbar keine Rolle gespielt zu haben.



HERMANN SCHUBERT · ZITTAU · TEXTILWERKE

Bk 1008

Mehr als buntes Papier

Die Sammlung digitalisierter historischer Briefköpfe sächsischer Unternehmen an der SLUB Dresden

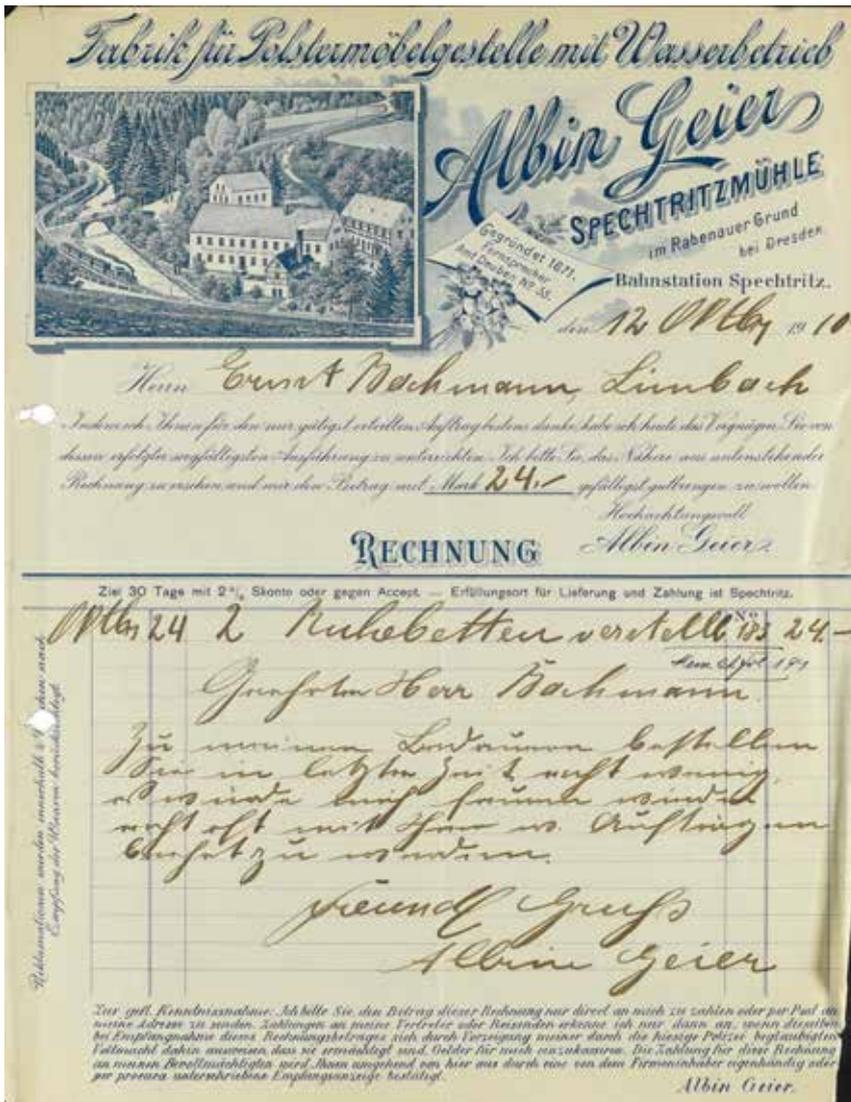
Konstantin Hermann

Firmenbriefköpfe aufzuspüren und zu bewahren, ist ein verhältnismäßig junges Sammelgebiet, das vor allem angesichts des Niedergangs einiger „klassischer“ Industriezweige selbst und der Industriearchitektur seit den 1970er Jahren von Interesse wurde. Nicht nur Private, sondern auch öffentliche Einrichtungen haben Firmenbriefköpfe, meist bestimmter Regionen, Branchen oder auch durch Übernahme von Unternehmensarchiven aus Dokumentationszwecken gesammelt und bewahrt. Die meisten der Geschäftsbriefe stellen dabei in den seltensten Fällen gesonderte Kollektionen dar, sondern sind auf entsprechende Bestände und Archivalien verteilt. Bereits vor der Digitalisierung gab es Forschungsvorhaben zu dieser Archivaliengattung. So liegen mehrere Monografien und Aufsätze zu Firmenbriefköpfen deutscher Städte vor. Eine allgemeine Übersicht, die all-

gemeine Fragen an die Gattung „Firmenbriefköpfe“ stellt, existiert allerdings noch nicht, ist jedoch lohnenswert. Für die Industrie- und Wirtschaftsgeschichte, Sozialgeschichte und sogar für die Kunstgeschichte sind die Firmenbriefköpfe als Visitenkarte eines Unternehmens von großer Relevanz. Im 19. Jahrhundert entstanden, entwickelten sich die Firmenbriefköpfe um 1900 zu kleinen Kunstwerken mit Abbildungen des Fabrikgeländes und der gewonnenen Ausstellungsmedaillen und anderem. In den 1920er Jahren hielt die Neue Sachlichkeit Einzug. Wichtiger wurden nun die typografisch meisterhaft gestalteten Firmennamen. Aber auch stark versachlichte Firmenansichten waren nicht selten. Jedoch nicht nur das rein grafische Element sollte bei der Betrachtung der Firmenbriefköpfe im Vordergrund stehen, sondern auch der Charakter und Typisierung

Im Stil der Neuen Sachlichkeit:
Briefkopf aus den 1920er Jahren
der 1862 gegründeten Firma
Hermann Schubert aus Zittau
Sächsisches Wirtschaftsarchiv Leipzig

- 1 Siehe z.B. Claus Apel/Kurt Dröge: Fabrik im Ornament: Ansichten auf Firmenbriefköpfen des 19. Jahrhunderts, Landschaftsverband Westfalen-Lippe 1980; Claudia Selheim: Firmenbriefköpfe: Zur Selbstdarstellung Bielefelder Unternehmen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Andreas Beaugrand (Hrsg.): Stadtbuch Bielefeld. Tradition und Fortschritt in der ost-westfälischen Metropole, Bielefeld 1996, S. 484-487; Margit Spiegel: Wiesbadener Firmenbriefköpfe aus der Kaiserzeit 1871-1914: Fabrik- und Hotelansichten auf Geschäftsschreiben und Rechnungen. 50 Beispiele mit Firmenkurzporträts, Wiesbaden 2003. Siehe auch <https://www.archivspiegel.de/archivgut/von-schornsteinen-medailen-und-produkten/>; <https://archivalia.hypotheses.org/52653>.



Auch kleinere Unternehmen stellen ihre Gebäude auf den Briefköpfen dar wie die von 1885 bis 1905 bestehende Polstergestellfabrik in der Spechtritzmühle, die 2008 abgerissen wurde
Deutsches Stuhlbaumuseum Rabenau

der Werbung auf den Firmenbriefköpfen, der Häufigkeit und Art der Modernisierung der Briefbögen, der Frage, wie viele Firmen und ab welcher Größe sie solche aufwendigen Briefbögen verwendet haben und vieles andere mehr. Ziel des Vorhabens kann es natürlich nicht sein, jedes sächsische Unternehmen bis zum kleinsten Handwerksbetrieb mit einem digitalisierten Briefkopf nachzuweisen. Auch wenn anfangs die Ansicht der Firmen als Dokumentation von Industriekultur und -architektur die eigentliche Projektintention sowie die Verbindung von grafischem Medium mit der Landeskunde im weitesten Sinne bildete, wurde die digitale Kollektion „Firmenbriefköpfe“ bald erweitert und unabhängig von der grafischen Gestaltung ausgebaut. Zu viele bedeutende Firmen besaßen keine Briefköpfe mit Werksansichten. Reizvoll ist zudem, wenn vor allem durch die gesammelten Dokumente der Ortschronisten die historische Landschaft an Industrie und Gewerbetreibenden anhand der Briefköpfe eines Ortes dokumentiert werden kann. Gleiches gilt für bestimmte Branchen. Sogar Auswertungen der Begleittexte auf den Briefköpfen sind möglich und können zu neuen Erkenntnissen beitragen. Einige

Firmenbriefköpfe in dem SLUB-Angebot stammen aus Böhmen. Auch hier ist die Erweiterung der digitalen Kollektion auf diese benachbarte Region geplant; nicht nur aufgrund der zu wünschenden grenzüberschreitenden Zusammenarbeit, sondern auch durch den Befund, dass nicht wenige sächsische Firmen Filialen in Böhmen besaßen, die mit dem deutschen Stammwerk auf einem Briefbogen abgebildet sind.

Das Projekt

Die Firmenbriefköpfe entsprechen einigen Arbeitsschwerpunkten der SLUB: Sie sind Zeugnisse sächsischer Wirtschaftsgeschichte, grafisches Medium, besonders für Bürgerwissenschaftler interessant und verbinden damit den Bereich Saxonica, das Fach Kunst als DFG-geförderter Fachinformationsdienst und Fotothek sowie Citizen Science, die Bürgerwissenschaft, die an der SLUB vor allem im landeskundlichen Bereich verankert ist. Da die Bibliothek selbst nur über eine relativ geringe Anzahl an diesen Dokumenten verfügt, wurde mit dem Sächsischen Wirtschaftsarchiv e.V. (SWA), das eine eigene Kollektion aus Firmenbriefköpfen in seinem Bestand hat, 2018 ein gemeinsames Digitalisierungsprojekt initiiert. Insgesamt 4.500 Stück aus den Jahren 1875 bis 2000 zählt die Kollektion des SWA, aus der für das Projekt über 2.000 Stück ausgewählt und digitalisiert wurden. Es konnten die vorhandenen Metadaten zu den Briefköpfen aus der Archivsoftware FAUST in das SLUB-System exportiert und somit nachgenutzt werden. Anfang des Jahres 2019 wurde die Kollektion „Historische Briefköpfe sächsischer Unternehmen“ auf der Webseite Sachsen.digital (<https://sachsen.digital/alle-sammlungen/historische-briefkoepfe-saechsischer-unternehmen/listenansicht/>) freigeschaltet. Derzeit befinden sich 2.500 Briefköpfe in der Präsentation; über tausend weitere befinden sich in der Bearbeitung.

Es war beabsichtigt, erwünscht und auch etwas erwartet, dass dem SWA weitere Institutionen und Privatleute folgen und ihre Exemplare an Firmenbriefköpfen leihweise zur Digitalisierung zur Verfügung stellen. Tatsächlich kamen kurze Zeit nach Freischaltung der Kollektion die ersten Angebote herein. Es handelt sich zunächst um Ortschronisten, die Überlieferungen an Geschäftsbriefen aus dem von ihnen betreuten Ort besitzen und diese gern digital veröffentlichen wollen, um diesen Teil der lokalen Wirtschaftsgeschichte frei im Netz darzustellen. Über diese Angebote sind wir genauso erfreut wie über die Kollektionen von Privatsammlern, die sich auf historische Firmenbriefe spezialisiert haben und deren Sammlungen viele hundert Stück umfassen. Auch Institutionen wie Museen, Bibliotheken und Archive konnten wir gewinnen oder kamen auf die SLUB zu. So hat das Deutsche Stuhlbaumuseum Rabenau einen kleinen, aber sehr guten Bestand zu Firmenbriefköpfen von Stuhlbaubetrieben in der Freitaler Gegend. Ein ähnliches Projekt führt die SLUB derzeit mit dem Musikinstrumenten-

Bahnstation:
Plagwitz-Lindenu.

Schmidt & Steinbach

Inhaber:
Wilhelm Schmidt & Georg Schürich

Armaturen-Fabrik und Apparate- Bau-Anstalt.

LEIPZIG-PLAGWITZ

Jahnstr. 3.

Gegründet 1885
Fernsprech-Anschluss 5585

Leipzig, 26. October 1901.

Rechnung für Herrn *V. Schollmann, Kameln*

Ziel: 1 Monat gegen unsere Tratte oder per comptant 2 % Skonto.

*Bei Wechsel auf Nebenplätze lehnen wir die Verbindlichkeit rechtzeitiger Vorzeigung und Protatbeibringung ab. *

Erfüllungsort Leipzig.

			M.	S.
S. & S.	Senden Ihnen für Ihre werthe Rechnung und Gefuhr			
	per <i>Post free</i>			- 50,-
	<i>Postage</i>			- 50,-
4/10.	6 <i>Tropfrohler, Unschumi 40 mm</i>	3/20	21 60,-	
	4 <i>20 20 47</i>	1/20	16 00,-	
		Mkt	37 60,-	
		ab 33 1/3 % Rab.	25 10,-	
			Mkt	26 10,-

Sachleistungen können nur innerhalb 8 Tagen, Berücksichtigung finden. billige franco retournirt wird zu 1/2 des berechneten Preises zurückgenommen. Für etwaigen Bruch kommen wir nicht auf.

Preisliste.

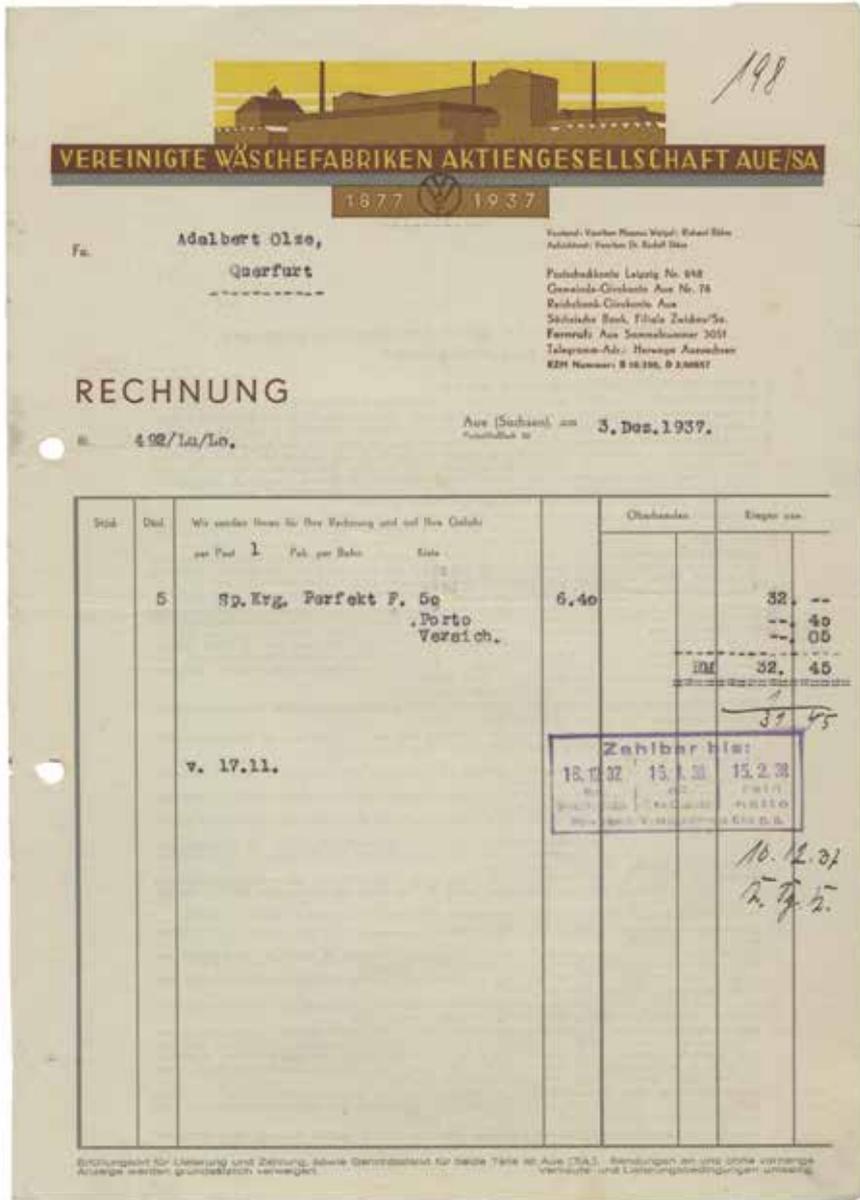
V

tenmuseum Markneukirchen durch, das uns ihre Briefkopfüberlieferung von Musikinstrumentenherstellern zur Verfügung stellte. Auch ein Privatsammler lieh für dieses Projekt noch darüber hinaus wichtige Exponate aus ganz Sachsen. Die Briefköpfe weiterer Interessenten liegen schon für die Digitalisierung bereit, so dass damit die Menge an Digitalisaten weiter schnell wachsen wird. Gerne können auch der SLUB weitere angeboten werden. Die Firmen werden überdies, soweit dort aufge-

nommen, mit der Gemeinsamen Normdatei (GND) verknüpft, um damit die Möglichkeit der standardisierten Abfrage und Weiternutzung, z. B. in Wikidata oder Bibliothekskatalogen, zu bieten. Ein sehr reizvolles Ziel des Digitalisierungsprojekts wäre noch die kartenbasierte Darstellung der Firmenbriefköpfe und die Anreicherung mit weiteren Medien wie beispielsweise digital vorliegender Fotografien. Für alle ertragreich wäre es, wenn dies von interessierten Bürgerwissenschaftlern in offenen

Rauchende Schloten und Abbildungen von auf Gewerbeausstellungen gewonnenen Medaillen als Symbole wirtschaftlichen Erfolgs sind beliebte Motive auf den Firmenbriefköpfen.

Sächsisches Wirtschaftsarchiv



Einer der letzten Firmenbriefköpfe mit einer hier stark abstrahierten Gebäudeansicht, 1937
Sächsisches Wirtschaftsarchiv

Karten umgesetzt werden könnte. Bereits jetzt sind die Zugriffszahlen auf die digitale Kollektion relativ hoch, was sich bei einer übersichtlichen Kartendarstellung noch verstärken würde.

Wirklichkeit und Vorstellung

Stimmen denn die Ansichten mit der Wirklichkeit überein? Gab es die abgebildeten Preismedaillen wirklich? Das sind nur zwei der Fragen, die sich die Nutzer von Firmenbriefköpfen stellen. Tatsächlich sind diese beiden, hauptsächlich an das Material gestellten Fragen in einschlägigen Veröffentlichungen zu Briefköpfen in bestimmten Städten und Branchen thematisiert worden. Der Geschäftsbrief war in jener Zeit das Hauptmedium, mit dem das Unternehmen (potentiellen) Kunden den Stellenwert der eigenen Firma durch Auszeichnungen und Firmenansichten verdeutlichen konnte. Und natürlich lag dann nichts näher, als die Firmengebäude imposanter, die Unternehmensfläche größer zu gestalten als sie eigentlich waren. Zu große

Übertreibungen hätten sich jedoch schädlich auswirken können, wenn der Kunde sich tatsächlich das Unternehmen angeschaut hätte. Am häufigsten findet eine Überhöhung durch Freistellung statt; das heißt, befand sich ein Unternehmen in der Stadt, wurden die danebenstehenden anderen Gebäude in der Ansicht ignoriert. Durch die Ansicht des Firmengeländes ohne weitere Gebäude wirkte es bereits größer, da die Vergleichsmöglichkeit auf dem Bild fehlte. Stichproben ergaben, dass die auf den Firmenbriefköpfen gezeigten Darstellungen meist der Realität entsprachen. Sie geben im Übrigen auch Zeugnis davon ab, wie oft sich die Villen der Besitzer auf oder an dem Firmengelände befanden, was heute bisweilen Verwunderung auslöst, warum die Villa nicht in den entsprechenden Gegenden errichtet wurde. Einzig die praktischen Gründe der schnellen Erreichbarkeit der Firma gaben hierfür den Ausschlag.

Eines der frappierendsten Beispiele für die Überhöhung der eigenen Firma zeigt die Ansicht des Sägewerks Heinrich Biermann in Rechenberg-Bienenmühle. Hier griff der Gestalter gleich zu mehreren Kniffen. Zuerst verlagerte der Künstler das Werk aus dem Ortsteil Bienenmühle hinaus an den Wald. Die das Firmengelände beengenden Wohnhäuser fielen alle weg. Zum zweiten überzeichnete der Grafiker das Firmengelände, in dem er riesige Holzlagerflächen darstellte, die es in Wirklichkeit aufgrund der Ortsinnenlage gar nicht gab. Drittens hat der große Kran mit Laufrollen auf zwei Trägern als Eisenkonstruktion nie existiert und viertens auch nicht die dargestellten Gleisanlagen. Wird die Ansichtskarte neben den Firmenbriefkopf gelegt, werden diese gleich vier Übertreibungen schnell deutlich. Ähnliches gilt für die gern abgebildeten Preismedaillen von Gewerbeausstellungen und dergleichen. In einigen Fällen wurden Medaillen erfunden; bei anderen Briefköpfen empfand der Firmeninhaber die Verleihung eines Preises so wichtig, dass er dies mit Zusatzstempel auf dem Briefbogen vermerkte.

Auch die sich bisweilen auf den Briefköpfen enthaltenen Texte wecken das Interesse. Neben den sehr häufig genannten Abrechnungen finden sich Arbeitszeugnisse, dessen Aussagen heute jede weitere Tätigkeit des Beurteilten unmöglich machen würden („Er versuchte des umfangreichen Arbeitskreises Herr zu werden“), Scheidungsangelegenheiten oder, wesentlich ernster als die ersten beiden anekdotenhaft genannten Beispiele, stolze Hinweise auf die erfolgte „Arisierung“ des Unternehmens.

Die SLUB Dresden und ihre Projektpartner haben mit den digitalisieren Firmenbriefköpfen als Langzeitprojekt einen spezifischen Beitrag für das Jahr der Industriekultur geleistet, das in mehrerlei Hinsicht – landeskundlich, wirtschafts- oder familiengeschichtlich – große Weiternutzungsmöglichkeiten bietet. Es ist nur ein Vorhaben der SLUB im Jahr der Industriekultur. Auch die darunter firmierende Ausstellung „Tabakrau(s)ch“ im Stadtmuseum Dresden unterstützt sie beispielsweise mit der Digitalisierung von Zigarettenbilder-alben; einer allgemein bekannten Quelle, aber wie die Firmenbriefköpfe weithin in ihrer Bedeutung unterschätzt.

1 <https://sachsen.digital/werkansicht/dlf/342937/1/>

Autor
Dr. Konstantin Hermann
Sächsische Landesbibliothek
- Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
01054 Dresden
Konstantin.Hermann@slub-dresden.de



Die Reise des Bandoneons von Sachsen nach Buenos Aires und zurück

Sächsische Musikinstrumente und der Argentinische Tango

Maria Magdalena Verburg

Das Bandoneon stammt aus Sachsen und ist ursprünglich ein Instrument der hiesigen Folklore. Zusammen mit deutschen Wirtschaftsflüchtlingen gelangte es nach Buenos Aires und machte dort Karriere als Protagonist des Argentinischen Tango. In Deutschland geriet es derweil in Vergessenheit. Doch durch eine weltweite Tango-Begeisterung fand das Bandoneon zurück in seine Heimat und bekam dort eine zweite Chance.

Zehn Bandoneons in Dresden

Das Licht im Saal ist gedämpft, nur die Bühne hell erleuchtet. Im Scheinwerferlicht sitzen zehn Bandoneon-Spieler, dahinter warten sieben Violinen, Kontrabass, Tuba und Klavier auf ihren Einsatz: das „Gran Orquesta Carambolage“, 20 Musiker vorwiegend aus Dresden und Umgebung. Vorne mittig sitzt der Orchester-Leiter und Spieler des ersten Bandoneons Jürgen Karthe. Er hält sein Instrument an den zwei viereckigen Stirnstücken aus

dunkel lackiertem Holz; unter den Händen je eine hölzerne Griffleiste, darüber eine Lederschleufe. So hat er die Finger frei für die Tastatur. Die Knöpfe sind aus Perlmutter und schimmern je nach Einfallswinkel des Lichtes mal rosa, mal gelblich, mal in zartem Blau.

Jürgen Karthe zieht die Stirnstücke auseinander, entfaltet dadurch den Balg zu einer Schlange aus rot-orange marmoriertem Papier von über einem Meter Länge und drückt sie dann wieder zusammen. Im Balg entsteht erst ein Unter-, dann ein Überdruck; Luft wird eingesaugt und wieder herausgepresst. Gleichzeitig betätigt Karthe einzelne Knöpfe und öffnet so verschiedene Ventile im Inneren des Bandoneons. Die durchströmende Luft bringt Metallzungen unterschiedlicher Größe in Schwingung. So entstehen Töne. Die anderen Instrumente stimmen ein und fluten den Saal mit ihrem Klang. Die Klänge fügen sich zu Tango-Melodien und locken die Menschen auf die Tanzfläche. An die 200 Besucher sind an diesem Samstagabend

Bandoneon von Jürgen Karthe

- 1 Konzert des Gran Orquesta Carambolage in der Johannstadthalle Dresden, 25. Januar 2020; Maria Dunkel: Bandonion und Konzertina. Ein Beitrag zur Darstellung des Instrumententypes, München/Salzburg 1987.
- 2 Rolf Lambert: Das doppelte A. Vom Bandonion zum Bandoneon. Wie der Tango zu seinem typischen Instrument kam, in: Du. Die Zeitschrift der Kultur, Nr. 57, Heft 11/1997, S. 33.
- 3 Janine Krüger: Krefeld. Band. Bandonion. Die Reise eines Instruments vom Niederrhein in die Welt, Essen 2018.
- 4 Interview mit Jürgen Karthe, 25. Januar 2020.
- 5 Lambert: 1997 (wie Anm. 2), S. 34.
- 6 Jürgen Karthe/Sylvie Kirsten: Vom Erzgebirge nach Buenos Aires. Wie der Tango zu seinem Instrument kam, Audio-CD, 2018.

im Januar 2020 in die Dresdner Johannstadthalle gekommen. Eine lange Tango-Nacht beginnt.¹

Berg- und Instrumentenbau in Sachsen

Das Instrument in Jürgen Karthes Händen gilt als die „Seele“ des Tangos. Es ist das Instrument, das den berühmten argentinischen Tanz überhaupt erst zum Tango macht. Und es hat eine lange Geschichte: Diese Geschichte beginnt im Sachsen der 1830er Jahre. Den Tango gab es damals noch nicht – nicht in Argentinien und schon gar nicht in Deutschland. Und in Sachsen hatte man außerdem andere Sorgen: Die Region hatte lange Zeit gut vom Silber- und Eisenbergbau gelebt. Doch die Fördermengen sanken, das Eisen aus England war billiger, und die Menschen verloren ihre Arbeit. Man musste sich etwas Neues einfallen lassen, und so entstand der Instrumentenbau. Viele der ehemaligen Kumpel begannen in Manufakturen Posaunen und Trompeten, Violinen und Cellos zu bauen.

Zudem entstand mit den sogenannten „Handzug-Instrumenten“ eine neue Klangfamilie: Um 1834 baute Carl Friedrich Uhlig in Chemnitz ein Balg-Instrument mit 20 Tönen. Es wurde „Deutsche Concertina“ genannt und kann als Vorfahre von Jürgen Karthes Bandoneon gelten. Die Concertina wurde in den folgenden Jahren weiterentwickelt und im Tonumfang erweitert: Es entstanden Instrumente von unterschiedlicher Griffanordnung mit 40, 56, 68, 88, 102, 142, 144, ja bis zu 220 Tönen. Es entwickelten sich „wechseltönige“ Instrumente, die beim Öffnen und Schließen des Balges jeweils unterschiedliche Töne hervorbringen, und „gleichtönige“, die dabei jeweils den gleichen Ton erzeugen. Es entstanden „zweichörige“ Instrumente, bei denen zu jedem Ton der Oktavton mitschwingt, und „dreichörige“, bei denen zusätzlich noch ein dritter „Schwebeton“ erklingt.²

„Bergmanns-Klavier“ und Volksmusik

Als Name für das neue Instrument setzte sich ab Ende der 1840er Jahre „Bandonion“ durch – in Anlehnung an den Nachnamen des Musikalien-Händlers Heinrich Band aus Krefeld am ganz anderen

Ende von Deutschland. Ihm wird gemeinhin die Entwicklung des Prototyps des Instruments zugeschrieben, das auch Jürgen Karthe spielt: das Bandonion in „rheinischer Tonlage“. Es hat 142 Töne, eine wechseltönige Spielweise und ist zweichörig.³ „Dadurch klingt es klar, prägnant, fast schrill“, erklärt mir Karthe nach seinem Auftritt in der Johannstadthalle. „In Deutschland mochte man diesen Ton damals gar nicht so. Es setzte sich ein anderer, ein dreichöriger Instrumenten-Typ mit 144 Tönen durch, der als ‚Deutsches Einheits-Bandonion‘ bekannt wurde. Das Einheits-Bandonion klingt sehr viel weicher und voller. Das Ziel war ja damals, ein Instrument zu schaffen, das für die Liedbegleitung bei der Heimatmusik wie ein kleines Orchester klingt.“⁴

Tatsächlich wurde das Bandonion als „Bergmanns-Klavier“ zum Inbegriff von Heimat und sächsischer Volksmusik. Gespielt wurde es zunächst von musikalischen Laien: von ehemaligen Bergleuten, einfachen Arbeitern, oft ohne Notenkenntnisse und rein nach Gehör. Das Instrument wurde so beliebt, dass es sich in ganz Deutschland verbreitete. Es erklang das Volksliedgut der jeweiligen Region – und mit der aufkommenden Arbeiterbewegung auch das eine oder andere proletarische Kampflied. Bald schlossen sich die Spieler in Vereinen zusammen: Der erste Bandonion-Club entstand 1874 in Chemnitz. 1911 gründete sich der Deutsche Concertina- und Bandonion-Bund als Dachvereinigung. Laut Satzung stand er „auf dem Boden der deutschen Arbeiterbewegung“. 1927 zählte er an die eintausend Bandonion-Vereine mit rund 14.000 Mitgliedern. – Damit gab es in Deutschland zu dieser Zeit mehr Bandonion- als Fußball-Clubs!⁵

Carlsfeld und die Bandonion-Produktion

Produziert wurden die Instrumente für all die Bandonion-Spieler in Sachsen. Carlsfeld, ein kleiner Ort im Erzgebirge, wurde zum Zentrum der deutschen – und internationalen – Bandonion-Produktion. Carl Friedrich Zimmermann experimentierte dort viele Jahre mit der Weiterentwicklung der Concertina und eröffnete 1848 eine Bandonion-Fabrik. 1864 übernahm sein Werkleiter Ernst Louis Arnold den Betrieb, ab 1911 wurde er von seinem älteren Sohn weitergeführt. Der jüngere Sohn Alfred Arnold gründete im gleichen Jahr gegenüber der väterlichen Fabrik eine weitere Manufaktur.

In den 1920er und 1930er Jahren boomte das Bandonion-Geschäft. Besonders die Firma Alfred Arnold wurde zu einem der wichtigsten Arbeitgeber in der Region. Fast jeder in Carlsfeld und Umgebung hatte mit dem Bandonion-Bau zu tun. In nahezu jedem Haus spielte jemand das Instrument. Die Firma Alfred Arnold hatte sogar ein eigenes Werksorchester. Anfang der 1930er Jahre stellte sie jeden Monat über 600 Instrumente her. Der Grund für diesen Erfolg war auch, dass Alfred Arnold einen großen Absatzmarkt in Übersee erschloss: Seine Manufaktur verschiffte monatlich 500 Bandonions und damit fast 85 Prozent der Produktion nach Buenos Aires.⁶

Werks-Orchester der Firma Alfred Arnold, Carlsfeld



Bandonion-Werks-Orchester d. Fa. Alfred Arnold, Carlsfeld/Erzgeb.



Deutsche Wirtschaftsflüchtlinge in Argentinien

In Buenos Aires war im ausgehenden 19. Jahrhundert der Tango entstanden. Das Aufkommen des Tangos wiederum war eng mit einer großen europäischen Auswanderungswelle nach Nord- und Südamerika verknüpft: An die 57 Millionen Europäer flohen im 19. und Anfang des 20. Jahrhundert vor der Armut und Arbeitslosigkeit, die nicht zuletzt die Umwälzungen der Industrialisierung mit sich brachten. Dafür wagten sie eine monatelange und gefährliche Reise über den Atlantik. Oft investierten sie ihren gesamten Besitz in die Überfahrt. Ungefähr sechs Millionen dieser Menschen hatten Argentinien zum Ziel. Der Reichtum Argentiniens war legendär. „Reich wie ein Argentinier“ war ein geflügeltes Wort damals.⁷

Die argentinische Bevölkerung vervierfachte sich zwischen 1870 und 1930 von knapp zwei auf fast acht Millionen. Kein anderes amerikanisches Land nahm im Verhältnis zu seiner eigenen Einwohnerzahl derart viele Einwanderer auf. Vor allem Spanier und Italiener, aber auch zahlreiche polnische, englische und deutsche Wirtschaftsflüchtlinge suchten dort ihr Glück. Bis 1914 erreichten an die 27.000 Deutsche Argentinien.⁸ Die Hoffnungen der Neuankömmlinge wurden jedoch oft enttäuscht. Sie strandeten in den Hafenvierteln und Vorstädten von Buenos Aires und lebten dort in überfüllten Sammelunterkünften unter katastrophalen hygienischen Bedingungen. Viele der Einwanderer fanden keine Arbeit, die Kriminalitätszahlen waren hoch, und die Prostitution blühte. Viel mehr Männer als Frauen kamen ins Land.

Die Kultur und Mentalität unterschiedlicher Nationalitäten prallten aufeinander – und damit auch verschiedene Musikformen und Tänze. Diese beeinflussten und inspirierten einander und verschmolzen im Tango Argentino. Der Beitrag der deutschen Einwanderer war das Bandonion. Manch einer hatte es in seinem Reisegepäck. Der Tango besang enttäuschte Hoffnung, verlorene Heimat, unglückliche Liebe; und irgendwie muss der Klang des Bandonions zu dieser Schwermut gepasst haben. Wie genau das Instrument zum Tango fand, ist ungeklärt und Teil zahlreicher Legenden. In jedem Fall wurde es zu seinem charakteristischen Instrument. Und die Argentinier nannten es „Bandoneon.“ – Das ging der überwiegend spanisch- und italienischstämmigen Bevölkerung vermutlich leichter von den Lippen.⁹

Bandoneon und Tango Argentino

In seinen Anfangsjahren war der Tango als sittenloses Treiben krimineller Ausländer verrufen. Die „alt-eingesessenen“ Argentinier, das Establishment von Buenos Aires, lehnten den Tango wie auch den massenhaften Zustrom von Einwanderern ab. Doch im Laufe der 1910er und 1920er Jahre wurden die Neu-Argentinier Teil der Gesellschaft und der Tango gesellschaftsfähig. Und mehr als das: Bald war der Tanz das Aushängeschild Argentiniens, das Bandoneon das Nationalinstrument des Landes. Quer durch alle Gesellschaftsschichten vergnügte man sich auf den unzähligen Tango-Veranstaltungen von Buenos Aires. Die Musiker professionalisierten sich, neue Tango-Orchester schossen in allen Stadtvierteln wie Pilze aus dem Boden. Die gerade entstehende Schallplattenindustrie spielte in den 1930er und 1940er Jahren unzählige Tango-Platten ein, die reißenden Absatz fanden. Bandoneonist war ein angesehener Beruf.¹⁰ Und die Nachfrage nach Bandoneons – nach sächsischen Bandoneons – war enorm.

Die Argentinier waren ausschließlich an einem ganz bestimmten Instrumenten-Typ interessiert: dem in Deutschland kaum verbreiteten Bandoneon rheinischer Tonlage. Alfred Arnold ließ es eigens für den Export nach Südamerika produzieren. Für die deutsche Volksmusik war sein Ton zu „scharf“, doch für den Tango Argentino schien es wie geschaffen. Unter dem Namen „Doble-A“ – Doppel-A (die Initialen des Namens des Fabrikbesitzers) – wurde das Instrument zum Mythos. Es wurde sogar zum Protagonisten zahlreicher Tango-Texte: „Wie häufig dachte ich an Deine Heimat, Bandoneon, wo der deutsche Alfred Arnold Dich erbaute. Welch seltsamer Wind brachte Dich hierher?“, heißt es etwa in einem Tango, der nach dem berühmten Fabrikanten benannt ist. Jeder Bandoneon-Spieler, der auf sich hielt, wollte ein Instrument der Marke Doble-A. Sein Klang galt als einzigartig, und das hat sich bis heute nicht geändert.¹¹

Auch Jürgen Karthe spielt auf einem Doble-A-Bandoneon. Er zeigt mir das Logo auf seinem Instrument: Zwei schlichte, ineinander verschränkte Buchstaben A in einem gezackten Kreis. „Das ist das Zeichen für einen Rolls Royce. Wenn Du das hast, hast Du ein sehr gutes Instrument.“ 1924 sei es in der Manufaktur von Alfred Arnold gebaut worden. Karthe deutet auf eine Prägung mit der Zahlenfolge „18833“: „Jedes der alten sächsischen Bandoneons bekam seine eigene Nummer und wurde im Katasteramt von Markneukirchen eingetragen. So kann man genau nachvollziehen, wann und wo es hergestellt wurde.“ Jürgen Karthes Bandoneon wurde nach Argentinien exportiert. Dort spielte es in einer der berühmtesten Tango-Formationen aller Zeiten: „In Buenos Aires hat das Instrument ein bekannter Mann gehabt. Ein Musiker namens ‚di Luca‘. Er spielte das dritte Bandoneon im Orchester von Juan d’Arienzo.“¹²

Andere Zeiten, andere Moden

Doch während der Tango und mit ihm das Bandoneon im Buenos Aires der 1930er und 1940er

Bandonion-Etikett der Harmonikafabrik F. Lange vorm. C. F. Uhlig aus Chemnitz, um 1900
© Wikimedia (1971markus@wikipedia.de)

7 Arne Birkenstock/Helena Rüegg: Tango, 2. Auflage München 200, S. 14-22.

8 Anne Saint Sauveur-Henn: Die deutsche Migration nach Argentinien (1870-1945), in: Peter Birle (Hrsg.): Die Beziehungen zwischen Deutschland und Argentinien, Frankfurt am Main 2010, S. 25.

9 Birkenstock/Rüegg 2003 (wie Anm. 7), S. 14-22.

10 Karthe/Kirsten 2018 (wie Anm. 6).

11 Lambert 1997 (wie Anm. 2), S. 31.

12 Interview mit Jürgen Karthe, 25. Januar 2020.

- 13 Lambert 1997 (wie Anm. 2), S. 34-35.
 14 Birkenstock/Rüegg 2003 (wie Anm. 7), S. 175.
 15 Birkenstock/Rüegg 2003 (wie Anm. 7), S. 253-254.

Jahre seine Blütezeit erlebte, begannen für das Bandonion in Deutschland die Probleme: Wegen seiner Nähe zur Arbeiterbewegung war es den Nationalsozialisten suspekt. Sie erklärten das Instrument als „volksmusikalisch ungeeignet“. 1935 wurde der Deutsche Concertina- und Bandonion-Bund verboten. Viele der Einzelvereine lösten sich in der Folgezeit ebenfalls auf. Zudem kam die Herstellung von Instrumenten während des Zweiten Weltkriegs fast vollständig zum Erliegen. Danach lief die Produktion zwar wieder an. Doch waren in der Fabrik Alfred Arnolds in den Kriegswirren wichtige Konstruktions-Unterlagen verlorengegangen, das DDR-Regime verstaatlichte die Instrumenten-Manufakturen, und die Nachfahren des 1933 verstorbenen Alfred Arnold gingen in den Westen. Die Qualität der neuen Instrumente reichte an die der alten nicht heran. Sie fanden in Argentinien keinen Absatz mehr. Und in Deutschland selbst war das Bandonion einfach aus der Zeit. Es wurde von einem anderen Handzug-Instrument, dem Akkordeon, verdrängt. Das Akkordeon bringt anders als das Bandoneon voreingestellte Akkorde hervor und ist viel leichter erlernbar. So ging die Nachfrage nach Bandoneons immer weiter zurück. 1964 wurde die Produktion in Carlsfeld eingestellt.¹³

Auch in Argentinien änderten sich die Zeiten: Nach dem Zweiten Weltkrieg stürzte das für seinen Reichtum berühmte Land in eine wirtschaftliche Krise, von der es sich bis heute nicht erholt hat. Darunter litt auch die Tango-Kultur: Die Menschen gingen weniger aus, viele Tanzpaläste meldeten Konkurs an, immer weniger Veranstalter wollten ein Tango-Orchester bezahlen. Der Tango und mit ihm das Bandoneon kam auch in Argentinien aus der Mode: In den 1950er und 1960er Jahren hörte die Jugend Jazz und Rock n'Roll, bald Beat-Musik und Rock. Der Tango wurde als Tanz und Musik der Großeltern abgetan. Bald interessierte sich in Argentinien kaum jemand mehr für den Tango Argentino.¹⁴

Gran Orquesta Carambolage, 2020



Revival von Tango und Bandoneon

Doch anders als das Bandonion in der deutschen Volksmusik erlebten der Tango und das Bandoneon rheinischer Tonlage seit den 1980er Jahren ein Revival. Zunächst nicht von Buenos Aires selbst, sondern von Europa aus: In Argentinien wütete zwischen 1976 und 1983 eine blutige Militärdiktatur. Sie trieb viele Intellektuelle und Künstler, darunter auch zahlreiche Tango-Musiker und -Tänzer, ins Exil. Die meisten von ihnen ließen sich in Paris nieder. Dass der Tango wieder groß wurde, ist einerseits dem Bandoneonisten Astor Piazzolla zu verdanken. Er experimentierte seit den 1960er Jahren mit dem Vermischen von Jazz und Tango und gilt als Revolutionär und Erneuerer des Tango Argentino. Mitte der 1980er Jahre wurde er weltberühmt – auch wenn er seine Musik nicht als Tanzmusik sondern eher konzertant, also rein zum Zuhören, geschrieben hatte.

Zum anderen wurde in Paris mit argentinischen Tänzern und Musikern Ende der 1980er Jahre die Tanzrevue „Tango Argentino“ produziert. Sie machte weltweit Furore und löste eine Tango-Welle aus, die um den ganzen Globus schwappte. In Deutschland, in ganz Europa, in den USA, ja sogar in Asien gibt es heute in allen größeren Städten eine lebendige Tango-Gemeinschaft. Auch in Argentinien wurde der Tanz der Großeltern wiederentdeckt. Das war nicht zuletzt dem Interesse aus dem Ausland geschuldet. Der Tango Argentino wurde ein wichtiger Wirtschaftszweig des ökonomisch gebeutelten Landes: Unzählige tangobegeisterte Europäer, Asiaten und US-Amerikaner pilgern Jahr für Jahr nach Buenos Aires. Argentinische Musiker und Tanzlehrer touren um die ganze Welt.¹⁵

Heimkehr des Bandoneons

Auch in Sachsen etablierte sich nach dem Untergang der DDR ab Anfang der 1990er Jahre eine vielfältige Tango-Szene. Ob in Bautzen, Görlitz oder Plauen, Chemnitz, Leipzig oder Dresden – überall entstanden Tango-Vereine und Tango-Schulen. In Dresden und Leipzig gibt es mittlerweile an fast jedem Abend der Woche Tanzveranstaltungen für Tango Argentino. Meist kommen die Bandoneonklänge heute – genauso wie in Berlin, Moskau, New York, Tokio und Buenos Aires – vom Laptop eines DJs. Getanzt wird noch immer hauptsächlich zu den historischen Aufnahmen aus den 1930er und 1940er Jahren. Doch es gibt auch die besonderen Abende mit Live-Musik; teils mit Gast-Orchestern aus Argentinien, teils mit „einheimischen“ Tango-Musikern – wie Jürgen Karthe und seinem „Gran Orquesta Carambolage“.

Jürgen Karthe konnte bereits Akkordeon spielen, als er 1994 „ungefähr gleichzeitig“ den Tango und das Bandoneon entdeckte. „Die Faszination für die Tango-Musik hat mich beim Bandoneon gehalten“, erzählt er. Mittlerweile spielt er das Instrument seit über 25 Jahren. Er verdient seinen Lebensunterhalt als deutschlandweit und international gebuchter

Tango-Bandoneonist, trat unter anderem in London, Paris, Istanbul, Moskau und Yokohama auf und produzierte zehn CDs. Karthe erzählt, dass er sein Bandoneon von einem älteren Musiker aus Buenos Aires kaufte, der eine Weile in Dresden arbeitete. Dieser habe es nach dem Tod Juan d'Arienzos in den 1970er Jahren erworben und als Zweit-Instrument mit nach Deutschland gebracht. „Oben in seinem Hochbett stand ein Instrumentenkasten. ‚Was hast Du da?‘, habe ich ihn gefragt. – ‚Na, ein Bandoneon.‘ – Ich hab es angesehen und gesagt: ‚Das will ich haben!‘ und so sind wir ins Geschäft gekommen.“¹⁶

Auch jenseits des Tangos gibt es in Sachsen Bemühungen, das Bandoneon wiederzubeleben. Robert Wallschläger erlernte das Instrument als Kind ab 1993 von einem Bandoneon-Bauer, der vor dem Zweiten Weltkrieg in der Fabrik von Ernst Louis Arnold gearbeitet hatte: „Der hatte selbst seit Jahrzehnten nicht mehr gespielt, und mein Vater hat ihn mit Kaffee und Kuchen bestochen, weil ich es so gerne lernen wollte.“ 2001 gründete Wallschläger den Bandonion-Verein Carlsfeld: „Der Anspruch unseres Vereins ist, die gesamte Bandbreite der Bandoneon-Musik zu zeigen, also auch die Heimatmusik. Das Bandoneon ist ja eigentlich ein erzgebirgisches Folklore-Instrument, und das wollen wir auch pflegen.“ Heute spielen in dem Verein 17 Kinder und zehn Erwachsene, vor allem auf Deutschen Einheits-Bandonions. Doch gebe es in ganz Deutschland nur eine Handvoll Vereine wie den seinen. „In erster Linie ist es schon der Tango, der das Bandoneon am Leben hält“, sagt Robert Wallschläger.¹⁷

Bandoneon-Produktion in Sachsen heute

Der Erfolg des Tangos ist auch die Grundlage dafür, dass in Sachsen seit etwa 20 Jahren wieder Bandoneons hergestellt werden. Einer der Produzenten ist der Carlsfelder Vereins-Gründer Wallschläger. Wie Uwe Hartenhauer im sächsischen Klingenthal und Lucia Fischer, ebenfalls Klingenthal, produziert er vor allem das Tango-Bandoneon rheinischer Tonlage. Fast alle seine Kunden sind Tango-Musiker. Während Wallschläger seine Instrumente vor allem in Deutschland verkauft, liefern Hartenhauer und Fischer auch ins europäische Ausland, zudem nach China, Taiwan, Südkorea und die USA. Wenngleich Sachsen damit wieder zum Zentrum der Bandoneon-Herstellung wurde – von den Produktionszahlen der 1920er und 1930er Jahren sind die drei Produzenten weit entfernt: Robert Wallschläger baut zusammen mit zwei Mitarbeitern ungefähr zehn, Uwe Hartenhauer mit ebenfalls zwei Mitarbeitern an die 30, und Lucia Fischer mit drei Mitarbeitern etwa 50 Bandoneons im Jahr.¹⁸ Kein Vergleich zu den 600 Bandoneons, die Alfred Arnold in einem einzigen Monat herstellen ließ.

„Die meisten Bandoneonisten spielen noch immer auf alten Instrumenten. Und nur wenn es gar nicht mehr anders geht, kaufen sie sich ein neues“, erzählt Lucia Fischer.¹⁹ Der Hauptteil der Arbeit der neuen sächsischen Bandoneon-Manufakturen sei



Bandoneon-Bauer Robert Wallschläger bei der Arbeit

weniger die Neu-Produktion als die Restauration. „30 neuen Instrumenten pro Jahr stehen etwa 200 Restaurierungen gegenüber“, berichtet Uwe Hartenhauer.²⁰ Und das, obwohl die neuen Instrumente keineswegs teurer sind als die alten. Je nach Ausstattung kostet ein neues Bandoneon zwischen 5.000 und 10.000 Euro. Gut erhaltene Doble-As erzielen ähnliche Verkaufspreise. Für Tango-Bandoneonisten ist der – wie sie finden – ganz besondere Klang eines „echten“ Doble-A eben immer noch das Maß aller Dinge. Auch Jürgen Karthe hat sein Instrument reparieren lassen, ein neues würde er nicht kaufen: „Ich habe vor drei Jahren den Balg bei Fischer Klingenthal erneuern lassen, ansonsten ist alles noch original.“

Ob er blind den Unterschied zwischen einem Doble-A aus den 1920er Jahren und einem neuen Fischer-Bandoneon hören würde, frage ich ihn am Ende unseres Gesprächs. Jürgen Karthe lacht: „Das käme auf einen Versuch an. Aber ich denke doch schon. Es gibt neue Instrumente, die sind technisch brillant, aber diesen Klang der originalen Doble-As haben sie trotzdem nicht. Das ist was Unerklärbares. Der Charakter eines Bandoneons wächst einfach auch mit der Zeit des Spielens und dem Alter. Man müsste warten, ob die neuen Instrumente, wenn sie in die Jahre gekommen sind, auch diese Authentizität kriegen, die die alten haben.“ Zärtlich streicht er mit den Händen über sein Bandoneon: über das Doble-A-Logo, die Seriennummer, die perlmutteten Knöpfe. Der Lack der Stirnstücke ist vielfach ausgebeißert, die hölzernen Griffleisten sind ganz abgewetzt. „Mit den Jahren haben sie sich meiner Handform angepasst“, sagt Karthe. Dann legt er sein Doble-A vorsichtig in den Instrumenten-Koffer, klappt den Deckel zu und macht Feierabend.²¹

16 Interview mit Jürgen Karthe, 25. Januar 2020.

17 Interview mit Robert Wallschläger, 28. Januar 2020; Internetauftritt des Bandonion-Vereins Carlsfeld, <https://www.bandonionverein-carlsfeld.de>, aufgerufen am 27. Februar 2020; Elvira Werner: Das Carlsfelder Bandonion-Revival. Ein Beispiel innovativer Musik- und Traditionspflege im Erzgebirge, in: Landesverein Sächsischer Heimatschutz (Hrsg.): Europas kulturelles Erbe in Sachsen im Wandel der Jahreszeiten, Dresden 2018, S. 197-205.

18 Interview mit Uwe Hartenhauer, 29. Januar 2020; Interview mit Lucia Fischer, 28. Januar 2020; Interview mit Robert Wallschläger, 28. Januar 2020; Internetauftritt der Bandoneon-Manufaktur von Uwe Hartenhauer, <http://www.bandoneon-hartenhauer.de>, aufgerufen am 27. Februar 2020; Internetauftritt der Bandoneon-Manufaktur von Lucia Fischer, <https://bandonionfabrik.de>, aufgerufen am 27. Februar 2020; Internetauftritt der Bandoneon-Manufaktur von Robert Wallschläger, <http://www.hzi-carlsfeld.de/1.html>, aufgerufen am 27. Februar 2020.

19 Interview mit Lucia Fischer, 28. Januar 2020.

20 Interview mit Uwe Hartenhauer, 29. Januar 2020.

21 Interview mit Jürgen Karthe, 25. Januar 2020.

Autorin
Dr. Maria Magdalena Verburg
Dresden



Der Hortfund von Pratzschwitz

Zur Auffindung frühlatènezeitlicher Fibeln im Vorfeld des Kiestagebaus bei Pirna

Martin Wittig

Auffindsituation des Topfes in
Pirna-Pratzschwitz
Foto: Martin Wittig

Das, was dem Verfasser dieses Aufsatzes im Herbst 2018 sprichwörtlich „vor die Füße fiel“, kam überraschend und unerwartet. Am Sonntag, dem 7. Oktober 2018, suchte er das Gelände des Kiestagebaues in Pratzschwitz auf und hatte das seltsame Glück, einen für die Vorgeschichte Mitteldeutschlands und besonders der Elbtalgegend um Pirna einzigartigen Fund zu machen. Beim Betreten einer frisch aufgezeigten Kiesfläche im Vorfeld des Abbaubereiches des Kieswerkes konnte ein gut erhaltener Topf aufgefunden werden, der drei Bronzefibeln, zahlreiche Glasperlen sowie Bernstein, und, wie sich nach der Untersuchung im Landesamt für Archäologie Dresden später zeigte, ein für den europäischen Raum einzigartiges Ketten-Collier aus Bronze enthielt. Dieser Fund soll in diesem Beitrag näher vorgestellt und in die siedlungsgeschichtlichen Zusammenhänge eingeordnet werden.

Lage der Fundstelle

Die Fundstelle befand sich auf dem Gelände des Kieswerkes Pratzschwitz auf einem mittlerweile (Januar 2020) abgebauten und ausgekierten Areal, dessen Mutterboden bereits abgetragen war. Das Landesamt für Archäologie hatte in den Jahren 2016 bis 2018 im Bereich des späteren Abbaufeldes mehrere wissenschaftliche Grabungskampagnen durchgeführt. Nach Abschluss dieser Grabungen wurde vom Kieswerk eine Fläche, die mit einer riesigen Halde Mutterbodens bedeckt und damit der vorherigen archäologischen Untersuchung entzogen war, im September 2018 abgetragen, wobei auch die oberste Schicht des noch anstehenden Mutterbodens mit entfernt wurde. Dabei kam der anstehende Kies zutage. Etwa auf halber Strecke zwischen dem Ortskern Pratzschwitz und der neuen Elbbrücke (Sachsen-

brücke) befand sich die Fundstelle. Sie lag im südlichen Bereich des späteren Abbaufeldes auf einer Kiesfläche, die weniger Meter danach steil in Richtung Elbe abfiel und wahrscheinlich in frühgeschichtlicher Zeit den Uferbereich der Elbe bildete. Es hat den Anschein, dass sich hier früher eine erhöhte, hochwasserfreie Landzunge befunden hat. Im südlichen Profil der Kiesgrube ist deutlich eine Veränderung der Bodens (Farbe, Struktur) zu erkennen, die auf das ursprüngliche Überschwemmungsgebiet der Elbe hinweist.

Fundumstände

Bei einer Begehung der Kiesfläche am 7. Oktober 2018 fiel zunächst eine große graue Verfärbung im Kies auf, die stark verpresste, dunkle Erdbrocken und zahlreiche Keramik enthielt (späterer Befund 234: Brennofen, Keramik, verziegelter Lehm). Dieser Befund hob sich unübersehbar vom umgebenden Kies ab. Danach suchte ich das nähere Umfeld in Richtung Elbe ab und stieß auf eine wohlerhaltene große Randscherbe eines Gefäßes samt Henkel, markantem Rand und horizontaler Verzierung auf der Schulter der Scherbe. Diese Randscherbe wies eine frische Bruchstelle auf.

Nur wenige Meter südlich davon entfernt entdeckte ich daraufhin einen in den Kies eingegrabenen Topf mit Henkel, dessen Rand etwa zu einem Viertel zertrümmert war. Es stellte sich schnell heraus, dass die Randscherbe zu diesem Gefäß passte. Neben dem Gefäß verstreut lagen eine Bronzefibel und die dazu gehörige abgetrennte Nadel sowie etliche Glasperlen und weitere Scherben des Topfs. Diese Fundstücke barg ich, verwahrte sie und informierte anschließend den ehrenamtlichen Bodendenkmalpfleger M. Steinbach, Pirna, der die Fundstelle sicherte, die Funde an sich nahm und sofort das Landesamt für Archäologie informierte. In der Zeit vom 8. bis zum 10. Oktober 2018 wurde unter Teilnahme des Autors das Gefäß weiter freigelegt, weitere Funde (Glasperlen, einige Scherben) geborgen und ein Planum des Befundes (Befund 233) angelegt. Am 10. Oktober gelangten alle gefundenen Gegenstände, d. h. der Topf samt Inhalt, die Bronzefibel (Vogelkopffibel), Scherben (des Topfes u. auch ältere) sowie zahlreiche Glasperlen durch den Grabungsleiter in Pratzschwitz, Andrzej Hoppel, in das Landesamt für Archäologie.

Der Befund

Beim Freilegen und Putzen des Fundes am 8. Oktober 2018 zeigte sich, dass durch die Baggerschaufel, deren Spuren noch deutlich im Planum sichtbar waren, das Gefäß glücklicherweise nur beschädigt worden war. Die Zinken der Baggerschaufel hatten es um Haaresbreite verfehlt! Auch der durch die Baggerschaufel freigelegte Inhalt des Gefäßes (eine Bronzefibel, etliche Glasperlen) war nicht weit verstreut und verschleppt worden. Man kann von Glück reden, dass nicht tiefer gebaggert worden ist. Unser einzigartiger Fund wäre auf Nimmerwieder-



sehen verschwunden und unwiederbringlich für die Nachwelt verloren gewesen!

An der Fundstelle wurde ein Gefäß, genauer ein Topf (Befund 233), aufgefunden, der im Kies eingegraben war. Der Rand des Gefäßes befand sich ca. 50 cm unter der ursprünglichen Erdoberfläche aus Humus und Lehm. Wenn man bedenkt, dass der Topf vielleicht vollständig im Kies gestanden hat und bedeckt war, so kann man von einer ca. 40 cm starken Deckschicht ausgehen. Es spricht einiges dafür, dass der Topf vollständig im Kies vergraben war, haben sich doch an den Scherben keinerlei Lehmanhaftungen auffinden lassen. Ein Deckel in Originallage war nicht mehr aufzufinden, muss aber einst vorhanden gewesen sein, da im Inneren des Topfes der Inhalt ohne größere Erdeintragungen zutage trat.¹

Die Untersuchung des Umfeldes der Fundstelle führte zum Auffinden der Reste zweier Gefäße, die nahe bei einander in einer Lehmschicht lagen. Daneben zeigte sich nach Befeuchten des Planums der Umriss einer rechteckigen Grube (Kastengrab?). Es traten auf drei Seiten deutlich helle Streifen als Verfärbung hervor, die ehemalige Holzbretter anzeigten. Dieser Befund gehört wahrscheinlich in die Bronzezeit. Da weder die zwei Gefäßreste noch die Rechteckgrube Leichenbrand enthielten, auch im weiteren Umfeld keine Gefäße mehr angetroffen werden konnten und unser aufgefundener Topf, der, wie bereits erwähnt, am Rand der besagten rechteckigen Grube im Kies eingegraben stand, keinerlei Leichenbrand enthielt, muss seine Verwendung als Urne ausgeschlossen werden.

Es liegt vielmehr einen Hortfund vor, wie die hohe Qualität des Topfs, welche in der Gestaltung (umlaufende Verzierung, Henkel) und Herstellungsweise (hartgebrannter Scherben) zum Ausdruck kommt, und der reichliche Inhalt beweisen.

Der Fund

Aufgefunden wurde ein bauchiger Topf mit einem Henkel an der Schulter. Der zweite Henkel samt

Blick auf das Planum von Befund 233

Foto: Martin Wittig

- 1 Erst beim späteren Sichten der Keramik wurden Scherben aufgefunden, die sich zur ursprünglich vorhandenen Deckschale zusammensetzen ließen.
- 2 Hierzu die Verbreitungskarte bei Josefine Kollmann: Zu den Maskenfibeln der Frühlatènezeit, in: Sudeta 13 (1937), Heft 1/4, S. 33-57, hier S. 33. An Beispielen für Maskenfibeln seien die von Parsberg in der Oberpfalz, Ostheim vor der Rhön, die Prunkfibel von Glauberg in der Wetterau sowie Niederschönhausen bei Berlin (fraglich!) genannt.
- 3 Hans Kaufmann: Latènezeitliche Gesichtsmasken vom Gleichberggebiet bis ins nordwestliche Sachsen, in: Alt-Thüringen 38 (2005), S. 149-158, hier S. 150, Abb. 3.
- 4 Vgl. die Karte Verbreitung der Maskenfibeln (nach Binding 1993, Ausschnitt mit Ergänzungen) bei Walter Jahn: Beobachtungen an der Ostheimer Maskenfibel, einer reich verzierten figürlichen Fibel der Frühlatènezeit, in: Alt-Thüringen 38 (2005), S. 101-108, hier S. 105.
- 5 Die näheren Fundumstände des so bedeutsamen Exemplars sind leider unbekannt, vgl. Josefine Kollmann: Die Maskenfibeln der Frühlatènezeit, in: Sudeta 13 (1937), Heft 1/4, S. 33-57, hier S. 36.

- 6 Zur Verbreitung von massiven Vogelkopffibeln aus Bronze im mitteldeutschen Raum vgl. die Karte in: Archäologie in der Deutschen Demokratischen Republik. Denkmale und Funde, Bd. 1, Leipzig/Jena/Berlin 1989, S. 130. Eine Anfrage an das Landesamt für Archäologie Sachsen-Anhalt in Halle zur genauen Feststellung der beiden Fundorte in Sachsen-Anhalt blieb leider unbeantwortet.
- 7 Hans Kaufmann: Latènezeitlicher Glasschmuck aus Sachsen, in: Ausgrabungen und Funde 37 (1992) 1, S. 14-20, hier S. 14 f. Zur Thematik vorgeschichtlicher Glasfunde grundlegend Thea Elisabeth Haevernich/Paula Hahn-Weinheimer: Die Glasarmringe und Ringperlen der Mittel- und Spätlatènezeit auf dem europäischen Festland, Bonn 1960.
- 8 Kollmann 1937 (wie Anm. 2), S. 33 f.
- 9 Aufgabe zukünftiger Forschung muss es sein, die Maskenfibel wie die beiden Vogelkopffibeln stilistisch und künstlerisch einem Kulturkreis zuzuordnen und womöglich auch ein Ort der Herstellung ausfindig zu machen.
- 10 Zur Bedeutung der Elbe als Transportweg in vorgeschichtlicher Zeit vgl. Vladimír Salač: Zum Transport und Handel an der Elbe in der Latènezeit. Raum- und Funktionskontinuität der latènezeitlichen Fundstellen im Elbdurchbruch, in: Stephan Freund/Matthias Hardt/Petra Weigel (Hrsg.): Flüsse und Flusstäler als Wirtschafts- und Kommunikationswege, Bonn 2007, S. 75-94 sowie Vladimír Salač: Zum vorgeschichtlichen Verkehr an der Elbe zwischen Böhmen und Sachsen. Raum- und Funktionskontinuität der Besiedlung des Elbdurchbruchs, in: Sächsische Heimatblätter, 64 (2018), Heft 2, S. 93-103.

dem Rand des Gefäßes war von der Baggerschaukel herausgerissen worden. Auf der Schulter des Topfes, welcher aus hartgebranntem Ton besteht, verläuft ein Band mit eingedrückten Fingertupfen. Der Henkeltopf weist eine glatte Oberfläche auf, die Farbe ist hellgrau mit bräunlichen Flecken. Der Scherben ist hart gebrannt und es zeigt sich im Bruch eine schwarz-graue Magerung. Die äußerste Schicht der Außenseite lässt im Bruch eine ziegelrote Färbung erkennen. An der Öffnung hat das Gefäß einen Durchmesser von ungefähr 10 cm. Der größte Durchmesser am Bauch des Gefäßes beträgt etwa 15 cm. Die Höhe des zweihenkeligen Topfes misst etwa 14 cm. Einige in der Umgebung des Topfes aufgelesene Scherben konnten später im Landesamt für Archäologie Sachsen zusammengesetzt werden und stellten sich als Fragmente der einstigen Deckschale heraus.

Neben dem Gefäß lag besagte Bronzefibel mit der dazugehörigen abgebrochenen Nadel (Länge ca. 5 cm) samt einem Teil der Spirale mit sechs Windungen. Es handelt sich um eine massive, hochwertig gearbeitete Vogelkopffibel aus der Latènezeit, die außergewöhnlich gut erhalten ist (Länge ca. 7 cm). Am Bügel befindet sich der Rest der Spirale mit sechs Windungen. Die Sehne ist innen anliegend. Der Fuß ist als Vogelkopf mit langem, gekrümmten Schnabel und Augen gestaltet. Beidseitig ist der Vogelkopf mit mehreren schrägen Strichen verziert. Der Vogelkopf knickt scharf um und geht in den Bügel über, welcher keinerlei weitere Verzierungen aufweist. An der Basis des Fußes befindet sich die Halterung für die Nadel.

Bei der Untersuchung und Restaurierung des Topfes im Landesamt für Archäologie wurden im Inneren des Gefäßes Textilreste vorgefunden. Zusammen mit den verlagerten Glasperlen konnten aus dem Topf um die 130 Glasperlen und 360 gereihte Bernsteinperlen geborgen werden. Die Farben der Glasperlen variierten von rötlich, bräunlich, hellgelb, weißlich bis zu bläulich-grün. In

ihrer Anzahl überwiegen Glasperlen mit bläulicher Farbe. Da die Glasperlen und Bernsteinperlen alle durchlocht sind und sich nacheinander aufgereiht zeigten, müssen diese als Bestandteile zweier Ketten angesehen werden. Die Freilegung des Gefäßinhaltes erbrachte ferner eine zweite bronzene Vogelkopffibel und ein Collier aus 700 offenen Bronzeringen, die in fünf Strängen an ein halbkreisförmiges Joch anschließen. Dieses Joch weist einen raffiniert gearbeiteten Mittelgrat auf. Drei Kettenschieber, in ihrer Art einzig in Europa, dienten dazu, die Führung der Kettenstränge festzulegen. Im Topf kam auch noch eine äußerst seltene, in Menschengestalt gebildete Maskenfibel zum Vorschein. Sehr gut sichtbar ist das Abbild eines Gesichtes mit vorstehendem Kinnbart, hervortretenden Augäpfeln, wobei beide Augen geschlossen sind, ferner wulstiger Nase und spitzen, langgezogenen Ohren. Der Fuß dieser prächtig gestalteten Fibel weist eine Verzierung auf, die einen Wolfs- oder Hundekopf darstellt. Diese Maskenfibel zeichnet sich durch ihre qualitativvolle Ausführung aus. Sie ist Ausdruck höchster keltischer Kunst und weist alle Attribute dieser Kunstform auf. Charakteristisch für die keltischen Maskenfibeln sind die geradezu grotesken Übertreibungen der Gesichtsdarstellung. Die übergroßen Augäpfel und die wulstige Nase stechen sofort hervor. Sowohl beide Vogelkopffibeln als auch die Maskenfibel datieren in die frühe Latènezeit (Stufe LT A) und damit in die Zeit ca. 450 bis 380 v. Chr.

Bewertung des Fundes

Ohne Zweifel ist in vorgeschichtlicher Zeit an der späteren Fundstelle ein wertvoller Besitz vergraben worden und es ist nicht dazugekommen, dass diese Reichtümer wieder geborgen werden konnten. Dies war ganz sicher Absicht desjenigen, welcher das Gefäß samt reichhaltigem Inhalt, ver-



Vogelkopffibel aus Pirna-Pratzschwitz
Foto: Martin Wittig



Maskenfibel aus Pirna-Pratzschwitz nach der Restaurierung
© Landesamt für Archäologie Sachsen

packt in einem Behältnis aus Gewebe, hier vergraben hatte.

Um den Fund bewerten zu können, ist es notwendig, näher auf die Verbreitung von Maskenfibeln einzugehen. Dieser Fibel-Typus ist hauptsächlich in Bayern und Böhmen verbreitet und geht auf Vorbilder aus Norditalien und Etrurien zurück.² Die Verbreitung von Maskenfibeln in Mitteldeutschland beschränkt sich auf Südthüringen, wo ein Exemplar von der Steinsburg, südlich des Thüringer Waldes, vorliegt.³ Insofern stellen die Mittelgebirge (Erzgebirge und Thüringer Wald) bisher eine Grenze des Verbreitungsgebietes dar.⁴ Nördlich der Mittelgebirge sind Maskenfibeln eine absolute Rarität. Unser Fundstück von Pratzschwitz ist neben dem (ominösen!) Exemplar von Niederschönhausen bei Berlin überhaupt der zweite Nachweis einer Maskenfibel nördlich der Mittelgebirge.⁵ Aufgrund ihrer Seltenheit kommt der Maskenfibel von Pratzschwitz eine sehr hohe Bedeutung zu. Hergestellt wurde diese, wie auch die beiden Vogelkopffibeln, die übrigens aus ein und derselben Gussform stammen, wahrscheinlich im süddeutschen Raum oder im Umfeld keltischer Siedlungen (Oppida) in Böhmen. Ihr Auffinden nördlich der Mittelgebirge (Elbsandsteingebirge/Erzgebirge) ist Beleg, dass in der Latènezeit Fernhandelsbeziehungen bestanden haben müssen, die in den süddeutschen Raum verwiesen oder doch zumindest einen Anschluss an Warenströme hatten, die hochwertige Erzeugnisse des süddeutschen Raums verhandelten und nordwärts transportierten. Dabei dürfte die Einfuhr derart hochwertiger Fibeln über den böhmischen Raum erfolgt sein. Da auch Bernstein im Fundgut enthalten war, kann ebenfalls eine Handelsbeziehung

nach Norden, also in den Ostseeraum, vermutet werden.

Auch der Fund der beiden massiven Vogelkopffibeln stellt insofern eine Besonderheit dar, als dass dieser Fibeltypus in Mitteldeutschland sehr selten anzutreffen und in der Gegend der Dresdner Elbtalweitung bisher überhaupt noch nicht vorgekommen ist. Das nächstliegende Verbreitungsgebiet ist Thüringen, hier vor allem im Süden des Thüringer Waldes. Hier ist die Fundstätte Kleiner Gleichberg bei Römhild zu nennen, wo auf der Steinsburg ein latènezeitliches Produktionszentrum für Bronzefibeln bestand. Auch in der Orlasenke konzentrieren sich die Funde des besagten Fibel-Typus. Östlich der Flüsse Saale und Elbe liegen nur vereinzelte Funde vor. Diese Flusslinie scheint eine Verbreitungsgrenze darzustellen. Jenseits dieser Linie existieren Funde von massiven Vogelkopffibeln nur aus Randau bei Magdeburg und aus der Gegend um Kemberg/Bad Schmiedeberg.⁶ Bemerkenswert ist der stilistische Anklang beider Vogelkopffibeln an eine bronzene Entenkopffibel aus Turmberg bei Kasendorf (Landkreis Kulmbach, Bayern). Auch hier ist der Schnabel direkt am Bügel befestigt. Vielleicht liegt damit ein Indiz für den Kulturraum vor, in welchem beide Vogelkopffibeln angefertigt worden sind.

Was die Glasperlen anbelangt, so wurden diese in Form einer Kette als Schmuck verwendet. Man kann aufgrund der Vielzahl der Glasperlen (ca. 470 Stück) von mindestens zwei Ketten ausgehen. Für die Verwendung von Glasperlen als Ketten Schmuck fehlen für den mitteldeutschen Raum bisher Analogien. Es sind einzelne Glasperlen als Beigaben lediglich im sepulkralen Kontext

11 Mit der Thematik Salzhandel in der Latènezeit hat sich Vladimír Salač intensiv befasst. Vgl. Vladimír Salač: Zum Handel bei den Kelten in Mitteleuropa, in: Herbert Heftner/Kurt Tomaschitz (Hrsg.): Ad Fontes! Festschrift für Gerhard Dobesch zum 65. Geburtstag, Wien 2004, S. 663-679, hier S. 668 ff. Die Auffassung, dass die latènezeitlichen Bewohner des Elbetales höchstwahrscheinlich den Handel von Salz nach Böhmen und den Export keltischer Luxuswaren nach Sachsen vermittelten, vertreten auch Wolfgang Ender/Vladimír Salač: Zwei Welten – Kelten und Germanen. Böhmen und Sachsen in der Eisenzeit, in: Sachsen Böhmen 7000, Chemnitz 2018, S. 56-65, hier S. 63.

12 Im Mittelalter erfolgten von Magdeburg aus elbaufwärts Schiffstransporte mit Salz, das in Pirna verzollt und dort zur Niederlage gebracht werden musste. 1325 wurde bemerkt, dass das Salz in Pirna aus den Schiffen geladen und durch Frachtwagen nach Böhmen geführt wurde, vgl. Martin Wittig: Zur Bedeutung der Stadt Pirna als Handelszentrum am Oberlauf der Elbe im 15. und 16. Jahrhundert, unveröffentlichtes Manuskript 2010.

13 Manfred Straube: Geleitswesen und Warenverkehr im thüringisch-sächsischen Raum zu Beginn der Frühen Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 2015, S. 441.

- 14 Matthias Torke bezweifelt die Existenz einer Furt an dieser Stelle und sieht in der Bezeichnung Brauden lediglich einen Flurnamen. Vgl. Matthias Torke: Siedeln am Strom: Risiko oder Chance? Zu Urrelief, präurbaner Topographie und Hochwasserexposition Pirnas vor der Stadtwerdung, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 53/54 (2011/12), S. 359-410, hier S. 371. Da aus etymologischer Sicht das slawische Wort „*brod“ nichts anderes als seichte, passierbare Stelle bedeutet, spricht meines Erachtens nichts gegen das Vorhandensein einer Furt genau an diesem Elbabschnitt.
- 15 Heidemarie Grahl, Was vor Gottschalk von Pirna ?, in: Archäologie aktuell im Freistaat Sachsen 3 (1995), S. 231-235, hier S. 231.
- 16 Wolfgang Brestrich: Am Elbeweg nach Böhmen. Die Siedlung der vorrömischen Eisenzeit von Pratzschwitz, in: Archäologie aktuell im Freistaat Sachsen 6 (1998/1999), S. 84-87. Eine detaillierte Auswertung der Funde steht aus und wäre sehr wünschenswert!

Wandscherbe eines großen Gefäßes aus der Eisenzeit
Foto: Martin Wittig



bekannt.⁷ Insofern stellen beide Glasperlenketten von Pratzschwitz ein Unikum dar. Auch in Bezug auf die Maskenfibel lässt sich feststellen, dass solche hauptsächlich als Grabbeigaben gefunden worden sind. Alle bei Kollmann verzeichneten Maskenfibeln der Frühlatène stammen aus Gräbern (vorwiegend Urnengräber, selten Körpergräber). Sie schreibt: „Soweit gesicherte Fundumstände in der Literatur enthalten sind, handelt es sich bei den Maskenfibeln durchwegs um Grabfunde.“⁸ Im Rahmen eines Hortfundes sind mir bisher keine Funde von Maskenfibeln bekannt.⁹ Es ist sicherlich kein Zufall, dass der Hortfund von Pratzschwitz in der Nähe der Elbe zutage kam und sich die Fundstelle am südöstlichen Ende der Elbtalweitung und der äußersten Grenze der Siedlungskammer um Dresden, gewissermaßen am Tor zum unzugänglichen, schwer passierbaren Elbsandsteingebirge befindet. Durch diesen Fund wird erneut die Frage nach der Bedeutung des Flusses Elbe als Verkehrsweg in vorgeschichtlicher Zeit aufgeworfen.¹⁰ Derjenige, welcher den Hortfund vergraben hat, muss einer vermögenden Schicht angehört haben, um sich in den Besitz solch wertvoller Güter bringen zu können. Vorausgesetzt, die Reichtümer sind redlich erworben worden, muss deren Besitzer zu Vermögen gekommen sein. Vielleicht durch Handel? Mit welchen Gütern könnte er gehandelt haben? Es ist durchaus vorstellbar, dass bereits in der Latènezeit das wertvolle Gut Salz aus dem Raum Halle über die Elbe in das „salzlose“ Gebiet Böhmen gehandelt worden ist und die Händler so zu Vermögen kamen.¹¹ Aufgrund schriftlicher Überlieferung ist für das Mittelalter gesichert, dass an der Zollstation Pirna das Hauptfrachtgut auf der Elbe nach Böhmen Salz gewesen ist.¹² Auch Manfred Straube stellt fest, dass die Elbe flussauf-

wärts vorrangig zum Transport von Salz (und Blei), so im Jahr 1493, genutzt worden ist.¹³ Ob für die Wahl des Geländes in Pratzschwitz zur Niederlegung des wertvollen Gutes auch die Nähe zur Elbfurt Brauden, gelegen unterhalb der Stadt Pirna, zwischen der Mündung der Gottleuba und der Wesenitz, entscheidend gewesen ist, bleibt reine Spekulation.¹⁴

Nach Einschätzung von Dr. Regina Smolnik und Dr. Ingo Kraft vom Landesamt für Archäologie Sachsen handelt es sich bei den Ketten aus Bernstein bzw. Glas und dem Collier um den typischen Schmuck einer keltischen Frau. Der Wert dieser Schmuckstücke spricht dafür, dass diese Frau einer höheren Gesellschaftsschicht angehört haben muss. Das Motiv für die Niederlegung eines solch wertvollen Frauenschmuckes in siedlungsferner Landschaft bleibt ein Rätsel.

Mit aller Vorsicht kann man die These aufstellen, dass die wertvollen Fundobjekte Ausdruck für eine wirtschaftliche und soziale Differenzierung in der Latènezeit sind. Möglicherweise haben sich in der Gegend von Pirna am Übergang der Dresdner Elbtalweitung zum Elbsandsteingebirge, nahe der Elbe, welche die vorgeschichtlichen Siedlungsräume in Sachsen und Böhmen verbindet, latènezeitliche Siedlungen befunden, in denen der Elbhandel (mit Salz?) eine besondere Rolle spielte. Die aus dem jüngeren Abschnitt der Latènezeit stammende Bodenbacher Gruppe, benannt nach dem Auffindeort Bodenbach (heute Podmokly, Ortsteil von Děčín), deren Gräberfeld große Parallelen mit dem Gräberfeld von Pirna (Karrenweg) aufweist und auch Bezüge zum Gräberfeld Copitz-West hat, belegt die Kontakte zwischen Gruppen nördlich und südlich des Elbsandsteingebirges.

Zur Einordnung des kulturgeschichtlich bedeutsamen Hortfundes von Pratzschwitz in größere regionale Zusammenhänge soll der Versuch unternommen werden, das Siedlungsbild um Pirna während der Frühlatènezeit zu ergründen. Als Nachweis von Siedlungstätigkeit während der Frühlatènezeit im Stadtgebiet von Pirna dienen die von Heidemarie Grahl gemachten Funde im Areal Obere Burgstraße 2.¹⁵ Es ergaben sich Hinweise (Keramik, Gruben und Pfostenlöcher) auf eine Besiedlung in der frühen Latènezeit. Die im Bereich des ehemaligen Dominikanerklosters (Stadtmuseum Pirna) nachgewiesenen eisenzeitlichen Befunde datieren nach Aussage von Sabine Holtermann erst in die Mittel- und Spätlatènezeit und gehören somit einer jüngeren Zeitstellung an. Dies gilt offenbar auch für jene Siedlung, die nördlich der Straße von Copitz nach Pratzschwitz ab 1997 im Vorfeld des Baues der Sachsenbrücke ergraben worden ist. Sie wird der „jüngeren vorrömischen Eisenzeit“ zugeschrieben, wenngleich bisher leider keine genauere zeitliche Abgrenzung zwischen älterer und jüngerer Eisenzeit möglich ist.¹⁶

In weiterer Umgebung zu unserem Hortfund befindet sich eine Fundstelle am Wesenitzbogen, nahe der Brückmühle in Pirna-Copitz. Das Fund-

gut dieser Fundstelle wird leider nur sehr unscharf datiert. Wahrscheinlich ist eine schärfere zeitliche Eingrenzung nicht möglich. Eine Beschreibung der Fundstelle und -umstände finden sich bei Matthias Torke, der hier die Keramik aber nur zur Periode Hallstattzeit D (ca. 6./5. Jhdt. v. Chr.) datiert.¹⁷ Im Katalog der Neufunde findet sich lediglich die Angabe, dass 1985 slawische Keramik als Lesefund geborgen wurde!¹⁸

Schauen wir uns in der weiteren Umgebung um, so ist unbedingt auch auf eine Fundstelle in der Nähe von Nickern einzugehen. Es handelt sich um die Anhöhe, genannt Trützschnitz, im südöstlichen Teil der Flur Nickern, die durch langanhaltende militärische Nutzung leider stark überformt wurde. Auf dieser Erhebung wurden 1939 sechs Gräber angeschnitten und ergraben. Neben vier Gräbern aus der Bronzezeit erbrachten die Ausgrabungen auch zwei Gräber aus der Eisenzeit, wobei eines dieser beiden Gräber als Beigabe einen kleinen Bronzering enthielt.¹⁹⁹ Die nächstgelegenen eisenzeitlichen Fundstellen, freilich ohne genauere Datierung (Hallstatt, Latène), befinden sich nördlich vom alten Ortskern Lockwitz. Darüber steht 1973 in den „Werten unserer Heimat“ im Ortsartikel Lockwitz geschrieben: „Ein Gräberfeld der ältesten Eisenzeit konnte im Bereich nördlich vom Ortskern festgestellt werden. Die Brandbestattungen enthielten außer Urnen, Deckschüsseln und Beigefäßen auch sogenannte Backteller und ein Räuchergefäß“.²⁰ Bereits 1911 wurde folgendes mitgeteilt: „In Lockwitz wurde bei der Anlage einer Häuserkolonie an der Straße nach Nickern ein Urnenfeld der älteren vorrömischen Eisenzeit, des Billendorfer Typus, aufgeschlossen“.²¹

Fragwürdig hinsichtlich der Existenz einer latènezeitlichen Siedlung sind jene Funde, die ab 1980 auf einem Acker, gelegen „unmittelbar hinter der Flurgrenze zu Pratzschwitz, südlich der Straße nach Birkwitz“ aufgedeckt wurden. Die hier angetroffenen Befunde bestehen aus zwei Gruben mit Keramik, welche „im Typenspektrum der älteren Eisenzeit“ liegt. Sollte sich die Aussage bewahrheiten, dass der Fundkomplex jene Lücke schließt, „die im rechtselbischen Pirnaer Talkessel zwischen den Billendorfer Grabfunden von Pratzschwitz (bis Hallstatt D 3) und dem umfangreichen Gräberfeld der Bodenbacher Gruppe in Copitz-West (um Latène C) besteht“, so hätten wir hier tatsächlich einen ersten Hinweis auf eine Siedlung, welche die gleiche Zeitstellung wie der Hortfund aufweist.²² Allerdings ist es dem Verfasser bei seinen in jüngster Zeit durchgeführten Begehungen des Ortes trotz intensivster Bemühungen nicht gelungen, die in den 1980er Jahren ausgegrabenen Gruben ausfindig zu machen und die Angaben von Sabine Holtermann (geb. Möckel) zu verifizieren.²³ Ein in unmittelbarer Nähe aufgedecktes, leider nicht vollständig ergrabenes Grubenhaus (Areal 3, Befund 231) scheint in die Latènezeit zu datieren, jedoch steht die Auswertung des Fundmaterials noch aus. Nach einer ers-

ten Sichtung der Keramik fanden sich etliche Scherben, die als eisenzeitlich angesprochen werden können.

Wichtig hierbei ist die Beobachtung, dass das Grubenhaus als einziges eine Nord-Süd-Orientierung aufweist, parallel zur Sachsenbrücke, während alle anderen, in den Jahren 2016 bis 2018 ergrabenen Grubenhäuser (Areale 1 und 2) ohne Ausnahme eine West-Ost-Orientierung, also parallel zur Elbe, zeigten. Bei Befund 231 konnte eine große Fläche des Gebäudes ergraben und eine Ausdehnung von circa 2,60 m Breite und mindestens 4,20 m Länge festgestellt werden. Der südliche Abschluss des Grubenhauses wurde aber nicht von der Grabung erfasst, so dass keine Angaben zur Gesamtlänge möglich sind. Da an der Ostseite die Gebäudefront jedoch schon zurücksprang, deutet sich an, dass die Grenze der Südkante nicht weit entfernt, vielleicht in etwa 1 m Abstand, zu suchen ist. An der Nordwestecke des Grubenhauses schloss sich ein Vorbau von 1,0 x 0,6 m Ausdehnung an, der als Eingangsbereich zu deuten ist und klar als Verfärbung im Boden zu erkennen war. Im Inneren des Grubenhauses lagerte direkt über dem Kies eine wenige Zentimeter starke Schicht mit zahlreichen Scherben, bei denen eine Farbe von ziegelrot bis bräunlich überwog.

Zusammen mit den beiden in den 1980er Jahren aufgefundenen Gruben kann man das Grubenhaus (Befund 231) als einen kleinen Siedlungskomplex ansprechen, von einer größeren „latènezeitlichen Siedlung“ westlich der Flurgrenze Copitz-Pratzschwitz und südlich der Straße nach Pratzschwitz kann aber keine Rede sein. Vielleicht geben weitere archäologische Befunde unter dem Acker westlich der Sachsenbrücke irgendwann Aufschluss über die einstige Nutzung und Besiedlung dieses Geländes.

Da der Pratzschwitzer Hortfund in seiner Zeitstellung singular, also als Einzelfund zu betrachten ist, und es in unmittelbarer Umgebung des Fundplatzes nur wenig zeitgleiches Fundmaterial gibt, muss ein intensives Siedlungsgeschehen im näheren Umfeld ausgeschlossen werden. Damit rücken weiter entfernt gelegene Fundplätze in den Blickpunkt, allen voran in der Pirnaer Altstadt. Diese latènezeitlichen Fundplätze müssen zukünftig sehr sorgfältig betrachtet werden. Es ist auch Augenmerk auf das Gelände östlich der neuen Elbbrücke (Sachsenbrücke) zu richten. Die in diesen Arealen auftretenden Funde und Befunde müssen mit großer Präzision datiert werden, um abschließend beurteilen zu können, ob der Hortfund von Pratzschwitz einzeln dasteht oder Anknüpfung an zeitgleich bestehende Siedlungen der Latènezeit in der näheren Umgebung hat. Es bleibt zu hoffen, dass zukünftige Forschung die Funde und Befunde in und um Pirna verdichten kann und es ermöglicht, unser Wissen über die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Böhmen und Sachsen zur Latènezeit zu vervollständigen.

17 Torke 2011/2012 (wie Anm. 14), S. 397.

18 Uwe Reuter: Wichtige Neufunde der Jahre 1980-1990 aus den Regierungsbezirken Chemnitz, Dresden und Leipzig, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 36 (1993), S. 257-407, hier S. 353.

19 Vgl. Heinz Jacob: Älterlatènezeitliche Gräber vom Dresdener Stadtrand, in: Ausgrabungen und Funde 23 (1978), Heft 1, S. 26-31.

20 Zwischen Tharandter Wald, Freital und dem Lockwitztal. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme im Gebiet von Freital und Kreischa, Berlin 1973, S. 89.

21 Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden 1911, S. 21.

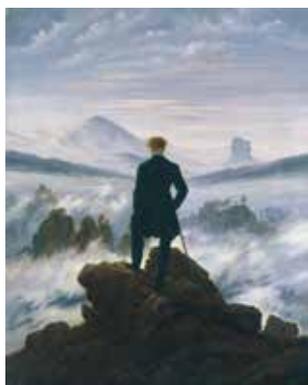
22 Knut Hauswald/Hans Kaufmann/Sabine Möckel: Siedlungsbelege der vorrömischen Eisenzeit bei Pirna, in: Ausgrabungen und Funde 31 (1986), S. 26-31.

23 Durch die fortgeschrittenen Arbeiten im Kieswerk Pratzschwitz ist im Bereich der beiden Gruben bereits der Mutterboden entfernt und bis auf den Kies abgetragen worden. Im anstehenden Kies waren keine Reste der Gruben mehr sichtbar.

Autor

Martin Wittig, M.A.
Pirna/Sachsen

Rezensionen



Caspar David Friedrich: Der Wanderer über dem Nebelmeer, um 1818 © Wikimedia



Caspar David Friedrich: Kreidefelsen auf Rügen, 1818 © Wikimedia

Richard David Precht: Sei du selbst. Eine Geschichte der Philosophie III, München 2019, 24,00 Euro

Die Fragen, die Richard David Precht in seinem Bestseller „Wer bin ich – und wenn ja wie viele“ aufwarf, tauchen auch 2019 im dritten Band seiner Philosophiegeschichte wieder auf. Als Umschlagbild wählte er Caspar David Friedrichs Gemälde „Wanderer über dem Nebelmeer“. Es gilt als Symbolbild der Romantik, wurde als Briefmarke reproduziert, und vielfach als Werbeträger missbraucht. Gestützt auf die Ergebnisse der Kunsthistoriker, nähert sich Precht dem Maler im ersten Kapitel unter dem Motto „Vom Irrealen Zauber des Seins“ unter den vielfältigsten Aspekten.

Wenige Korrekturen im Faktischen, aber Widerspruch zu seinen Meinungen, wo sie apodiktisch und anmaßend sind, ist angebracht.

Precht: „Als Friedrich im Mai und Juni 1813 durchs Elbsandsteingebirge spaziert und Landschaftsskizzen für den ‚Wanderer‘ anfertigt, befindet sich Sachsen im Brennpunkt der Napoleonischen Kriege.“ Die Skizzen sind nicht schon im Hinblick auf den „Wanderer“ entstanden, sondern um seinen Studienvorrat zu ergänzen zum späteren Gebrauch.

Precht findet mitunter recht eigenwillige Töne zu Friedrichs Kunst: „Seine Bilder, lebloses Leben, gleichen Dioramen in einem Naturkundemuseum. Sind Rückenfiguren darin zu sehen, so stehen sie herum wie ausgestopfte Tiere. Äußerlich meist unbewegt, starren sie in die verschleierte Ferne. Alle Bewegung kommt nur durch den Betrachter ins Bild. Soll im Museum das gemalte Abend- oder Morgenlicht die Tiere konturieren, so ist es bei Friedrichs menschlichen Exponaten umgekehrt; sie bringen den gemalten Hintergrund zur Geltung, in den sie so versunken schauen. Gemeinsam bleibt, dass das Tier im Diorama und das Menschentier bei Friedrich niemals als konkrete Individuen gemeint sind.“ Angesichts der drei Figuren der „Kreidefelsen auf Rügen“ geht man allgemein davon aus, dass das Bild in Erinnerung an die Hochzeitsreise Friedrichs 1818 mit seiner Frau Caroline, dem Bruder Christian und der Schwägerin Elisabeth gemalt wurde. Es gibt aber Gründe anzunehmen, dass es erst um 1822 entstand und noch nicht staffiert war, was die These vom Hochzeitsbild fragwürdig macht: Die junge Frau sei Caroline, der Mann in der Mitte der Maler, und die Rückenfigur Christian. Dass die Schwägerin fehlt, macht dem keine Schwierigkeiten, der in beiden Männern ein Selbstbildnis des Malers sieht: als junger Künstler und in der Rolle des älteren Ehemannes. Wie dem auch sei, es geht hier nur um Prechts Behauptung, Friedrichs Figuren seien niemals als konkrete Individuen gemeint. Kürzlich erst wurde glaubhaft gemacht, dass bei dem jüngeren der „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“ an seinen Malerfreund Johan Dahl zu denken ist [Gerd Spitzer, in: Dahl und Friedrich, 2014, S. 38 f.].

Die „Frau am Fenster“ stößt bei den Kritikern auf wenig Verständnis. Das Bild wäre sehr wahr und hübsch, wenn Friedrich nur nicht wieder seiner Laune gefolgt wäre, Personen von hinten darzustellen. Seine Gattin

steht so am Fenster, teils in Beleuchtung und Stellung sehr unvorteilhaft. Fouqué übrigens spürt die Ambivalenz von Rückenfiguren: „O wende du – nein, nein, o wende nicht / Zu mir, huldvolles Rätsel dein Gesicht! / Wär's mindrer Reiz, wär dies mein Glück vergangen, / Und strahl' es wirklich, das ersehnte Licht / blieb rettungslos im Zauber ich gefangen!“ Auf dem Bild „Der Abendstern“ sind vor der (veränderten) Stadtsilhouette Dresdens Caroline, Tochter Agnes und Sohn Gustav Adolf Vorbilder.

„Die Lebensstufen“, um 1835 zu datieren, zeigen den Maler als Rückenfigur. Der Herr mit Zylinder, vermutlich sein Neffe Heinrich, scheint den Alten heranzuwinken und weist zugleich auf Emma, die sich den Geschwistern Gustav Adolf und Agnes zuwendet.

Das kleine Gemälde „Wassilij Schukowskij und die Brüder Turgenjew“ hatte der Historiker Alexander Iwanowitsch Turgeniew (1784–1845) persönlich bei Friedrich bestellt und es seinem Freund, dem Dichter, Staatsmann und Zarenzieher Wassilij Andrejewitsch Schukowskij (1783–1853) geschenkt. Ihn „vertritt“ die Figur in der Mitte des Bildchens. Er vermittelte über Jahrzehnte den Verkauf zahlreicher Werke Friedrichs an das Zarenhaus. Von ihm auf Friedrich aufmerksam gemacht, besuchte Turgenjew ihn 1825 mit seinem Bruder Sergej: „Wir hörten ihn und betrachteten seine Bilder mit einem ungewöhnlichen Vergnügen. Er drückt in ihnen einen einfachen Gedanken oder ein einfaches, aber unbestimmtes Gefühl aus. Es sind Träume, Gesichte im Schlaf und in der Nacht. So sind auch seine Worte: Er selbst sagt, er könne weder den Gedanken, noch das Bild, welches diesen ausdrückt, erklären, jeder solle seines dort finden, d. h. seinen Gedanken in einer fremden Darstellung.“ [Herrmann Zschoche, in: Sächsische Heimatblätter 1, 2016, S. 76 ff.]

Precht: „Keine von Friedrichs Rückenfiguren stand jemals so groß und wuchtig in der Landschaft wie der Wanderer über dem Nebelmeer“. Friedrichs „Frau vor der untergehenden Sonne“ ist klein wie ein Briefbogen, und wirkt doch durch die das Bild beherrschende junge Frau sehr viel größer und bedeutender. Wie beim „Wanderer“ zu vermuten, handelt es um ein Gedankenbild. Amalia, die Frau seines Bruders Heinrich, war 1814 mit nur 23 Jahren verstorben.

Precht: Friedrichs „malerischen Mittel haben nicht die Qualität der bedeutenderen Zeitgenossen Francisco de Goya, Eugène Delacroix, Théodore Géricault oder William Turner.“ 2014 standen im Londoner Somerset House Friedrich und Turner im Mittelpunkt der Ausstellung „Ein Gespräch mit der Natur: Romantische Landschaften aus Großbritannien und Deutschland“. Es wurden Gemeinsamkeiten und Unterschiede erforscht, ohne definitive Antworten zu suchen. Allen Werken gemeinsam sei die „Suche nach der philosophischen Wahrheit über das Mittel der Landschaft.“ Das gelte für Turners Nebel verhangenen Landschaften ebenso wie für Friedrichs Mondscheinlandschaft, ein vermutlich schon 1807 entstandenes Aquarell. Die Verbindung von „Vorstellungskraft und direkter Beobachtung“ sei in al-

len Werken erkennbar. Möglich; aber keinem fiel ein, Turner für bedeutender zu halten als Friedrich.

Precht: „Friedrichs Gemälde sind Räume für Subjektivität. Sie geben Anlass zu vielerlei philosophischen Spekulationen.“ Er weist auf eine Notiz Arthur Schopenhauers hin: „Da jedes Ding rein objektiv betrachtet werden kann; und da in jeder Erscheinung ein Ding an sich, also eine Idee erscheint, so ist auch jedes Ding schön. Dass auch das Unbedeutendste als schön, d. h. rein objektiv betrachtet werden kann, belegen die niederländischen Stilleben und einige Landschaften von Ruisdael und Friedrich, die nur wenige und ganz alltägliche Gegenstände darstellen.“ [Arthur Schopenhauer: Der handschriftliche Nachlaß, München/Augsburg 1985].

Da ich mich in philosophischen Fragen nicht auskenne, habe ich schlichtere: Welche Landschaften Friedrichs stellen alltägliche Gegenstände dar? Wo könnte er sie gesehen haben? Dass er, angeregt von seiner Mutter Adele, die Bilder Friedrichs einfühlsam beschrieben hatte, auf den Maler aufmerksam wurde, ist unwahrscheinlich. Generell sind Frauen in den Augen des brummigen Weltverächters weder für Poesie, noch für Musik, noch für die bildenden Künste empfänglich.

Auch die folgenden Bemerkungen Prechts muss ich wegen ihres hohen Abstraktionsgrades dahingestellt sein lassen. Ich verweise auf „Wer bin ich – und wenn ja wie viele“ und die einschlägigen Lexika. Precht: „Schopenhauers Natur ist erhaben und grausam zugleich, Friedrichs Morgen- und Abendstimmungen fehlt jegliche Gewalt. Sie spiegeln jene friedliche Versöhnung von Menschenwelt und Naturschauspiel, die Schopenhauer allein der Kunst zugesteht, nicht aber dem wirklichen Leben. Und doch kommen sie philosophisch im Wesentlichen überein: Was der Mensch ist, sich selbst und der Natur gegenüber, kann nicht mit Worten, mit überhaupt keinen Mitteln der Vernunft gesagt werden, sondern nur empfunden und in Kunst gezeigt. Die Worte versagen vor dem Sein. Die Wahrheit ist keine Eigenschaft von Gedankengebäuden, sondern von schönen Sommerabenden und Morgenstunden im Nebelgebirge. Das eigentliche Sein ist der Vernunft gegenüber ‚irreal‘, weil nicht zu fassen. Die Forderung des 19. Jahrhunderts, ‚Sei du selbst‘, die von Sören Kierkegaard zu Friedrich Nietzsche führt, kennt diesen irrealen Zauber des Seins. Von hier aus misstraut sie gründlich jeder Vernunftphilosophie. In dieser Absage an objektive Erkenntnis liegt Friedrichs Modernität. Überholt dagegen wird Friedrich vom zweiten Hauptstrang der Philosophie: einer Philosophie nach der Blaupause der Naturwissenschaften. Sie wird im Nebelmeer nicht mehr sehen als Luft reflektierendes H₂O. Während der Existenzphilosophie alles subjektiv wird, wird der Philosophie nach naturwissenschaftlichem Zuschnitt alles objektiv. Die Zeitläufte dagegen verändern sich rasant. In Sachsen hat gerade ein beispielloser industrieller Aufschwung eingesetzt. Zwanzig Jahre nachdem Friedrich seinen Wanderer in die Einsamkeit über dem Nebelmeer schickt, fahren die ersten Dampfschiffe auf der Elbe. Beobachter in altdeutscher Kluft gibt es nicht mehr, die Zeit hat sie aus der Geschichte entfernt, der Dampf der Lokomotiven sie vernebelt, der Rauch der Schlotte sie ge-

schwärzt. Das neue sächsische Lumpenproletariat, das der Maler noch erlebt, findet in dessen Bildern keinen Platz. Die drängenden sozialen Probleme passen nicht in sein Weltbild.“

Dass Friedrich nicht ganz aus der Zeit gefallen ist, zeigt sich um 1830 in seiner „Äußerung bei Betrachtung einer Sammlung von Gemälden“: „Ein schönerer landschaftlicher Gegenstand möchte wohl schwer in der Natur mehr zu finden sein, als der hier dargestellte. XX aber hat mir unbegreiflich dies erhabene Naturbild so ganz verkannt und so gar nicht empfunden. Nur ängstlich peinlich treu die schönen Formen der Natur, wie das Unschöne, so Menschen durch Hunger und Not getrieben, nach und nach daran und darin verhunzt durch Anbau von Wohnungen und widrig sich durchkreuzende Felderabteilungen und Hinweghauung der Wälder nachgeschrieben. Dieser saubere Stahlstich ist bewundernswürdig schön im Ton gehalten, und gewiss von einem Engländer oder durch eine Maschine gefördert. Ein Teutscher kann so etwas Gott sei Dank nicht und die Briten sind stolz darauf, es allein zu vermögen. Könt ihr, so macht Maschinen, so Menschengeist in sich hegen und aus sich strömen, aber nicht müsst ihr Menschen bilden, so Maschinen gleichen ohne eigenen Willen und eigene Tatkraft.“

Friedrich spricht von einem Maler, der gegen die Forderung auftritt, „dass ein echtes Kunstwerk religiöse, heilige Empfindungen in uns erwecken soll, wie nach Hegels Philosophie gelehrt wird.“ Dass er sich eingehender mit Hegel beschäftigt hat, ist indes nicht anzunehmen: „Willst du wissen, was Schönheit sei, befrage die Herren Ästhetiker; beim Teetisch kanns dir nützlich werden, aber vor der Staffelei nicht, da musst du fühlen, was schön ist. Ich bin weit entfernt, den Forderungen der Zeit, wenn es nicht bloße Mode ist, entgegenzuarbeiten, und gegen den Strom anschwimmen zu wollen, sondern lebe vielmehr der Hoffnung, dass die Zeit ihre eigene Geburt vernichten wird und das bald. Aber noch weniger bin ich so schwach, gegen meine Überzeugung den Forderungen meiner Zeit zu huldigen. Ich spinne mich in meine Puppe ein, mögen andere ein Gleiches tun, und überlasse es der Zeit, was aus dem Gespinste herauskommen wird, ob ein bunter Schmetterling oder eine Made.“

Seit 1830 besprach die Presse Friedrichs Bilder zunehmend kritisch. Sie fanden kaum noch Käufer, und er geriet in finanzielle Not.

Zum Schluss nochmals Precht: „Der Blick ins Unermessliche hat sich mit Messbarem gefüllt, mit Zahlen und Kurven des industriellen Fortschritts. Nicht Transzendenz, sondern Effizienz lautet das Zauberwort der neuen Zeit; nicht Leere, sondern Fülle, statt Nebel – Durchblick. Die Dynamik erfasst alle und Alles. Auch die Philosophen verlieren ihren Gott in gleichem Maße wie sie den Naturwissenschaften die Wahrheit überlassen. Zum neuen Gott aber wird der wirtschaftliche Fortschritt. Und dessen Eisenbahnen und Dampfschiffe machen selbst vor dem Elbsandsteingebirge nicht Halt. Als Friedrich 1840 in Dresden stirbt, ein fast vergessener Mann, beginnt in der Sächsischen Schweiz der planmäßige Tourismus ...“

Herrmann Zschoche



Caspar David Friedrich:
Zwei Männer in Betrachtung
des Mondes, 1818/1819
© Wikimedia

Verein für sächsische Landesgeschichte

Aktuelles

Mit großem Zuhörerandrang konnte der Verein für sächsische Landesgeschichte am 4. Februar 2020 im Hauptstaatsarchiv Dresden sein diesjähriges Veranstaltungsprogramm eröffnen. 58 Gäste waren der Einladung des Vereins gefolgt und erhielten durch Prof. Dr. Enno Bünz (Leipzig) einen umfassenden Einblick in das mittelalterliche Pilgerwesen als Massenphänomen, die Routen sächsischer Pilger in ganz Europa sowie Pilgerstätten in Sachsen und ihre Entstehungsgeschichten. Der intensiv diskutierte Vortrag bot dabei neben wissenschaftlichen Erkenntnissen so manche Anregung für künftige Exkursionsziele.

Erste Erfolge erzielt der Verein auch bereits mit neuen Wegen in der Öffentlichkeitsarbeit. Der seit Ende November 2019 betriebene Twitter-Account zählt mittlerweile über 180 Follower und ermöglicht neben der größeren Verbreitung von eigenen Veranstaltungshinweisen eine Vernetzung mit Institutionen und interessierten Einzelpersonen in ganz Sachsen und darüber hinaus sowie einen unkomplizierten Austausch zu Fragen der heimatkundlichen Bildung und Wissenschaftskommunikation. Gegenwärtig werden zudem erste Überlegungen zur Neugestaltung der Homepage ange stellt sowie die Umfrage zur Ermittlung der Interessen und Ideen der Mitglieder für die künftige Vereinsarbeit vorbereitet.



Pilgern in Sachsen – Pilger aus Sachsen, Vortrag von Prof. Dr. Enno Bünz am 4. Februar 2020 im Hauptstaatsarchiv Dresden
Foto: Judith Matzke

Aufgrund einer Terminüberschneidung musste der Verein sein Veranstaltungsprogramm für 2020 gegenüber den in den Sächsischen Heimatblättern 1 (2020) veröffentlichten Angaben geringfügig anpassen. Der Vortrag zum „Goldenen Reiter“ wird auf die Mitgliederversammlung und diese auf den 17. Oktober 2020 verlegt. Das gedruckte Programm kann gern beim Verein angefordert werden.

Durch die aktuellen Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie sind auch wir ge-

zwungen, unsere Veranstaltungen bis auf Weiteres abzusagen. Wann unser Programm wieder aufgenommen werden kann, ist derzeit noch nicht absehbar. Die Ankündigungen für Mai und Juni stehen deshalb unter Vorbehalt. Bitte informieren Sie sich auch auf unserer Homepage und auf Twitter. Aktuelle Informationen versenden wir außerdem regelmäßig über unseren E-Mail-Verteiler.

Judith Matzke



Neue Wege in der Öffentlichkeitsarbeit – Twitter-Account des Vereins

Veranstaltungsprogramm 2020

5. Mai 2020, 19:00 Uhr (unter Vorbehalt)
 „Dem Ingenieur ist nichts zu schwere“. Industrialisierung und technische Bildung in Sachsen
 Ausstellungseröffnung mit Festvortrag von Prof. Dr. Thomas Hänseroth (Dresden) in der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden

Juni 2020 (unter Vorbehalt)
 Boom. 500 Jahre Industriekultur in Sachsen
 Exkursion zur 4. Sächsischen Landesausstellung nach Zwickau

5. September 2020
 Detlev Graf von Einsiedel (1773-1861)
 Vortrag von Dr. Michael Wetzel (Zwönitz) im Schloss Wolkenburg inkl. Führung

18. September 2020
 Formate – Vernetzung – Perspektiven. Geschichtsvereine in Sachsen im 21. Jahrhundert
 Workshop für historisch arbeitende Vereine in Sachsen

17. Oktober 2020, 10:00 Uhr (zugleich Mitgliederversammlung)
 Goldener Reiter im Schatten des Sozialismus – Das Ringen um ein Dresdner Wahrzeichen
 Vortrag von Lennart Kranz M. A. (Dresden) im Hauptstaatsarchiv Dresden

8. Dezember 2020, 18:00 Uhr
 Zu Diensten. Häusliches Dienstpersonal in städtischen Bürgerhaushalten in Sachsen (1835-1918)

Vortrag von Dörthe Schimke M. A. (Dresden) im Hauptstaatsarchiv Dresden

Kontakt:
 Verein für sächsische Landesgeschichte e. V.
 c/o Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden
 Archivstraße 14
 01097 Dresden

Telefon: 0351/327 59 168
 Internet: www.saechsische-landesgeschichte.de
 E-Mail: kontakt@saechsische-landesgeschichte.de
 Twitter: @LaGeschSachsen

IMPRESSUM

Sächsische Heimatblätter

ISSN 0486-8234

Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
 Mitteilungsblatt des Vereins für sächsische Landesgeschichte e. V. und des Zentrums für Kultur und Geschichte e. V.

Herausgeber: Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit einem Redaktionsbeirat

Anschrift: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna
shb@zkg-dd.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath, Dr. Romy Petrick

Redaktionsbeirat: Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Günter Donath, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Anneliese Eschke, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocquél, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Dr. Igor Jenzen, Prof. Dr. Winfried Müller, Martin Munke, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Michael Wetzel, Dr. Peter Wiegand

Herstellung: Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH Meißen

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 40,00 € inklusive MwSt., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft zwischen 10,00 € und 15,00 €.

Für den Inhalt der Beiträge sowie die Abbildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.

Titelbild: Blick auf Freital, Foto des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, 1929, © SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

entKOMMEN

Das Dreiländereck zwischen
Vertreibung, Flucht und Ankunft

entKOMMEN

Kulturhistorisches Museum
Franziskanerkloster

Sonderausstellung

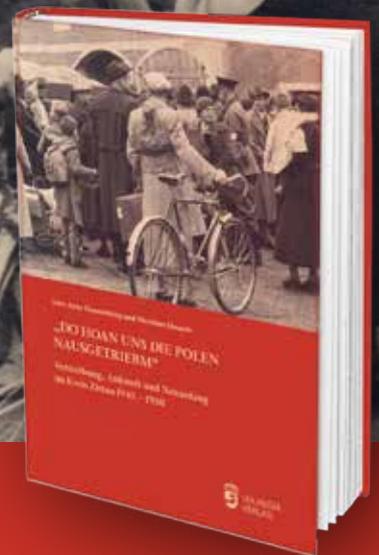
Klosterstraße 3 | D-02763 Zittau
Tel. +49 3583 55 47 90 | www.museum-zittau.de

23.2.2020

– 18.10.2020



Gefördert im Fonds
Stadtgefahren der



Ein Buch, das berührt und erschüttert

Aus Zeitzeugenberichten, Erinnerungen und Archivadokumenten entstand eine eindruckliche Dokumentation der Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus dem Kreis Zittau östlich der Neiße und der polnischen Neubesiedlung. Das Buch zeichnet ein authentisches und höchst lebendiges Bild der Nachkriegsgesellschaft 1945 bis 1950 beiderseits der Neiße.

Lars-Arne Dannenberg/Matthias Donath: „Do hoan uns die Polen nausgetriebm“.
Vertreibung, Ankunft und Neuanfang im Kreis Zittau 1945–1950. Hardcover, 268 Seiten, zahlreiche Abbildungen. 25,00 Euro.
Zu bestellen über den Via Regia Verlag, Am Kunathsberg 28, 01936 Königsbrück, Tel. 035795/16010, Mail: info@via-regia-verlag.de